H.eccl.
3166
f

H. eccl. 3166 f.

Leipoldt

~~Marie Heydt.~~

Mathilde Bezold.

12 kr.

Mathilde Bezold.

~~Marie Heÿdt~~

1850.

Marie [illegible]

Die Geschichte der christlichen Kirche,

zunächst für

Schulen und Katechesationen

bearbeitet

von

Wilhelm Leipoldt,
Pastor an der evangelischen Gemeinde Unterbarmen.

19069.
Sammel... für landes... Sch...
Bayerische Staatsbibliothek München
Gu 1255

Schwelm, 1844.
Druck und Verlag von M. Scherz.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Der in den Elementarschulen unsrer Gegend bestehende Gebrauch, den Kindern zu Neujahr ein Büchlein belehrenden und unterhaltenden Inhalts in die Hand zu geben, gab Veranlassung, dazu die Geschichte der christlichen Kirche, als einen gleich wissenswürdigen und anziehenden Gegenstand zu benutzen. Zugleich sollte der Ertrag dieser Büchlein einer eben erst gestifteten Lehrer-Wittwen-Kasse zur Aushülfe dienen. In acht, jahrweise ausgegebenen Heftchen war diese Geschichte bis auf unsre Zeiten fortgeführt, sie hatten in manchen Schulen Eingang gefunden, und da sie dort und da noch begehrt wurden, so überließ ich es gerne den Lehrern, das Ganze nach einiger Ueberarbeitung nochmals zum Besten ihrer Wittwen-Kasse herauszugeben.

Die Verbesserungen bestanden zunächst in einer nothwendig scheinenden Erweiterung der Geschichte des apostolischen Zeitalters und in einer kürzern Zusammenfassung der mittleren Zeiträume. Die acht Abschnitte, die frühere Abtheilung bezeichnend, wurden beibehalten, da sie nicht ganz ungeeignet schienen und ohne völlige Umformung des Ganzen nicht wohl verändert werden konnten. Daß in dem ersten Abschnitte Manches vorkommt, was streng genommen, eher in eine biblische Einleitung als in eine Kirchengeschichte

zu gehören scheint, darüber wird, im Blicke auf den Zweck des Büchleins, niemand rechten wollen. Die Unterscheidungslehren der verschiedenen Kirchengemeinschaften konnten nicht unberührt bleiben, zumal da, wo das in die Kirche eingedrungene Verderben die Nothwendigkeit der Reformation begründet; aber ich habe mich bemüht, die Wahrheit in solcher Weise auszusprechen, daß Friede und Liebe unter den Gliedern verschiedener Bekenntnisse darunter nirgend gefährdet würden.

Bei der Bearbeitung habe ich außer einigen andern, mir zur Hand stehenden Kirchengeschichten vorzugsweise die Milnersche Geschichte der Kirche Christi benutzt.

Als Leser dieses Büchleins dachte ich mir zunächst die obere Klasse einer Elementarschule, die Schüler einer Bürgerschule, Catechumenen in der Zeit der näheren Vorbereitung zur Confirmation, und Freunde des Reiches Gottes, die gerne bei einer einfachen Darstellung des großen und wunderbaren Ganges verweilen, den der Herr seine Kirche geführt hat. Tritt diesen beim Gebrauch dieses Büchleins ihre Stellung in der Gemeinde Gottes klarer vor's Auge, lebendiger vor die Seele, dringt es irgend Jemand, den Herrn in seinem gnädigen Walten in der Kirche zu erkennen, oder um das Kommen des Reiches Gottes zu beten, so ist die Absicht der Herausgabe vollkommen erreicht.

Barmen, 1834.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite.

Einleitung 1

I. Die apostolische Zeit.

1. Die Gründung der Kirche Christi 5
2. Die erste Christengemeinde 8
3. Die ersten Verfolgungen 11
4. Die Ausbreitung des Christenthums im jüdischen Lande 13
5. Die Bekehrung des Saulus 15
6. Der Anfang des Reiches Gottes unter den Heiden 17
7. Apostolische Reisen unter die Heiden . . . 21
8. Fernere Wirksamkeit des Apostels Paulus . . 26
9. Petrus 30
10. Jacobus der größere und der kleinere . . . 32
11. Die übrigen Apostel und ihre Gehülfen . . 33
12. Die Zerstörung Jerusalems 35
13. Johannes 38

II. Die Zeit der Verfolgung.

14. Die Christengemeinde nach der apostolischen Zeit . 41
15. Ursachen der Verfolgungen, und Verhalten der Christen dabei 44

Seite.

16. Geschichte der Christenverfolgung unter den römischen Kaisern 46
17. Ignatius von Antiochien 50
18. Polycarp von Smyrna 51
19. Justin der Märtyrer 54
20. Die Gemeinde Christi zu Lyon und Vienne . . 55
21. Einige berühmte Lehrer der afrikanischen Christengemeinde 58
22. Einzelne Züge von Märtyrern 61
23. Rückblick auf die Zeit der Verfolgung . . . 63

III. Die Zeit der äußern Ruhe.

24. Constantin der Große 67
25. Julian, der Abtrünnige 71
26. Der völlige Sieg des Christenthums über das Heidenthum im römischen Reiche 73
27. Ambrosius von Mayland 75
28. Johannes Chrysostomus 78
29. Aurelius Augustinus 79
30. Die römischen Bischöfe 81
31. Ueberblick über diese Zeit 83

IV. Die Zeit des allmähligen Verfalls.

32. Mohammed 87
33. Mohammeds Lehre und ihre Ausbreitung . . 90
34 Die Christen unter dieser Trübsal . . . 92
35. Die Bekehrung der Deutschen 94
36. Fortsetzung. Bonifazius 98
37. Karl der Große 100
38. Ansgarius, der Apostel des Nordens . . . 101
39. Die griechische und die römische Kirche . . . 104

Seite.

V. Die Nacht und die Morgenröthe.

40. Das Papstthum auf dem Gipfel seiner Macht . 106
41. Die Kreuzzüge und ihre Folgen 111
42. Innerer Zustand der christlichen Kirche . . . 115
43. Spuren des wahren Christenthums in dieser Zeit . 118
44. Bernhard von Clairvaux 120
45. Die Waldenser 122
46. Johann Wiklif 127
47. Johann Huß 128
48. Allgemeiner Ueberblick über diese Zeit . . . 131

VI. Der neue Tag.

49. Nächste Veranlassung zur Reformation . . . 135
50. Luthers früherer Lebensgang 138
51. Luther der Reformator, seine Mitarbeiter und seine Feinde 142
52. Fortgang des Reformationswerks 150
53. Die Reformation in der Schweiz, — Ulrich Zwingli 155
54. Johann Calvin 158
55. Allgemeiner Ueberblick über das Reformationswerk 162

VII. Der Kampf um die Wahrheit.

56. Der Schmalkaldische Krieg 165
57. Die deutschen Protestanten nach dem Religionsfrieden 168
58. Die Evangelischen in andern Ländern . . . 172
59. Der dreißigjährige Krieg 175
60. Philipp Jacob Spener 179
61. August Hermann Franke 182
62. Die Brüdergemeinde 185
63. Von einigen andern kleinern kirchlichen Gesellschaften 188
64. Rückblick auf diese Zeit 191

Seite.

VIII. Unsere Zeit.

65. Wie der Unglaube in Deutschland wieder aufkam . 194
66. Die französische Staatsumwälzung und ihre Folgen 196
67. Früchte des Glaubens in England 199
68. Ausbreitung des Christenthums in unsern Tagen . 203
69. Was haben wir zu rühmen von unsrer Zeit . 214
70. Was ist zu tadeln und zu fürchten von unsrer Zeit 218
71. Schluß 221

Einleitung.

Wir alle, die wir uns Christen nennen, sind Glieder der christlichen Kirche, das heißt, wir sind durch unsre Taufe aufgenommen in die große Heilsanstalt, die Gott durch Jesum Christum zur Errettung der sündigen Menschen gestiftet hat und deren Zweck es ist, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

Mit uns gehören viele Millionen Menschen in den Bund der christlichen Kirche, nämlich alle, die getauft sind und den Namen Christi bekennen. Eigentlich aber sind nur die wahre Glieder der Kirche Christi, an denen der Zweck dieser Heilsanstalt erfüllt wird: die von Herzen an Jesum Christum, ihren Herrn, glauben und ihm nachfolgen. Die Zahl der äußern Bekenner kann man zählen, aber der Herr allein weiß, wie viele unter diesen in der That und Wahrheit Christen sind. Daher pflegt man zu sagen, unter der äußern, sichtbaren Kirche sei die wahre, unsichtbare Gemeinde des Herrn verborgen!

Es war eine weise, treue Liebe von unserm Herrn, daß er seine Jünger und Nachfolger nicht einzeln stehen ließ, sondern eine innige Vereinigung unter ihnen stiftete, die auf dem Glauben an ihn und auf der Liebe zu ihm beruhte, in welcher er selbst das Haupt sein wollte, sie aber die Glieder sein sollten. Der einzelne Christ würde leicht im Guten ermatten, von der Wahrheit abirren, der Sünde und der Welt unterliegen; sein Stand wäre eben so trostlos und verlassen, wie der eines einzelnen Menschen ohne alle menschliche Gesellschaft. Diese Gemeinschaft dagegen ist für alle einzelnen Glieder ein großer Trost und Segen; sie können und sollen sich unter einander lieben, ermahnen und erbauen, und so ein jeglicher dem andern dienen mit der Gabe, die er empfangen hat. Nur in einer solchen Verbindung können die wichtigen Heilsmittel, die Predigt des Wortes Gottes, die Sakramente, die Seelsorge, recht gedeihlich verwaltet

werden, und nur in einer solchen Verbindung kann es christliche Schulen, Armenanstalten, Waisenhäuser ꝛc. geben. Um uns die Natur und den Segen dieser Gemeinschaft anschaulich zu machen, nennt die heilige Schrift die christliche Kirche bald das Reich Gottes, bald das Himmelreich, die Gemeinde, den Leib oder den Tempel Christi.

Die christliche Kirche hat schon lange unter den Menschen bestanden. Sie ist vor 1800 Jahren im Morgenlande, in Judäa gegründet worden, und hat seitdem mannigfaltige, wunderbare Schicksale auf Erden erlebt. Sie ist von allen Seiten angefeindet, bedrängt, verfolgt, durch innere und äußere Streitigkeiten zerrüttet worden, aber sie ward wunderbar erhalten und errettet, und hat es erfahren, daß ihr Herr und Haupt im Himmel zur Rechten Gottes sitzt. Aus einem kleinen Senfkorn ist sie zu einem großen Baume erwachsen; sie ist aus weiter Ferne bis zu uns herübergekommen, und dann weiter bis zu den entferntesten Welttheilen gedrungen, und sie wird, diese Verheißung ist ihr gegeben, noch einst die ganze Erde erfüllen.

Eigentlich ist die große Heilsanstalt Gottes, wenn man bis auf die ersten Spuren derselben zurückgeht, noch älter als das Christenthum und fast so alt, als das Menschengeschlecht selbst. Schon sogleich nach dem Sündenfalle wurde unsern ersten Aeltern ein Erlöser und eine Erlösung verheißen. (1. Mos. 3, 15.) Alles was Gott seitdem zur Erziehung des Menschengeschlechts gethan hat, und insbesondere die wunderbare Führung des Volkes Israel stand in genauem Zusammenhange mit dieser Verheißung; das alles sollte die Menschen vorbereiten auf das Kommen des Sohnes Gottes und auf die mit ihm erscheinende Zeit des Heils. Was uns die heilige Schrift von Abraham, Moses, David und von andern Männern Gottes erzählt, das sind eigentlich nicht viele einzelne Geschichten, die unter einander in keinem Zusammenhange stehen, sondern es sind nur einzelne Züge der Einen großen Geschichte, wie Gott die Anstalt des Heils 4000 Jahre hindurch gegründet, vorbereitet und unter dem Volke Israel im Stillen weiter geführt hat, bis sie zur Zeit des neuen Testaments in der christlichen Kirche allen Völkern zu ihrem ewigen Heile dargeboten wird. So enthält also auch schon das alte Testament, das uns so viel von den Verheißungen Gottes und von den Hoffnungen der Väter erzählt, eine Geschichte des Reiches Gottes, eine Kirchengeschichte, die von Anfang an bis auf die Er-

scheinung des Sohnes Gottes geht. Wie nun Christus, der Herr, die verheißene Erlösung in seinem Leben, Leiden und Sterben wirklich gegründet hat, und dadurch der einige und ewige Grund unseres Heils geworden ist, das erzählen uns die vier Evangelisten. Daran reihet sich die Apostelgeschichte, die uns berichtet, wie es mit der Gründung der Kirche Christi zugegangen, wo und unter welchen Umständen und durch welche Männer Gottes sie zuerst ausgebreitet wurde. Damit schließt die Geschichte der heiligen Schrift, nachdem sie uns noch in der Offenbarung Johannis einen tröstlichen Blick in die letzte große Siegesgeschichte des Reiches Gottes gegeben hat; und was sich nun weiter ereignet hat, das müssen wir aus andern Schriften lernen. Und, Gott sei Dank, es hat in jedem Zeitalter der Kirche treue und fromme Männer gegeben, die die Geschichte ihrer Zeit aufgezeichnet haben, so daß wir im Stande sind, ihrem ganzen Gange vom Tage ihrer Gründung an bis auf unsre Zeiten zu folgen.

Wer das große Glück zu schätzen weiß, ein Christ zu sein, dem kann es nicht gleichgültig sein, zu wissen, wie es zu allen Zeiten um die große Heilsanstalt Gottes auf Erden gestanden hat. Ist es wichtig, die Geschichte der verschiedenen Länder und Völker kennen zu lernen, die doch nur äußere Begebenheiten erzählt, und von Krieg und Frieden, vom Steigen und Sinken der Nationen handelt; wie viel wichtiger ist es, zu wissen, wie sich die verschiedenen Menschengeschlechter in verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen gegen die Gnade und Wahrheit Gottes verhielten, die unter ihnen waltete. Ueberdies finden wir in der Geschichte der christlichen Kirche Aufschluß über manche wichtige naheliegende Frage, z. B.: wie sich die Christen in der schweren Verfolgungszeit verhalten haben; wie es zugegangen sei, daß unsre Väter Christen geworden; wie es sich mit den verschiedenen Bekenntnissen in der christlichen Kirche verhalte u. s. w.

Aber außer der erfreulichen Bereicherung unserer Erkenntniß bietet uns die christliche Kirchengeschichte auch noch manchen Segen für unser Herz dar.

1) Sie ist mehr, als jede andre Geschichte, ein Denkmahl der wunderbaren Führung Gottes; sie zeigt uns, wie viel Gott gethan hat, um die Menschen zum Besitze der heiligsten und unentbehrlichsten Güter zu führen und sie dabei zu erhalten.

2) Sie ist eine fortgehende Verherrlichung Jesu Christi, der durch sein Versöhnungswerk die Kirche auf Erden gegründet, den ganzen Gang derselben vorherverkündigt, (z. B. in den sieben Gleichnissen Matth. 13.) und sie vom Himmel herab geschützt, erhalten und regiert hat.

3) Sie ist ein augenscheinlicher Beweis von der Göttlichkeit des Christenthums. Weder durch die Macht der Gewaltigen, noch durch die Menschenweisheit der Gelehrten konnte das Christenthum unterdrückt und überwältigt werden. Alle von Menschen gestiftete Religionen werden nur mit Mühe eine Zeitlang aufrecht erhalten, und gehen dann wieder unter; die Kirche Christi aber ist, ohne menschlichen Schutz und Waffengewalt zu bedürfen, in stetem Siegen und Zunehmen. Sie paßt für alle Zeiten, für alle Völker, für jedes Alter und für jede Stufe der Bildung, und bietet einem jeden Menschen auf eine ihm faßliche Weise den Weg zum ewigen Leben dar.

4) Die Geschichte der christlichen Kirche macht uns mit vielen ehrwürdigen Männern Gottes bekannt, deren Glaubenskraft und heiliges Leben uns noch heute ein erweckendes Beispiel gibt. Nie, auch in den dunkelsten Zeiten der Kirche, hat es ganz an frommen Menschen gefehlt. Das Geschlecht derer, die den Herrn fürchten, ist unvergänglich!

5) Endlich hält uns die Kirchengeschichte auch warnende Beispiele der mannigfachsten Abirrungen von der lautern Wahrheit und die traurigen Folgen desselben vor, und ermahnt uns, treu und einfältig bei dem Worte Gottes zu bleiben, damit wir nicht in Aberglauben und Unglauben fallen.

Möge uns allen aus diesem kurzen Ueberblick über die Geschichte der christlichen Kirche solch ein Segen für Geist und Herz erwachsen!

Um die große Menge der Ereignisse leichter übersehen und das, was jeder Zeit Besonderes angehört, desto besser ins Auge fassen zu können, theilen wir die 18 Jahrhunderte der christlichen Kirche in mehrere Zeiträume ein, die wir nun der Reihe nach an uns vorübergehen lassen werden.

I.
Die apostolische Zeit.

1. Joh. 1, 3.: Was wir gesehen und gehöret haben, das verkündigen wir Euch, auf daß auch Ihr mit uns Gemeinschaft habet und unsre Gemeinschaft sei mit dem Vater und mit seinem Sohne Jesu Christo.

1. Die Gründung der Kirche Christi.

Der Sohn Gottes hatte sein Werk auf Erden vollbracht; er hatte sein Leben zur Erlösung des Menschengeschlechtes dahingegeben, er war siegreich von den Todten auferstanden und hatte die Seinigen durch mancherlei Erweisungen von seinem Leben überzeugt und mit ihnen vom Reiche Gottes geredet. Am vierzigsten Tage nach seiner Auferstehung versammelte er seine Jünger auf dem Oelberge in der Nähe von Bethanien. Er wollte Abschied von ihnen nehmen und zu seinem himmlischen Vater zurückkehren, zuvor aber hatte er ihnen noch einen wichtigen Auftrag zu ertheilen. Schon vor seinem Leiden, als er noch mit ihnen wandelte, hatte er ihnen gesagt, daß sie nach seinem Hingange seine Boten und Zeugen sein und die frohe Botschaft von der geschehenen Erlösung den Menschen verkündigen sollten. Jetzt, in der Stunde des Abschieds übergab er ihnen feierlich diesen großen Beruf. Gehet hin, sprach er, in alle Welt, und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes; und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe!

Damit war denn das Heil und die Seligkeit der ganzen Welt ihnen aufs Herz gelegt, und sie waren zu einem Amte berufen, das an Wichtigkeit aber auch an Schwierigkeit seines Gleichen nicht hat. Wenn die Jünger dabei auf ihre Einsicht und Kraft sahen, so mußten sie sich völlig untüchtig zu diesem Amte fühlen, und in den Tagen des Leidens Jesu Christi hatten sie ja ihre Schwachheit noch besonders erkannt. So hätten sie denn über diesen Auftrag in Furcht und Angst gerathen müssen, wenn nicht der Herr in freundlicher Liebe große Trost- und Verheißungsworte hinzugefügt hätte. Mir ist gegeben, sprach er, alle Gewalt

im Himmel und auf Erden, und siehe, ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende! Dabei befahl er ihnen, daß sie in der Stadt Jerusalem bleiben sollten, bis er ihnen vom Vater den verheißenen Geist sendete und bis sie angethan würden mit Kraft aus der Höhe. Und es geschah, da er sie segnete, schied er von ihnen und fuhr auf gen Himmel. Die Jünger aber beteten ihn an und kehrten wieder nach Jerusalem mit großer Freude.

Die Namen der elf Jünger, die Jesus zu Zeugen seiner Auferstehung und Himmelfahrt machte, waren: Simon Petrus und Andreas, sein Bruder, Jacobus und Johannes, die Söhne Zebedäi, Philippus und Bartholomäus, Matthäus und Thomas, Jacobus, Alphäi Sohn, Simon Zelotes (der Eiferer), und Judas, Jacobi Bruder. Der Zwölfte, Judas Ischarioth, hatte ihn verrathen und ein Ende mit Schrecken genommen. Außer diesen Zwölfen, die die ganze Zeit seines Lehramts hindurch bei ihm gewesen waren, hatte der Herr noch andere Jünger, deren er einst (nach Luc. 10.) siebenzig aussandte, in alle Orte, wo er hinkommen wollte. Auch einige gläubige Frauen waren dem Herrn aus Galiläa nach Jerusalem nachgefolgt und hatten ihm gedient. Diese alle, sammt der Mutter des Herrn und einigen seiner Angehörigen, an der Zahl 120 Personen, waren stets bei einander, einmüthig mit Beten und Flehen. Obschon der Herr nicht mehr sichtbar unter ihnen wandelte, verband sie doch die Liebe zu ihm und untereinander zu einer Familie, und sie warteten auf den himmlischen Beistand, den er ihnen verheißen hatte. Sie waren so fest überzeugt, daß der Herr seine Zusage erfüllen und daß sein Werk auf Erden durch sie fortgehen werde, daß sie beschlossen, ihre Zahl zu ergänzen und an die Stelle des unwürdigen Judas einen andern Zeugen des Todes und der Auferstehung Jesu zu erwählen. Sie stellten dazu zwei Männer dar von denjenigen, welche die ganze Zeit über, die der Herr Jesus bei ihnen aus- und eingegangen war, mit ihnen gewesen waren, beteten und warfen das Loos über sie. Das Loos fiel auf den Matthias, und er ward zugeordnet zu den elf Aposteln.

Zehn Tage nach seiner Himmelfahrt erfüllte der Herr seine Verheißung. Es war gerade am jüdischen Pfingstfeste, das zum Andenken an die Gesetzgebung auf Sinai und als Aerndtedankfest gefeiert wurde, und viele Juden aus allen Gegenden des jüdischen Landes und aus dem Auslande waren in Jerusalem versammelt. Viele von diesen waren am

letzten Osterfeste Zeugen des Kreuzestodes Jesu gewesen und hatten das Gerücht von seiner Auferstehung gehört. Nun mußten sie noch gewisser erfahren, daß der, der auf Golgatha gestorben war, im Himmel lebe und die Seinigen auf Erden wunderbar ausrüste. Denn um 9 Uhr Morgens, als das Volk zum Festopfer im Tempel versammelt war, und die Jünger Jesu in einem Seitengebäude des Tempels zusammen waren, da geschah schnell ein Brausen vom Himmel als eines gewaltigen Windes, und erfüllte das ganze Haus, da sie saßen. Und man sahe an ihnen Feuerflammen, wie zertheilte Zungen, die setzten sich auf einen jeglichen unter ihnen, und wurden alle voll des heiligen Geistes und fingen an zu predigen mit andern Zungen, nachdem der Geist ihnen gab auszusprechen. Das war die versprochene Ausrüstung zu ihrem Amte. Die vorhin schwachen, schüchternen Jünger empfingen durch den heiligen Geist eine Fülle des göttlichen Lebens. Der ganze Zusammenhang des Erlösungswerkes wurde ihnen hell und klar; eine innige Liebe zu ihrem Herrn durchdrang sie und zugleich ein herzliches Mitleid mit den unsterblichen Seelen, die sein Heil nicht kannten. Es wurde ihnen das Vermögen mitgetheilt, fremde, nie erlernte Sprachen zu reden; und als nun eine große Menge aus allerlei Volk sich erstaunend um sie sammelte, da fühlten sie sich angeregt und gedrungen, mit großer Kraft und Freudigkeit von Christo zu zeugen. Vor allen trat Petrus hervor, und hielt in der Kraft des Geistes eine so überzeugende und ergreifende Predigt, daß sie den Menschen durchs Herz ging und überall die Frage entstand: Ihr Männer, lieben Brüder, was sollen wir thun? — Thut Buße, sprach Petrus, und lasse sich ein jeglicher taufen auf den Namen Jesu Christi, zur Vergebung der Sünden, so werdet ihr empfangen die Gabe des heiligen Geistes. Die nun sein Wort gern annahmen, ließen sich taufen, und wurden hinzugethan an dem Tage bei dreitausend Seelen.

Und so war denn durch die Sendung des heiligen Geistes das Werk Christi, das mit seinem Tode erstorben schien, aufs neue aufgerichtet und fest gegründet. Derselbe Geist, der die Jünger Christi zu so freudigen Zeugen ausrüstete, machte auch die andern neubekehrten Christen ihrer Seligkeit in Christo gewiß, und war zugleich das Band, das sie zu Einer großen Gottesfamilie verband. Und derselbe Geist ist es, der die ganze Christenheit auf Erden beruft, sammlet,

erleuchtet und bei Jesu Christo erhält im rechten, einigen Glauben. Darum betrachten wir das Pfingstfest mit Recht als den Stiftungstag der christlichen Kirche, und bekennen in unserm apostolischen Glaubensbekenntnisse: Ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige, allgemeine christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen!

2. Die erste Christengemeinde.

Es war eine gnädige Fürsorge Gottes, daß die Stiftung der Gemeinde Christi zu Jerusalem geschah, und daß die frohe Botschaft des Heils von dort ausgehen sollte. Das jüdische Volk besaß unter allen Völkern allein die Erkenntniß des wahren Gottes, es wußte durch das Gesetz seinen Willen, und war durch die Weissagungen der Propheten auf das Kommen des Messias hingewiesen. Mit Sehnsucht erwartete Israel diesen Erretter und alle, die mit gläubigem Ernste in den Schriften der Propheten geforscht hatten, erkannten, daß die dort angegebene Zeit jetzt gekommen sei. So war also die jüdische Kirche ganz dazu geeignet, das Gefäß und die Hülle zu sein, aus der die neue Heilsanstalt, wie eine Blume aus der Knospe, hervorgehen konnte, und die ersten Christen dachten nicht einmal daran, sich von der jüdischen Kirche zu trennen und eine neue Religionsgesellschaft zu bilden, sondern sie wollten als wahre Israeliten dem Gott, der seine Verheißungen in Christo so herrlich erfüllt hatte, in dem Glauben ihrer frommen Väter dienen.

Die erste Christengemeinde schloß sich zunächst an die zwölf Männer an, die der Herr zu seinen Zeugen erwählt hatte. Diese hießen von nun an nicht mehr Jünger, d. i. Schüler, sondern Apostel oder Gesandte Christi; denn sie waren jetzt erleuchtete Lehrer der heiligsten und wichtigsten Wahrheit, sie standen unter ihren Brüdern als die Stellvertreter und Beauftragte des gen Himmel gefahrenen Jesu; Säulen waren sie, daran die schwächeren Anfänger im Guten sich gleichsam anlehnen sollten, bis auch sie stark würden im Glauben und in der Liebe.

Die Lehre der Apostel war sehr einfach; sie predigten das Evangelium von Christo. Sie bezeugten, was sie von Jesu gesehen und gehört hatten, von seinen Reden und seinen

Thaten, von seiner Liebe und seinem Leiden, von seinem Sterben und Auferstehn. Dabei wiesen sie die Menschen vorzüglich auf die liebevolle Absicht Gottes hin, der seinen Sohn in die Welt gesandt habe, damit die in Sünden verlorene Welt durch ihn erlöset werde und das ewige Leben empfange. Sie ermahnten nun alle dringend und mit großem Ernste, daß sie diese, ihnen dargebotene Seligkeit nicht verachten, sondern sich helfen lassen möchten von ihren Sünden. Zur Bestätigung der Wahrheit ihrer Lehre beriefen sie sich auf das, den Juden wohl bekannte, alte Testament, wo alles, was nun erfüllt sei, im voraus durch die Propheten verkündigt worden wäre. Ihre Lehre sprach das tiefste Bedürfniß der Menschen an; denn das Bewußtsein der Sünde macht alle Menschen innerlich unglücklich, und in jedem Herzen liegt eine Sehnsucht nach Vergebung der Sünde und nach Wiedervereinigung mit Gott verborgen. Einen Weg, zu diesem Heile zu gelangen, verkündigten die Apostel, und zwar den einzig richtigen und untrüglichen, einen so einfachen und erfreulichen, daß sie die Predigt von Christo mit vollem Rechte Evangelium, Freudenbotschaft für alle Menschen nennen konnten. Und Gott bekräftigte ihr Wort durch mitfolgende Zeichen und so wurden täglich hinzugethan, die da selig wurden, zu der Gemeinde, so daß die Anzahl der Jünger Christi bald auf 5000 stieg.

Aber die Apostel empfahlen auch den Glauben, den sie predigten, durch ihr Leben. In heiliger Eintracht, in standhaftem Glauben, in demüthig dienender Liebe waren sie Nachfolger Christi und Vorbilder der Gemeinde, und setzten ihr ganzes Leben daran, um das Reich Christi auszubreiten, und die Menschen, ihre Brüder, dazu einzuladen. Darum folgten die Christen ihnen desto williger nach, und die erste Christengemeinde zu Jerusalem ist ein großes Vorbild für alle Christengemeinden geworden.

Unter diesen ersten Christen fand der traurige Unterschied zwischen wahren Christen und solchen, die es nur dem Namen nach sind, nicht statt; wer sich unter die Jünger Christi aufnehmen ließ, der glaubte auch von Herzen, was er mit dem Munde bekannte, und war entschlossen, dem Herrn nachzufolgen. Diese unverstellte Frömmigkeit der Christen flößte den Juden eine hohe Ehrfurcht gegen sie ein, daß sie Gnade hatten bei dem ganzen Volke; der andern aber wagte es keiner, sich zu ihnen zu thun, oder sie zu beleidigen.

Die Menge aber der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele. Weil sie Einen Gott als ihren gemeinschaftlichen Vater erkannten, so sahen sie sich unter einander als Brüder an; und weil der Herr die Liebe zum Kennzeichen der rechten Jüngerschaft gemacht hatte (Joh. 13, 35.), so suchten sie ihre Liebe auch auf alle Weise thätig zu beweisen. Sie ermahnten und stärkten sich unter einander im Guten, halfen dem wieder zurecht, der von einem Fehler übereilt wurde, beteten für einander, und obgleich die Meisten unter ihnen arm und dürftig waren, hatte doch Keiner Mangel: denn solche, die Häuser oder Aecker hatten, verkauften sie und brachten das Geld zu den Aposteln, und man gab einem jeden, was ihm noth war. Und keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern sie hielten dafür, es gehöre ihnen alles insgemein. Zank und Streit, Stolz und Verachtung, List und Trug, die so oft dem Christennamen Schande machen, waren fern von ihnen. Menschen, die so entschieden nach dem, was himmlisch ist, trachteten, konnten sich leicht über das verständigen, was irdisch und vergänglich ist. Und weil sie durch den Glauben an Jesum Christum eine aufrichtige und demüthige Selbsterkenntniß erlangt hatten, so konnten sie Andre in Wahrheit höher achten, als sich selbst, und betrübten keinen Bruder durch Hochmuth und hartes Urtheil.

Täglich kamen die Jünger Jesu, entweder in einem Seitengebäude des Tempels, oder in dem Hause irgend eines in Jerusalem wohnenden Christen zusammen. Es wurde von ihnen für keine Zeitversäumniß gehalten, sich auch an Werktagen aus der Schrift zu erbauen, mit einander von dem zu reden, was Christus gethan und geduldet hatte, die Predigt der Apostel zu hören und gemeinschaftlich zu beten. Dadurch wuchs ihre Erkenntniß im Guten und ihre Liebe dazu sehr schnell. Vor allem aber am Tage des Herrn, am Auferstehungstage, unserm jetzigen Sonntage, waren sie einmüthig bei einander, feierten das heilige Abendmahl, und stärkten sich unter einander im Glauben und in der Liebe. Zu einer so heiligen Verbindung konnte sich kein Gottloser oder Heuchler hinzudrängen; er wäre sogleich erkannt und ausgeschlossen worden. Wandelte aber einer unter den Christen nicht würdig des großen Berufs, ein Nachfolger Jesu zu sein, so ermahnten ihn die übrigen, hatten eine Zeitlang Geduld mit ihm und beteten für ihn. Wenn er aber nicht von seinen verkehrten Wegen abließ, so hoben sie alle

Gemeinschaft mit ihm auf, und erkannten ihn nicht weiter für einen Bruder.

Dies alles finden wir zusammengefaßt in dem schönen Zeugniß, das die apostolische Christengemeinde Apostelgesch. 2, 42—47. empfängt, in welchem jeder, der sich einen Christen nennt, noch heute erkennen kann, ob er es werth ist, einen so großen, heiligen Namen zu tragen, und solch einer Gemeinschaft anzugehören.

---

3. Die ersten Verfolgungen.

Man sollte meinen, solche Menschen, wie die ersten Christen waren, könnten keine Feinde haben; jeder müsse sie hochachten, lieben und ihnen nachzueifern sich bestreben. Aber wer die Sünde liebt, der kann es nicht ruhig ertragen, wenn andre etwas Besseres suchen, als er. Er hasset das Licht und auch die, die des Lichtes Kinder sind. Der Herr hatte es seinen Jüngern vorhergesagt: haben sie mich verfolgt, so werden sie euch auch verfolgen! In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden!

Die Juden zu Jerusalem, die nächsten Zeugen von dem Glauben und dem heiligen Wandel der Christen, wurden ihre ersten Feinde und Verfolger; das beweis't genugsam, in welchem geistig versunkenen Zustände sich dies Volk damals befand. Zwar war man im jüdischen Lande nie treuer in der äußern Erfüllung des Gesetzes gewesen, als seit der Maccabäischen Zeit, aber es war kein Gehorsam aus Ehrfurcht und Liebe, kein erfreuliches Zeichen von wahrhaft göttlichem Leben, sondern nur ein Zeugniß, daß einst Glaube und Liebe und göttliches Leben hier gewaltet hatte. Denn wenn ein Mensch, der etwas Besseres erkannt hat, sich innerlich von Gott abwendet, so hält er gerne, sich selbst zur Täuschung und zum Troste, die äußere Form der Frömmigkeit noch ängstlich fest. Das arme Volk war fast gänzlich dem Einflusse der beiden mächtigen Partheien, der Pharisäer und Sadducäer, hingegeben, und das waren blinde Leiter. Die Pharisäer (d. i. Abgesonderte, durch Frömmigkeit Ausgezeichnete,) eiferten mit großer Strenge für den Buchstaben des Gesetzes und hielten viel auf äußere gute Werke, auf Fasten, Beten, Almosengeben. Sie glaubten noch mehr thun zu können, als das Gesetz von ihnen forderte, indem

sie den Aufsätzen und Auslegungen der Aeltesten folgten. Aber auch die Gesinnung, aus der das alles floß, achteten sie nicht, trugen gerne ihre Frömmigkeit zur Schau, und waren heuchlerisch, gierig und herrschsüchtig. Zu ihnen hielten sich diejenigen, die noch das väterliche Gesetz äußerlich in Ehren hielten, und ließen sich durch ihre Scheinheiligkeit blenden. Die Sadducäer waren ungläubige Klügler (Apgsch. 23, 8.), die aus dem Worte Gottes nur das annehmen wollten, was ihrer Vernunft begreiflich vorkam und ihnen zusagte. Mit diesen hielten es die Vornehmen, Reichen und Gebildeten. Der große Hause des Volks brachte gedankenlos die vorgeschriebenen Opfer und lebte übrigens in verkehrtem Sinne dahin, umbekümmert um alles, was zu seinem ewigen Heile dienen konnte. Bei diesem stolzen, sichern Sinne konnten die Juden den Herrn Jesum nicht erkennen, als er unter ihnen wandelte; sie verlangten nur einen irdischen Messias, der sie vom Joche der Römer befreite, keinen geistlichen Erretter. Sie wollten nichts wissen von Buße und Bekehrung, denn sie hielten sich für fromm und meinten, bei allen ihren Sünden das geliebte Volk Gottes zu sein.

Denselben Haß, womit die Juden den Herrn verfolgt hatten, trugen sie auch gegen seine Jünger im Herzen, und aus diesen feindseligen Gesinnungen entstanden, wie wir Apgsch. Kap. 3 — 7. lesen, bald wirkliche Verfolgungen. Die erste Veranlassung dazu war folgende: Petrus und Johannes hatten an der Thür des Tempels einen Lahmen gesund gemacht, und dabei dem neugierigen, zahlreich herbeiströmenden Volke die Botschaft von Christo verkündigt. Der hohe Rath, die höchste geistliche Obrigkeit zu Jerusalem, hatte es erfahren, stellte die beiden Apostel vor Gericht und fragte sie, in wessen Namen (d. i. in wessen Kraft und Vollmacht,) sie das gethan hätten. Da bekannte Petrus freudig und mit festem Muthe seinen Glauben an den gekreuzigten Christus und forderte seine Richter so freimüthig auf, der Wahrheit die Ehre zu geben und selbst seine Jünger zu werden, daß die erschrockenen Obersten sie mit der Bedrohung entließen, künftig niemand mehr etwas von Christo zu sagen! Aber Petrus erklärte laut vor ihnen: „Wir können's ja nicht lassen, daß wir nicht verkündigen sollten, was wir gesehen und gehört haben. Urtheilt selbst, ob es vor Gott recht sei, daß wir Euch mehr gehorchen, denn Gott? Apostelgesch. 3 u. 4.

Als nun fortwährend viele Zeichen und Wunder durch

die Apostel geschahen, und viele Kranke gesund wurden dun die Zahl der Jünger sich mehrte, da ließ der Hohepriester sämmtliche Apostel ins Gefängniß werfen. Aber der Engel des Herrn that in der Nacht die Thür des Gefängnisses auf und führte sie heraus und befahl ihnen, früh Morgens in den Tempel zu gehen und frei zu lehren. Am folgenden Tage versammelte sich der hohe Rath zum Gerichte über sie, und hieß sie vor sich führen; die Diener aber fanden zwar die Thüren verschlossen, das Gefängniß aber leer. Da verkündigte ein Bote den staunenden Richtern: „Die Männer, die ihr ins Gefängniß geworfen habt, stehen im Tempel und lehren das Volk!“ Man ließ sie von dorther abholen, doch mehr bittweise, als mit Gewalt, denn man fürchtete das Volk. Ihre Richter waren dieselben, die auch Jesum zum Tode verurtheilt hatten, und es war wirklich schon beschlossen, sie sämmtlich zu tödten, als Gamaliel, ein weiser und angesehener Rathsherr, auftrat, und für sie zum hohen Rathe redete. Es sei, sagte er, schon oft der Fall gewesen, daß Männer aufgestanden wären, und große Dinge vorgegeben hätten; aber weil ihr Unternehmen nicht von Gott gewesen wäre, so habe es immer ein schnelles und schmähliches Ende genommen. Darum sei sein Rath, auch dem Lehren und Wirken dieser Männer ruhig zuzusehen, und nicht einzugreifen. „Denn,“ sagte er, „ist der Rath oder das Werk von Menschen, so wird es untergehen, ist es aber von Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen, auf daß ihr nicht erfunden werdet, als die wider Gott streiten wollen!“ Diese weisen Worte machten einen tiefen Eindruck auf die Rathsversammlung; man beschloß, die Apostel frei zu lassen, doch wurden sie alle vorher gegeißelt. Sie gingen aber fröhlich von des Raths Angesicht, weil sie gewürdigt worden waren, um Christi willen Schmach zu leiden; und hörten nicht auf, alle Tage im Tempel und hin und her in den Häusern zu lehren und zu predigen das Evangelium von Jesu Christo. (Apostelgesch 5, 17 — 42.)

---

4. Die Ausbreitung des Christenthums im jüdischen Lande.

Nicht nur die Botschaft des Evangeliums hatte der Herr seinen Aposteln aufgetragen, er hatte ihnen auch den

Gang bezeichnet, den diese Botschaft nehmen sollte, die Ordnung, in der allmählig dies Licht des Lebens sich immer weiter auf Erden verbreiten sollte. „Ihr werdet meine Zeugen sein,“ hatte er beim Abschiede zu ihnen gesagt, „zu Jerusalem, und in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde.“

Bis jetzt hatten die Apostel nur den ersten Theil ihres Berufs erfüllt, sie waren mit der ersten Christengemeinde in Jerusalem zusammengeblieben; nun fügte es der Herr selbst wunderbar, daß ganz Judäa und Samaria mit der Predigt des Evangeliums erfüllt ward.

In Jerusalem war, unter vielen andern Lehranstalten, auch eine hohe Schule für solche jüdische Jünglinge, deren Aeltern außer dem gelobten Lande unter den Griechen lebten, und deren Muttersprache also nicht die hebräische, sondern die griechische war. Die Zöglinge dieser hohen Schule, deren einstiger Beruf es war, Lehrer und Führer des Volks zu werden, wurden sorgfältig im Gesetze und in vielen Wissenschaften unterrichtet. Aber das Wissen blähte manche unter ihnen auf, und sie suchten ihre Weisheit überall zu zeigen. So stritten sie auch einst mit Stephanus, einem Armenpfleger der Christengemeinde, einem Manne voll Glaubens und heiligen Geistes. Sie hofften, den ungelehrten Mann durch ihre Gelehrsamkeit mit leichter Mühe zu besiegen; aber sie konnten nicht widerstehen der Weisheit und dem Geiste, aus welchem er redete. Aus Zorn und Rache verklagten sie ihren frommen Gegner, und stellten ihn, als einen Lästerer, der wider Mose'n und wider Gott geredet habe, vor den hohen Rath. Vergebens vertheidigte sich Stephanus gegen die unwahren Beschuldigungen aus Gottes Wort und hielt seinen Richtern ihr Unrecht vor; sie bissen vor Wuth ihre Zähne über ihm zusammen, stießen ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn. Gläubig blickte der Märtyrer hinauf, und sahe den Himmel offen, und Jesum zur Rechten Gottes, und freuete sich des großen Trostes. Dann kniete er nieder und betete: „Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht!“ — und als er das gesagt hatte, entschlief er, — der erste unter den Christen, der um des Namens Christi willen getödtet wurde. (Apostelgesch. 6. u. 7.)

Gleich nach seinem Tode brach eine große Verfolgung über die Christen zu Jerusalem aus. Männer und Weiber wurden ins Gefängniß geschleppt und einige getödtet. Es schien, als drohe dem Christenthum der Untergang, denn

die ganze Gemeinde zerstreute sich, und nur die Apostel blieben zu Jerusalem zurück. Aber die zerstreuten Christen suchten nicht nur Ruhe und Sicherheit, sondern sie verkündigten, wohin sie kamen, das Evangelium. In alle Städte Judäas und Galiläas drang durch diese Flüchtlinge ein Strahl des himmlischen Lichts, bis nach Damaskus und Antiochien in Syrien, durch ganz Phönizien, bis zur Insel Cypern hin breitete sich die Lehre Christi aus.

Vor allem war die Wirksamkeit des Armenpflegers Philippus, eines Gehülfen des getödteten Stephanus, reich gesegnet. Er ging zuerst nach Samaria, und fand unter diesem verachteten Volke eine willige Aufnahme, so daß dort bald eine blühende Christengemeinde entstand. Dann begegnete er auf der Straße nach Gaza dem Kämmerer aus Mohrenland, und unterwies ihn von Christo und taufte ihn; endlich zog er längs der ganzen Meeresküste von Palästina, von Asdod bis nach Cäsarea hinab, und predigte allen Städten das Evangelium. (Apostelgesch. 8.)

So hatte der Herr seiner Gemeinde zum erstenmale bewiesen, was er in der Folgezeit ihr immer aufs neue bewies, daß unter seiner mächtigen und gnädigen Führung auch die verderbendrohenden Stürme zum Segen seiner Kirche gereichen sollten. Und denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen! —

5. Die Bekehrung des Saulus.

Keiner freute sich mehr über den martervollen Tod des Stephanus, als Saulus, ein junger Pharisäer, ein Schüler des weisen Gamaliel. Er war zu Tarsus, einer berühmten Stadt in der kleinasiatischen Provinz Cilicien geboren, und hatte in seiner Jugend eine sorgfältige Bildung genossen. Nachdem er in der griechischen Weisheit wohl bewandert war, hatten ihn seine Aeltern nach Jerusalem gesandt, damit er dort das Gesetz und dessen Auslegung kennen lernte. Bald übertraf er an Einsicht und Eifer alle seine Mitgenossen, und Vieler Augen waren schon auf ihn gerichtet, von dem man große Hoffnungen hegte. Es war auch in der That etwas Ungewöhnliches, einen Jüngling zu sehen, der so sehr Gaben und große Gelehrsamkeit hatte, wie Saulus, und der in einem Alter, in dem so viele andre

den Lüsten der Welt dienen, vor Eifer brannte, das väterliche Gesetz zu erforschen und zu erfüllen. Allgemein folgte ihm das Lob einer ausgezeichneten Frömmigkeit und er selbst hielt sich auch für fromm und meinte eben so hoch im Wohlgefallen Gottes zu stehen, als er in dem Beifall der Menschen stand. Aber er kannte sein Herz nicht, er wußte nicht, wie sehr ihn im Geheimen Stolz und Eigenliebe erfüllte, und daß eine gründliche und demüthige Selbsterkenntniß der erste Schritt auf dem Wege des Lebens sei. Eben damals wurden die Apostel und ihre Predigt von Christo immer bekannter. Saulus in seiner stolzen Selbstgefälligkeit und in seinem Eifer für das väterliche Gesetz, forschte nicht erst nach dem Grunde ihres Glaubens, sondern hielt sie für Abtrünnige, und faßte einen bittern Haß gegen alle Jünger des Herrn. Es war ihm noch nicht genug, daß einer von ihnen gesteinigt war, er dachte Gott damit einen Dienst zu thun, wenn er sie alle dem Tode überlieferte und den Namen Jesu ausrottete. Darum zerstörte er erst in Jerusalem die Gemeinde, ging hin und her in die Häuser und zog hervor Männer und Weiber und überantwortete sie in das Gefängniß. Und als er hörte, daß viele Christen sich jenseit der Gränzen des gelobten Landes, in der syrischen Stadt Damaskus gesammelt hätten, erbat er sich von den Hohenpriestern Briefe und Vollmacht an die Judenschulen, auf daß, so er etliche dieses Weges fände, Männer und Weiber, er sie gebunden führte gen Jerusalem.

Welch eine Gefahr drohte dem wehrlosen Häuflein von Jüngern, wenn der eifrige Verfolger sie auch hier erreichte! Aber der Herr hatte ihm ein Ziel gesetzt. Als er nahe bei Damaskus kam, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel, und er fiel auf die Erde und hörte eine Stimme, die sprach zu ihm: „Saul, Saul, was verfolgst du mich!“ Er aber sprach: „Herr, wer bist du?“ Der Herr sprach: Ich bin Jesus, den du verfolgst; es wird dir schwer werden, dich mir zu widersetzen!“ Zitternd rief Saulus aus: „Herr, was willst du, daß ich thun soll?“ und der Herr antwortete: „Stehe auf und gehe in die Stadt, da wird man dir sagen, was du thun sollst!“ Nun richtete sich Saulus von der Erde auf, aber er war erblindet, und seine erschrockenen Gefährten nahmen ihn bei der Hand und leiteten ihn in die Stadt. Drei Tage lang aß und trank er nicht, sein Herz war tief erschüttert, über sein ganzes bisheriges Leben ging ihm ein neues Licht auf, er weinte und

betete. Nach dreien Tagen befahl der Herr einem Jünger zu Damaskus, dem Ananias, zu Saulo zu gehen. Der kam und sprach zu ihm: „Lieber Bruder Saul! der Herr hat mich zu dir gesandt, der dir erschienen ist auf dem Wege, daß du wieder sehend und mit dem heiligen Geiste erfüllt werdest.“ Darauf legte er die Hände auf ihn und betete; da wurden seine Augen aufgethan und sein Herz mit Trost und Frieden erfüllt. Und er stand auf, ließ sich taufen und nahm Speise zu sich und stärkte sich. Er blieb aber einige Zeit bei den Jüngern zu Damaskus, und alsobald predigte er Christum in den Schulen, daß derselbe Gottes Sohn sei. Und alle, die es hörten, entsetzten sich über diese schnelle und wunderbare Veränderung.

Nach einigen Tagen aber hielten die Juden einen Rath, daß sie ihn tödteten. Da nahmen ihn die Jünger und ließen ihn in einem Korbe über die Stadtmauer hinab. Saulus floh nach Arabien und brachte dort drei Jahre in abgeschiedener Stille zu. Darauf ging er nach Jerusalem, um die Apostel des Herrn kennen zu lernen, und die Brüder zu besuchen. Anfangs fürchteten sich die Jünger vor ihm, aber Barnabas, ein Lehrer und Aeltester in der Gemeinde, und wahrscheinlich schon früher ein Bekannter des Saulus, führte ihn zu den Aposteln Petrus und Jacobus und stellte ihn der Gemeinde als einen zu dem Herrn Bekehrten und von dem Herrn Berufenen vor. Auch hier predigte Saulus mit großer Kraft, aber die erbitterten Juden faßten Mordanschläge wider ihn. Da das die Brüder erfuhren, geleiteten sie ihn bis Cäsarien und von dort schiffte Saulus nach Tarsen, um in seiner Vaterstadt ruhig abzuwarten, bis der Herr, der ihn erleuchtet und zum Apostelamte berufen hatte, ihn aussenden würde, das Evangelium zu predigen.

Die wunderbare Bekehrung des Saulus geschah vier oder fünf Jahre nach der Auferstehung des Herrn, im Jahre 38 oder 39 nach Christi Geburt.

---

6. Der Anfang des Reiches Gottes unter den Heiden.

Zur Zeit des alten Testaments waren die Juden aufs strengste von allen heidnischen Völkern abgesondert, jede Verbindung und Gemeinschaft mit abgöttischen Menschen war ihnen durch göttliche Gesetze verboten. Das mußte so

sein, um das Volk Gottes vor der Gottesvergessenheit und den Gräueln und Sünden des Heidenthums zu behüten, damit es die ihm überlieferten theuren Schätze der Gotteserkenntniß und der Verheißung treu bewahren könnte. Aber schon die Propheten hatten verkündet, daß zwar Gott nach weisem, wohlbedachtem Rathe die Heiden eine Zeitlang ihre selbsterwählten Wege wandeln lasse, daß aber der verheißene Messias diese Scheidung aufheben, und zugleich Israels Erlöser und der Heiden Heiland sein würde.

In dem stillen, heiligen Gange seiner Führungen hatte Gott, allen menschlichen Augen unbemerkt, die tief versunkene Heidenwelt schon in mancherlei Weise auf den Empfang des Reiches Gottes zubereitet. Der Götzendienst, der mit so vielen Lastern und Sünden verpaart war, hatte seine innere Schändlichkeit klar genug offenbart, die Weisen und Klugen fanden es lächerlich, vor Holz und Steinen zu knien, und wußten doch in aller ihrer Weisheit nichts Besseres und Tröstlicheres an die Stelle des Götzendienstes zu setzen. Das Volk wurde durch die Menge der Götter und durch ihre Verehrung mit beständiger Furcht und Sorge gedrückt, und unter der schweren Last keimte das Verlangen nach einer seligeren Religion. Durch die Juden, die seit den letzten Jahrhunderten in Aegypten, Syrien, Kleinasien, Griechenland und Rom zerstreut lebten, waren die Heiden allmählig mit einer bessern Gotteserkenntniß vertraut geworden, und es war nichts seltenes, daß Heiden von innerem Drange getrieben, aus weiter Ferne nach Jerusalem reis'ten, um dort an den Festtagen im äußern Vorhofe den wahren Gott anzubeten. Diese, gleichsam in der Mitte zwischen dem Juden- und Heidenthum stehenden Menschen nannte man Judengenossen oder Gottesfürchtige aus den Heiden.

Auch durch die äußeren, bürgerlichen Verhältnisse der Staaten hatte Gott dafür gesorgt, diese Zeit für die allgemeine Ausbreitung seines Reiches recht geeignet zu machen. Fast alle Theile der bekannten Welt in Europa, Asien und Afrika waren damals in dem großen römischen Reiche zu Einer Monarchie vereinigt. Dies Reich war unter beständigen, blutigen äußern und innern Kriegen zu einer so ungeheuren Größe herangewachsen. Nun hatte es sein Wachsthum vollendet, die wilden Kräfte der Habsucht und des Ehrgeizes schienen für eine Zeitlang zu schweigen, und unter dem milden Scepter des Kaisers Octavianus Augustus

trat zum ersten Male nach so unzähligen Stürmen ein allgemeiner Weltfriede ein. Auch das jüdische Land gehörte jetzt zum römischen Reiche, und so wurde das Wort des Herrn, das nun unter die Heiden ausgehen sollte, weder durch Kriegsgetümmel aufgehalten, noch in die engen Gränzen eines einzelnen Staaten eingeschlossen, es konnte durch ganze Welttheile frei und siegreich weiter dringen. Und auch das kam noch zu Hülfe, daß im weiten römischen Reiche überall die griechische Sprache gesprochen und verstanden wurde, die auch den Juden schon längst bekannt war. Das Feld der Heidenwelt war weiß zur Aerndte.

Jesus selbst ging nicht zu den Heiden, er war nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel gesandt. Diesem Volke sollte nach Gottes Verheißung die Seligkeit des Reiches Gottes zuerst angeboten werden. Aber es war bedeutsam, daß schon an seiner Krippe ihm einige heidnische Weise, als ihrem Könige, huldigten (Matth. 2.), und daß das kananäische Weib, eine Heidinn, auf ihr anhaltendes Bitten, Aufnahme und Hülfe bei ihm fand (Marc. 7.). Als er seine Jünger zum ersten Male vor sich her sandte, sprach er zu ihnen: Gehet nicht auf der Heiden Straße und ziehet nicht in der Samariter Städte. Aber er sagte selbst: „Ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle:" und vor seiner Himmelfahrt befahl er seinen Jüngern: Gehet hin in alle Welt, und predigt das Evangelium aller Creatur!

Die Apostel wandten sich nach ihres Herrn Anweisung zuerst an die Juden, und warteten, bis der Herr ihnen weiter Bahn machte. Man kann es sich leicht vorstellen, wie ferne ihnen anfangs noch der Gedanke lag, die bisher bestandene Absonderung des jüdischen Volks aufzugeben, und mit den Heiden in Gemeinschaft zu treten. In solchen schwierigen Fällen, wo ein noch unbekannter Weg vor uns liegt, ists immer wohlgethan, genau auf die Führung Gottes zu achten, nirgend vorzueilen und nirgend zurück zu bleiben, da Gott die, die sich von ihm leiten lassen wollen, treu unterweisen wird. So durften auch die Apostel überall nur den unverkennbaren Winken Gottes folgen. Wir haben schon gehört, daß der Armenpfleger Philippus, bei der Zerstreuung der Gemeinde nach des Stephanus Steinigung, zu den Samaritern ging, und dort mit großem Segen das Evangelium predigte. Die Apostel zu Jerusalem sandten darauf Petrum und Johannem zu den Neubekehrten, die

beteten über sie, daß sie den heiligen Geist empfingen. Die Mittheilung des heiligen Geistes durch Handauflegung war ein apostolisches Vorrecht, und damit wurden zugleich die außerordentlichen Wunderkräfte und Sprachengaben mitgetheilt, durch welche der Herr sich in den Stiftungstagen seiner Gemeinde unter den Menschen verherrlichte. Dadurch nun, daß die einst so verachteten Samariter im Glauben an Jesum so hohe Vorzüge empfingen, wie sie vorhin nur einzelne Propheten unter den Juden empfangen hatten, gab der Herr ein deutliches Zeugniß, daß er auch sie mit zu seinem Volke zähle.

Bald nach der Aufnahme der Samariter gelangte die fröhliche Botschaft vom Reiche Gottes auch an gottesfürchtige Judengenossen aus heidnischem Geschlechte. Solche waren der Kämmerer aus Mohrenland, den Philippus taufte (Apgsch. 8.), und der Hauptmann Cornelius zu Cäsarien, zu dem Petrus gesandt ward (Apostelgesch. 10.). Anfangs fürchtete sich der Apostel, zu Heiden einzugehen, aber eine besondre Erscheinung machte ihn getrost, und als nun, während er dem Hause des Cornelius das Evangelium von Christo predigte, der heilige Geist ausgegossen ward über alle, die dem Worte zuhörten, rief er erstaunt und freudig aus: Mag auch jemand das Wasser wehren, daß diese nicht getauft werden, die den heiligen Geist empfangen haben, gleichwie auch wir? Und er befahl sie zu taufen in dem Namen des Herrn.

Aber unaufhaltsam drang das Reich Gottes nun auch zu solchen Heiden, die vorher in keiner Verbindung mit dem Volke Gottes gestanden hatten. Einige der in der Verfolgung zerstreuten Gläubigen von Jerusalem hatten in Phönizien und Syrien das Wort von Christo ausgebreitet, und zwar, wie es bisher immer nur geschehen war, unter den dort wohnenden Juden und gottesfürchtigen Judengenossen. Diese aber sagten ihren heidnischen Nachbarn und Bekannten davon, und eine große Zahl von Heiden, besonders in der syrischen Stadt Antiochia, wurden gläubig und bekehrten sich zu dem Herrn. So entstand mit Einem Male, mitten im Heidenlande, ohne menschlichen Plan, und fast ohne Zuthun der Menschen, eine blühende Gemeinde Christi, in welcher ehemalige Juden und Heiden vereinigt waren. Da das die Gemeinde zu Jerusalem hörte, sandte sie ihnen den Barnabas, einen frommen Mann, voll Glaubens und heiligen Geistes, zum Lehrer. Unter seiner Aufsicht wuchs

die Gemeinde bald zu einer solchen Größe, daß er einen thätigen Gehülfen bedurfte. Er reis'te daher nach Cilicien, und holte den Saulus aus seiner stillen Verborgenheit zu Tarsus dorthin. Beide pflegten vereint mit noch andern Lehrern das große Werk des Herrn. Die Angehörigen Christi, die sich bisher unter den Juden nur Jünger oder Gläubige nannten, wurden hier zuerst, zum Unterschiede von den Heiden, Christen genannt.

Freilich standen die Christen aus den Heiden und die aus den Juden sich anfangs noch etwas schüchtern und fremde gegenüber. Aber bei einer Theurung, die unter dem Kaiser Claudius entstand, sammelten die Christen zu Antiochien eine reiche Gabe, und schickten sie durch Barnabas und Saulus ihren armen Brüdern in Judäa. So wurde die Liebe, die aus dem Glauben kommt, das heilige Band, das diese Unbekannten und Entfremdeten brüderlich zu Einer Herde des Herrn verband.

---

7. Apostolische Reisen unter die Heiden.

Barnabas und Saulus hatten ein ganzes Jahr hindurch in der Gemeinde zu Antiochien gearbeitet, und viel Volks gelehrt, als der göttliche Befehl an sie erging, auszugehen und das Evangelium noch weiter unter den heidnischen Völkern auszubreiten. Die Gemeinde entließ sie betend und segnend zu dem großen Werke, und ein junger Christ aus Jerusalem, Johannes Marcus, schloß sich ihnen als Begleiter an. Saulus, der von dem Herrn den besondern Beruf empfangen hatte, Apostel unter den Heiden zu sein, vertauschte von nun an seinen jüdischen Namen mit dem römischen Paulus. Die Geschichte dieser ersten Reise zu den Heiden, die etwa im Jahre 45 nach Christi Geburt geschah, finden wir Apostelgesch. Kap. 13 u. 14. Die Apostel zogen zuerst in das Vaterland des Barnabas, in die Insel Cypern, und nachdem sie dort gute Aufnahme gefunden hatten, wandten sie sich nach Kleinasien. Sie predigten das Evangelium in Antiochien in Pisidien, (wohl zu unterscheiden von dem Antiochien in Syrien, von wo sie ausgereis't waren,) in Iconien, Lystra und Derbe. Ueberall, wo sie Juden antrafen, wandten sie sich an diese zuerst; aber fast überall fanden sie bei ihnen stolze Verachtung ihrer Botschaft, und

nicht selten offenbaren Widerspruch und Verfolgung. Desto freudiger nahm die Heiden das Wort auf, und in jeder Stadt, wo die Apostel gewirkt hatten, sammelte sich eine kleine Schaar von Gläubigen. Nach vielen Mühseligkeiten und Gefahren, aber auch durch reichen Segen erfreut und getröstet, kehrten die Boten Christi nach Antiochien zurück, und erzählten der Gemeinde, was Gott unter den Heiden gethan habe.

Bald nach ihrer Zurückkunft kam eine ernste Streitfrage in der Gemeinde auf. Einige jüdische Christen waren von Jerusalem gekommen und hatten die Jünger zu Antiochien gelehrt: Wo ihr euch nicht beschneiden lasset nach der Weise Mosis, so könnt ihr nicht selig werden! Viele unter den Judenchristen, und namentlich solche, die sich vorher zu pharisäischen Grundsätzen bekannten, konnten sich den Eingang der Heiden in das Reich Gottes nur unter der Bedingung denken, daß diese erst Juden würden und die Beschneidung und das jüdische Opfergesetz auf sich nähmen. Da man sich darüber nicht einigen konnte, so wurden Paulus, Barnabas und einige andre Lehrer nach Jerusalem abgeordnet, um den Aposteln und Aeltesten diese Frage zur Entscheidung vorzulegen. Sie berichteten dort den Erfolg ihrer apostolischen Reise zu den Heiden; auch Petrus erzählte, wie er zu Cornelius geführt worden sei; und die Apostel urtheilten, da Gott den Heiden den heiligen Geist gegeben habe, ohne daß sie zuvor an das jüdische Gesetz gebunden wären, und da die Christen ja nicht durch die Beobachtung des Gesetzes, sondern durch die Gnade des Herrn Jesu Christi selig zu werden glaubten, so dürfe man die Heiden nicht dazu nöthigen. Das jüdische Gesetz sei nur ein Erziehungsmittel für das Volk Israel gewesen, das sie auf Christum hinweisen sollte, nun er da sei, sei kein Opfer und keine Beschneidung ferner nöthig. Als Paulus und Barnabas diese Antwort nach Antiochien brachten, wurden die Jünger des Trostes froh.

Um die neugegründeten Gemeinden im Heidenlande im Glauben zu befestigen, trat Paulus im Jahre 53 eine zweite Reise in die Heidenländer an, die etwa 3 Jahre dauerte und die uns Apostelgesch. 15, 36. bis Kap. 18, 22. beschrieben wird. Barnabas wünschte seinen Vetter, Johannes Markus, überall zum Reisegefährten, aber Paulus wollte nicht darein willigen, weil dieser damals noch junge Christ sie auf der ersten Reise, wahrscheinlich aus Furcht oder aus Vorurtheil gegen die Heiden, verlassen hatte und zurück-

gekehrt war. Darüber trennten sich nun die beiden Apostel, und zogen jeder seinen besondern Weg. Barnabas wandte sich mit Markus wieder, wie das vorige Mal, zur Insel Cyprus; Paulus wählte den Silas, einen jungen Christenlehrer von Jerusalem, zu seinem Begleiter, und zog durch Syrien und Cilicien.

Nachdem er einige auf der vorigen Reise gestiftete Gemeinden besucht hatte, drang er mit seiner Heilsbotschaft noch weiter, bis in die vorderste Landschaft Kleinasiens, bis nach Galatien. Dort wohnten mitten unter den Griechen deutsche Colonisten, die 300 Jahre früher aus Gallien (Frankreich) und aus den Rheingegenden hierhin verpflanzt waren. Diese nahmen den Apostel und seine Lehre mit großer Freude auf (Gal. 4, 14. 15.), und gerne wäre dieser noch länger unter ihnen geblieben, aber er fühlte sich gedrungen, sein Arbeitsfeld noch weiter auszudehnen. Indem er betend erwog, ob er hierhin oder dahin sich wenden sollte, wurde er durch eine Erscheinung im Traume darauf gewiesen, über das Meer hinüber nach Europa zu schiffen. Er folgte gehorsam diesem Winke, und so wurde durch Gottes gnädige und wunderbare Führung unser Welttheil schon so frühe durch das himmlische Licht des Evangeliums erleuchtet. Mit Silas und zwei andern Gehülfen, die sich in Kleinasien an ihn angeschlossen hatten, mit Timotheus und Lukas, betrat Paulus die neue, unbekannte Bahn. Das erste Land, das vor ihm lag, was das griechische Macedonien, und Philippen die erste europäische Stadt, die die Botschaft von Christo empfing. Das Wort des Herrn war dort der Lydia und dem Kerkermeister gesegnet. In der Hauptstadt Macedoniens, in Tessalonich, wurde eine blühende Christengemeinde gesammelt, voll Glaubens und guten Eifers für die Wahrheit. Aber Verfolgung trieb den Apostel schnell aus jener Gegend, und nun zog er nach Athen, und verkündigte diesen hochgebildeten Heiden zu ihrem Erstaunen den ihnen unbekannten Gott. Am längsten, nämlich anderthalb Jahre, verweilte Paulus auf dieser Reise in der großen Handelsstadt Corinth, lehrte dort Juden und Heiden und verdiente zugleich seinen Unterhalt mit seiner Hände Arbeit als Zeltweber oder Teppichwirker. Hier bekam er Nachricht über seine geliebte Gemeinde zu Tessalonich, über ihr gedeihliches Wachsthum und ihre feste Standhaftigkeit in Widerwärtigkeit, und schrieb voll väterlicher Liebe bald nach einander zwei Briefe dorthin, die wir noch in unserm

neuen Testamente haben, und in denen er diese jungen Christen zur Treue in ihrem Glauben und zum rechtschaffenen Wandel ermahnt, und sie warnt vor Irrlehrern und Schwärmern, die ihre Gedanken über die Zukunft Christi mit der göttlichen Wahrheit vermischten. Nach einem kurzen Besuche in Ephesus und bei der Gemeinde zu Jerusalem, kehrte der Apostel nach Antiochien zurück.

Aber der große, reichgesegnete Pflanzgarten in Kleinasien und Griechenland verstattete es diesem Zeugen Gottes nicht, lange im stillen Kreise einer einzelnen, so wohl versorgten Christengemeinde zu bleiben. Ueberall war die Hand des Gärtners nöthig, um dort die weite Wüste in einen Garten Gottes umzuwandeln, oder um da, wo er vorhin schon gesäet hatte, das Unkraut falscher Lehren auszurotten, das der Feind überall unter den Weizen streute. Es war im Jahre 57, als der Apostel zum drittenmale auszog, um die Länder und Christengemeinden Kleinasiens zu besuchen. Diesmal war sein Blick vorzugsweise auf die große, volkreiche Stadt Ephesus gerichtet, die gleich berühmt war wegen ihres Welthandels und wegen ihres Götzentempels. Solche große Hauptstädte wählte der Apostel gern zu seiner Verkündigung, weil dort Menschen aus den verschiedensten Gegenden zusammentrafen und sich von da aus das Evangelium am leichtesten durch ganze Länder verbreitete. Drittehalb Jahre wirkte der Apostel in dieser Weltstadt in großem Segen; seine Gehülfen breiteten unterdeß in der weiten Umgegend das Wort aus und stifteten Gemeinden zu Laodicea, Colossen, Smyrna, Sardis, Philadelphia u. s. w. Auch uns sind noch zwei theure Denkmahle jenes Aufenthalts des Apostels in Ephesus übrig geblieben, der Brief an die Galater und der erste Brief an die Corinther, die Paulus in dieser Zeit schrieb.

Beide Briefe sind voll ernster, väterlicher Bestrafungen, denn sowohl in dieser als in jenen Gemeinden war vieles vorgefallen, was den Apostel tief betrübte. Falsche, jüdische Lehrer hatten in Galatien die Lehrer des Apostels verdächtig gemacht, und wollten die Christen wieder zum Gesetz und zur Beschneidung zwingen. Aber der Apostel ruft in seinem Briefe diesem wankelmüthigen, leicht bethörten Volke zu: Bestehet in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat und laßt Euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen; denn in Christo Jesu gilt weder Beschneidung noch Vorhaut etwas, sondern der Glaube, der durch die Liebe thätig ist!

In Corinth waren Spaltungen unter den Gläubigen entstanden, man hatte angefangen, sich nach denjenigen Lehrern zu nennen, durch welche man zum Christenthum gekommen war, und sprach von Paulischen, Apollischen und Petrinischen (Kephischen) Christen. Ueberdies hatte mancherlei Unordnung und Aergerniß sich eingeschlichen; und so bedurfte es die Gemeinde wohl, ernstlich an die Wahrheit erinnert zu werden: Ihr seid der Leib Christi, und Glieder, ein jeglicher an seinem Theil! Diesen ernsten Ermahnungen fügt der Apostel noch einen herrlichen Unterricht bei über das heilige Abendmahl, über die verschiedenen geistlichen Gaben, über die Liebe und über die Hoffnung der künftigen Auferstehung.

Von Ephesus kam der Apostel über Troas wieder nach Europa herüber, und stärkte die Gemeinden von Macedonien im Glauben. Hier erfuhr er, welch einen tiefen, gesegneten Eindruck sein ernster Brief in Corinth gemacht hatte. Die Gemeinde war göttlich betrübt worden, und hatte die Unordnungen abgestellt, aber die Feinde Pauli fuhren immer noch fort, ihn verdächtig zu machen. Da schrieb er einen zweiten Brief an die Gemeinde, voll tröstender Liebe und väterlicher Ermahnung und schließt mit den Worten: Zuletzt, liebe Brüder, freuet Euch, seid vollkommen, tröstet Euch, habt einerlei Sinn, seid friedsam; so wird der Gott der Liebe und des Friedens mit Euch sein! — Und nicht lange darauf kam er selbst, die Gemeinde zu besuchen, und blieb ein Vierteljahr zu Corinth.

Von Corinth ging das vierte Sendschreiben auf dieser Reise aus, der Brief an die Christen zu Rom, der den ganzen Kern des Evangeliums in sich enthält.

So weit war schon die Botschaft von Christo ins Abendland gedrungen, daß auch in der Hauptstadt des römischen Reichs eine Christengemeinde bestand, aus vormaligen Juden und Heiden gemischt. Die Christen aus dem Judenthum waren hier, wie überall, geneigt, sich wegen ihrer Gotteserkenntniß und der äußern Beobachtung des Gesetzes einen Vorzug über die Heidenchristen zuzuschreiben, aber der Apostel beweis't beiden, Juden und Heiden, recht überzeugend, daß sie vor Gott Sünder seien, und daß weder sie, noch irgend ein Mensch aus Verdienst der Werke selig werde, sondern allein aus göttlicher Gnade durch den Glauben an den Sohn Gottes. Das ist zusammengefaßt in dem herrlichen Zeugniß, Röm. 3, 23. 24.: Es ist hier kein Unter-

schied rc. Von dem Einzelnen blicket dann der Apostel auf den ganzen Gang des Reiches Gottes, und spricht tiefe Wahrheiten aus. Obgleich Gott den Vätern Israels das Reich Gottes verheißen hat, ist er doch, da sie ungläubig und ungehorsam sind, nicht, wie es die Juden meinen, an dies Volk gebunden. Es ist ein wunderbarer und heiliger Weg Gottes, daß er die widerstrebenden Juden ihrer Blindheit überläßt, und sich aus den Heiden sein Volk sammelt, damit einst durch diese auch Israel wieder zum Reiche Gottes gerufen werde. So werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein. Mit herrlichen Ermahnungen an die Christen zu Rom schließt der Brief.

Gerne hätte der Apostel auf der Rückreise die Gemeinde zu Ephesus nochmals besucht, aber die Zeit war zu kurz, denn er wollte am Pfingstfeste zu Jerusalem sein und den dortigen armen Christen eine Liebesgabe der griechischen Gemeinden überbringen. Als er aber in der Nähe von Ephesus vorbeikam, versammelte er in der Hauptstadt Milet die Aeltesten jener Gemeinde und nahm von ihnen einen rührenden Abschied (Apostelgesch. 20.), der den Christen um so schwerer ward, weil Paulus ihnen sagte, daß sie sein Angesicht nicht wieder sehen würden. In Cäsarien verkündigte ein Prophet dem Apostel, daß Bande und Trübsal in Jerusalem seiner warteten. Er aber sprach: Ich bin bereit, nicht allein mich binden zu lassen, sondern auch zu sterben zu Jerusalem, um des Namens willen des Herrn!

8. Fernere Wirksamkeit des Apostels Paulus.

Kaum hatten die Juden zu Jerusalem die Ankunft des Apostels erfahren, so fielen sie voller Wuth über ihn her, und würden ihn getödtet haben, wenn nicht römische Soldaten ihn aus ihren Händen befreit hätten. Es entstand ein großer Aufruhr seinetwegen, und viele hatten sich verschworen, weder zu essen noch zu trinken, bis sie ihn umgebracht hätten, so daß der Hauptmann sich genöthigt sah, ihn gefangen nach Cäsarea zu senden (Apgsch. 21 — 23.). Zwei Jahre blieb der Apostel hier in Banden und war scheinbar seinem großen Berufe entrissen. Aber eben diese Gefangenschaft gab Gelegenheit, daß er vor Landpflegern und vor Königen, vor Felix, Festus und Agrippa, das Evan-

gelium bezeugen konnte (Apgsch. 24—26.). Und wie gesegnet muß sein längerer Aufenthalt für die Gemeinden im jüdischen Lande gerade zu dieser Zeit sein, da die Apostel schon in alle Welt ausgegangen waren, und die Unruhen und Empörungen unter dem jüdischen Volke schon den nahen Untergang dieses Reiches verkündigten. Von den erbitterten Juden, die es ihm nie vergessen konnten, daß er ihre Sache verlassen, und sogar Heiden, die sie als verworfene Menschen betrachteten, zur Seligkeit einlade, wollte sich Paulus nicht richten lassen, sondern berief sich auf das Vorrecht eines römischen Bürgers, vor des Kaisers Gericht gerichtet zu werden. So mußte er denn, als Gefangener, die Reise nach Rom antreten. Diese Seereise, die vierte, die er seit seiner Berufung zum Apostelamte machte, war die gefahrvollste von allen. Das Schiff wurde, zur Winterzeit, von Stürmen und Ungewittern auf dem Meere umhergetrieben, und ging endlich in einem Schiffbruch an der Küste der Insel Melite (Malta) unter. Dennoch gelangte der Apostel, wie es ihm eine göttliche Versicherung vorher zugesagt hatte, sammt seinen Gefährten glücklich nach Rom (Apostelgesch. 27, 28.)

Hier brachte er abermals zwei Jahre als Gefangener zu, jedoch in leidlicher Gefangenschaft. Zwar war er nach römischer Sitte durch eine Kette an einen Soldaten der kaiserlichen Leibwache angeschlossen, aber es war den Christen erlaubt, zu ihm zu kommen und seinen Unterricht zu genießen. So predigte er denn in seinen Banden das Reich Gottes und lehrte von dem Herrn Jesu, mit aller Freudigkeit, unverboten.

Und selbst seine geliebten Gemeinden im Morgenlande genossen noch seine Unterweisung. Aus seinem Kerker zu Rom gingen 4 Sendschreiben an die Christen hervor, die wir noch jetzt besitzen; der Brief an den Philemon, der Brief an die Colosser, der Brief an die Epheser und der an die Philipper.

Dem Philemon, einem Christen zu Colossen, sendet der Apostel einen entflohenen Sclaven, den Onesimus, zurück, der während er von seinem Herrn entfernt war, ein wahrer Christ wurde, und dem Apostel in seiner römischen Gefangenschaft diente. Er bereitete ihm durch dies Schreiben eine gute Aufnahme bei seinem Herrn, und läßt ihn zugleich einen Brief an die dortige Christengemeinde überbringen. —

Die Gemeinde zu Colossen, durch Epaphras, einen Gehülfen Pauli, gestiftet, war zwar treugesinnt, aber sie stand in großer Gefahr, durch betrügliche Menschenlehren, die von heidnischen und jüdischen Lehrern vorgebracht wurden, vom rechten Wege der Wahrheit abzuirren. Darum ermahnt sie der Apostel zum Wachsthum in der Erkenntniß Gottes und Jesu Christi, in welchem verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß, und ruft ihr zu: Wie ihr nun angenommen habt den Herrn Christum Jesum, so wandelt in ihm; und seid gewurzelt und erbauet in ihm, und seid fest im Glauben, wie ihr gelehret seid, und seid in demselbigen reichlich dankbar.

Wie es den Colossern an der Weisheit gebrach, so mochte es den Ephesern an der Liebe gebrechen, wie denn ein starker Glaube und ein wahrhaft wiedergebornes Herz dazu gehörte, daß Juden und Heiden fest an einander hielten. Diese stellte der Apostel die große Herrlichkeit der Heilsanstalt vor, wie es Gottes Wille sei, daß alles im Himmel und auf Erden unter Ein Haupt, Christum, zusammengefaßt würde, und wie insbesondere die Gemeinde Christi Ein Leib und Ein Geist sein solle. Er ruft ihnen die Mahnung zu: Lasset uns rechtschaffen sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus!

Seiner vielgeliebten Gemeinde zu Philippen aber, die er seine Freude und seine Krone nannte, ruft der gebundene Paulus zu: Ich freue mich in meinen Banden, freuet auch ihr Euch. Freuet Euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: Freuet Euch!

Nicht mehr in seiner Gefangenschaft zu Rom, sondern nach derselben, aber doch noch während seines Aufenthalts in Italien, schrieb Paulus einen Brief an die Hebräer, oder an die jüdischen Christen im Lande Palästina. Seinen Namen nennt er nicht zu Anfang dieses Briefs, wie in den übrigen Briefen, weil viele noch durch alte Vorurtheile wider ihn eingenommen sein mochten; auch ist es mehr eine Abhandlung und ein Lehrvortrag, als ein Brief. Der Apostel vergleicht das Christenthum mit der alttestamentlichen Heilsanstalt, und zeigt daraus die Herrlichkeit Christi und seiner Erlösung.

Mit der römischen Gefangenschaft des Apostels enden die biblischen Berichte über sein Leben, die uns Lucas in der Apostelgeschichte aufbewahrt hat. Aus spätern Nachrichten wissen wir aber, daß er nach seiner Freilassung seine aposto-

lisches Amt noch mehrere Jahre geführt und sowohl die Gemeinden im Morgenlande, als auch wahrscheinlich die Christen an den Gränzen des Abendlandes, in Spanien, besucht habe. Aus dieser spätern Zeit seines Lebens haben wir noch die beiden Briefe an den Timotheus und den an den Titus. Den ersteren ließ Paulus in Ephesus und den andern in Creta zurück, damit sie jenen Gemeinden in seiner Abwesenheit vorständen. Diese Briefe enthalten eine Anweisung für junge Lehrer und für die Gemeinden zugleich, wie alles nach göttlicher Ordnung einzurichten sei, damit christliches Leben gedeihe und wachse. Man pflegt diese Briefe darum auch Pastoralbriefe zu nennen. Der zweite Brief an den Timotheus ist kurz vor dem Tode des Apostels geschrieben und in ihm bekennt Paulus: Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten, hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit!

Nach einstimmigen Berichten der alten, christlichen Geschichtschreiber kam der Apostel noch einmal nach Rom, gerade zu der Zeit, als der Kaiser Nero die Christen verfolgte, ob freiwillig oder als Gefangener, wissen wir nicht, und wurde im Jahre 67 auf Befehl des grausamsten aller Tyrannen enthauptet.

Wir staunen billig, wenn wir bedenken, wie viel Heil und Segen dieser große, heilige Mann während der kurzen Dauer seines Wirkens über Länder und Völker verbreitete, wie viele Tausende seiner Zeitgenossen er zur Erkenntniß der seligmachenden Wahrheit und zum Frieden des Herzens führte, und wie viele Gefahr, Noth und Schmerz er in diesem großen Berufe willig und freudig übernahm. Und welch ein Exempel der Demuth, Wahrheit und Liebe hat er der Nachwelt hinterlassen, wie viele, die Jahrhunderte nach ihm geboren sind, werden einst in der Ewigkeit ihm danken, daß sie in seinen Schriften den Weg des Lebens gefunden haben. Und alle diese heilige Größe und diese so weithin verbreitende Segensströme hatten ihre Quelle und ihre Kraft in seinem Glauben an den Sohn Gottes, der ihn geliebt und sich selbst für ihn dahin gegeben hatte. Auf einen solchen Gottesmann können wir hinweisen und sagen: Das vermag der Glaube an Jesum Christum aus einem Menschen zu bilden! Er selbst aber gibt uns das schönste Zeugniß über sein Leben und Wirken in den Worten: Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht ver-

geblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet, denn sie alle, nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist! —

9. Petrus.

Simon und Andreas waren Söhne des Fischers Jonas zu Bethsaida, am Galiläischen Meere, und wahrscheinlich beide Jünger Johannis, des Täufers. Andreas war von Johannes auf Christum hingewiesen worden, und als er seinen Bruder Simon fand, rief er ihm zu: Wir haben den Messias, den Gesalbten, gefunden! und führte auch ihn zu Jesu. Jesus gab diesem Jünger den Namen Kephas, oder Petrus, das heißt ein Fels; wahrscheinlich um ihn stets daran zu erinnern, daß seine Nachfolge Festigkeit und unerschütterliche Beharrlichkeit fordere. Die Geschichte des Umgangs Jesu mit seinen Jüngern während seines Lehramts zeigt uns in vielen Zügen, wie nöthig Petrus diese Erinnerungen hatte, denn seine rasche feurige Gemüthsweise, die ihn uns von manchen Seiten so liebenswürdig macht, konnte ihn auch leicht zu schnellen Worten und zu unüberlegten Handlungen hinreißen. Aber sein apostolisches Leben und Wirken ist uns auch ein herrliches Zeugniß dafür, was durch die Gnade Gottes aus einem Menschen werden kann; denn der von Natur so feurige, aufbrausende, bewegliche Mann steht überall da als ein Muster der Geduld, der Sanftmuth und der Treue. Am Pfingstfeste war es dieser Apostel, der nach der Ausgießung des heiligen Geistes zuerst und auf solche überzeugende und eindringende Weise von Christo predigte, daß 3000 Menschen für das Reich Gottes gewonnen wurden. Von dieser Zeit an war er vorzüglich unter den Juden wirksam, denn ihm war das Apostelamt unter dem Volke Israel aufgetragen, wie dem Paulus die Predigt von Christo unter den Heiden. Er bekräftigte das Wort, das er verkündigte, mit Zeichen und Wundern, die er zur Verherrlichung des Namens Christi that. Von seinem ersten apostolischen Wirken ist schon manches erzählt worden, wie er den Lahmen gesund gemacht, den Namen Christi vor dem hohen Rath bekannte, zu den Samaritern gesandt ward, und den römischen Hauptmann Cornelius sammt seinem Hause taufte. Auch er hatte vieles von

der Verfolgungssucht der Juden zu leiden, und nachdem Herodes den Jacobus, den Bruder Johannis, mit dem Schwerte getödtet hatte (Apgsch. 12.), legte er auch den Petrus gefangen. Aber die Gemeinde betete unablässig für ihn zu Gott, und ein Engel des Herrn führte ihn in der Nacht vor seiner Hinrichtung aus dem Kerker.

Wahrscheinlich blieben sämmtliche Apostel in den ersten 15 Jahren nach ihres Herrn Auferstehung in Jerusalem versammelt, um erst die Muttergemeinde im Glauben fest zu gründen, dann aber zerstreuten sie sich in alle Gegenden des römischen Reichs. Petrus suchte überall, in Syrien und Kleinasien, die unter den Heiden zerstreuten Juden auf und predigte ihnen das Evangelium, dann wandte er sich morgenwärts an den Euphrat und nach Babylon, wo einst die Voreltern der Juden gefangen waren, und wo noch zahlreiche Ueberreste dieses Volks überall zerstreut lebten. Von Babylon aus schrieb der Apostel an die Christen in Kleinasien einen eindringenden Brief, in welchem er sie an die großen Vorrechte erinnert, die sie durch das Christenthum empfangen hatten, und sie zur Treue, Geduld und Hoffnung in der Nachfolge Christi ermahnt. Ihr seid, spricht er, das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden deß, der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte!

Gegen das Ende seines Lebens kam er nach Rom. Wahrscheinlich trieb ihn, wie seinen Mitapostel Paulus, die Liebe zu seinen schwer verfolgten Mitbrüdern dahin. Der Kaiser Nero hatte Rom an mehreren Orten anzünden lassen, um sich an der Feuersbrunst zu ergötzen und — damit die Stadt schöner wieder aufgebaut werde. Als das Volk sich darüber wider ihn erhob, schob er die Schuld des Brandes auf die Christen, und ließ sie aufs grausamste verfolgen. Viele wurden gekreuzigt, andre, in Thierfälle genäht, von großen Hunden zerfleischt, mit brennbaren Sachen bestrichen, an Pfähle gebunden und des Nachts angezündet, um als Fackeln den kaiserlichen Lustgarten zu erleuchten. Auch Petrus wurde ins Gefängniß geworfen. Aus seinem Kerker und im Blicke darauf, daß er nun seine Hülle bald ablegen werde, wie ihm der Herr eröffnet habe, schrieb er seinen zweiten Brief an die zerstreuten Christen in Kleinasien. Er enthält die letzten, väterlichen Ermahnungen an die Christen, ihrem Christenberufe treu zu sein in der bevor-

stehenden, gefährlichen Zeit, und sich bereit zu machen auf die Zukunft des Herrn. An demselben Tage, an welchem Paulus durchs Schwert starb, wurde Petrus, der nicht das römische Bürgerrecht hatte, und aus niederem Stande war, ans Kreuz geschlagen. Wäre die Gemeinde Christi auf Menschen gebaut gewesen, so hätte ihr dieser doppelte, harte Schlag den Untergang bringen müssen. Doch, Gott sei Dank, sie hat einen Herrn, dem auch die herrlichsten Rüstzeuge nicht unentbehrlich sind, um seinem Reiche Sieg und Dauer zu geben.

---

10. Jacobus, der größere und der kleinere.

Unter den Aposteln finden wir zwei Jünger dieses Namens. Der eine, Jacobus der größere oder der ältere genannt, ein Sohn des Zebedäus und Bruder des Johannes, war der erste unter den Aposteln, der des Märtyrertodes starb. Herodes ließ ihn durchs Schwert tödten, um sich bei dem Volke beliebt zu machen (Apostg. 12.).

Der andere Jacobus, ein Sohn des Alphäus und ein naher Verwandter von Jesu, lebte bis in eine viel spätere Zeit. Zum Unterschiede von dem Bruder des Johannes, wird er der kleinere oder jüngere Jacobus genannt. Als Apostel wohnte er fast beständig zu Jerusalem, und auch dann, als sich die übrigen Apostel in alle Theile des römischen Reichs zerstreuten, behielt er das Aufseheramt über die Muttergemeinde zu Jerusalem. Von ihm besitzen wir einen wichtigen Brief, in welchem er die Christen im gelobten Lande in ihrer Trübsal tröstet und sie zur Lauterkeit des Sinnes und Wandels ermahnt. Der Glaube, spricht Jacobus, so er nicht Werke hat, ist er todt an ihm selber. Der Wandel dieses Mannes war so rein und tadellos, so würdig und so weise, daß man ihn allgemein den Gerechten nannte, und weil er fortfuhr, das jüdische Gesetz strenge zu beobachten, so waren ihm die Juden weniger feind, als den übrigen Christen. Dennoch mußte auch er zuletzt ihren Haß erfahren. Der Landpfleger Festus war gestorben und sein Nachfolger war noch nicht angekommen. In dieser Zwischenzeit hätte der Hohenpriester eine größere Macht, und diese benutzte er dazu, um den Apostel als einen Abtrünnigen vom Gesetze anzuklagen.

Das geschah vorzüglich aus Rache, weil Paulus, durch seine Berufung auf den Kaiser, ihren Händen entgangen war. Man führte den Jacobus, um die Zeit des Passafestes, auf die Zinne des Tempels, und gebot ihm, vor dem versammelten Volke gegen Christum zu reden. Als er aber ein freimüthiges Bekenntniß für Jesum ablegte, schrie der Haufen, als erführe er erst jetzt, daß Jacobus ein Christ sei: „auch der Gerechte ist verführt!" und stürzte ihn hinab und steinigte ihn. Jacobus behielt von dem Sturze noch so viele Kräfte, daß er auf seine Knie fallen und beten konnte: „Ich bitte, Herr Gott und Vater, für sie; denn sie wissen nicht, was sie thun!" Einer von den Priestern, durch diese Worte betroffen, rief aus: „Was macht ihr? dieser gerechte Mann betet für Euch!" Wüthend trat ein andrer herzu und zerschmetterte dem Knieenden mit einer Keule den Kopf; damit war sein Märtyrertod vollendet. Dies geschah im Jahre 62. Der jüdische Geschichtschreiber Josephus sagt: „Um der Ermordung Jacobi des Gerechten willen kam der Zorn Gottes über Juda und Jerusalem."

---

11. Die übrigen Apostel und ihre Gehülfen.

Von dem Leben und Wirken der meisten Apostel fehlen uns alle zuverlässige Nachrichten. Ohne Zweifel sind sie, nach dem Gebote ihres Herrn, in alle Welt ausgegangen, um das Evangelium allen Völkern zu predigen. Daraus erklärt sich die schnelle Ausbreitung des Christenthums bis in das Innere von Asien und Afrika, wo wir schon bald nach dem ersten Jahrhundert Bekenner des Namens Jesu finden. Der Sage nach soll Andreas nach Scythien, Philippus nach Phrygien, Bartholomäus nach Armenien und Indien, Thomas nach Persien, Matthäus nach Aethiopien, und Simon von Kana nach Mesopotamien ausgegangen sein. Auch ihre Schicksale sind in Dunkel gehüllt. Darin aber stimmen alle Nachrichten überein, daß fast alle um des Christenthums willen, als Märtyrer eines gewaltsamen Todes gestorben seien.

Zwei unter diesen Aposteln haben uns ein schriftliches Zeugniß hinterlassen. Von Matthäus, dem ehemaligen Zöllner, besitzen wir das Evangelium, das seinen Namen trägt. Es ist vorzugsweise an die Christen aus dem Judenthume

gerichtet, weßwegen er sich auch so oft auf Stellen aus dem alten Testament beruft, und aus den Verheißungen die Erfüllung erklärt. Matthäus berichtet uns vornehmlich die Reden und Thaten des Herrn, die ihn als den verheißenen, nun gekommenen großen Propheten und herrlichen König des Himmelreichs darstellen. Von Judas Thaddäus, dem Sohne des Alphäus und Bruder Jacobi, haben wir in unserm neuen Testament einen Brief, in welchem er wider falsche, unsittliche Lehren eifert, und wider aufrührische Gesinnungen gegen die Obrigkeit. Wahrscheinlich wurde er zu jener Zeit geschrieben, wo schon der Aufruhr der Juden gegen die Römer sich zu regen begann.

Unter den Gehülfen der Apostel, deren uns mehrere im neuen Testamente genannt werden, sind für uns die merkwürdigsten: Barnabas, Johannes Marcus, Lucas, Timotheus und Titus.

Barnabas war ein Levit, aus der Insel Cypern, ein begüterter Mann. Er verkaufte seinen Acker, ließ das Geld durch die Apostel unter die Armen vertheilen, und gab sich ganz der Ausbreitung des Christenthums hin. Anfangs lehrte er mit großer Kraft in Antiochien, und war darauf der eifrige und treue Gefährte Pauli auf dessen erster Reise. Später trennte er sich von diesem und trat in apostolischem Ansehen eigene Reise an.

Johannes Marcus wohnte zu Jerusalem. Das Haus seiner Mutter, Maria, war der Ort, wo sich die Christengemeinde oft versammelte. Er selbst war wahrscheinlich einer von den 70 Jüngern, die der Herr außer den Zwölfen um sich hatte. Als naher Verwandter des Barnabas, diente er diesem und dem Apostel Paulus auf ihrer gemeinschaftlichen ersten Reise, und blieb nach ihrer Trennung der Gefährte des Barnabas. Später begleitete er den Apostel Petrus auf seinen Reisen und war bei ihm in Babylon. Auch Paulus gedenkt seiner in seinen Briefen als eines treuen Mitarbeiters; ein Beweis, daß die furchtsame Unentschlossenheit, die ihn auf der ersten Reise zum Umkehren bewog, durch Gottes Gnade völlig in ihm überwunden war. Sein Evangelium zeichnete Markus in Rom auf, zunächst für die römischen Christen, um diesen, die noch vor Kurzem Heiden gewesen waren, auf eine anschauliche und überzeugende Weise die frohe Botschaft von Jesu Christo, dem Sohne Gottes, zu bringen. Er hatte dabei das Evangelium Matthäi vor Augen, und faßte manche Geschichte

kürzer zusammen; anderes aber erläuterte und ergänzte er. Alle alten Nachrichten stimmen darin überein, daß dies Evangelium unter der besondern Leitung des Petrus, des Augen- und Ohrenzeugen, geschrieben sei, und das ist ein neues, herrliches Zeugniß von der Demuth dieses Apostels, daß gerade in diesem Evangelium sein Fall mit den stärksten Ausdrücken beschrieben wird. Der spätere Wirkungskreis des Marcus war Aegypten.

Lucas von Antiochien war ein frommer Arzt, und gleichfalls ein Reisegefährte des Apostels Paulus. Von ihm besitzen wir zwei unschätzbare, geschichtliche Zeugnisse, das Evangelium, das seinen Namen trägt, und die Apostel-Geschichte. Beide sind an seinen Freund Theophilus gerichtet. In seinem Evangelium wird uns Jesus vorzüglich in seiner Liebe zu den verlorenen Menschen, als der barmherzige Sünderheiland vorgestellt, und alles, was ihn so zeigt, das hebt Lucas besonders hervor. Die Apostel-Geschichte berichtet uns die wundervolle Gründung der Kirche Christi durch die Ausgießung des heiligen Geistes, gibt uns einen Blick in die Herrlichkeit der ersten Christengemeinde und zeigt uns ihre erste Ausbreitung durch Judäa, Samaria und die Heidenländer. Später folgt sie beinahe ausschließlich den Reisen des Heidenapostels Paulus und schließt mit seiner ersten römischen Gefangenschaft. Die übrigen Lebensumstände des Lucas sind uns unbekannt.

Den Timotheus fand Paulus auf seiner zweiten Reise zu Lystra, als einen Jüngling von gutem Gerüchte, und nahm ihn mit sich, und nannte ihn fortan seinen geliebten Sohn. Zuerst wurde er ein Reisegenosse und Mitarbeiter des Apostels, dann Aufseher der Gemeinde zu Ephesus. Die beiden an ihn gerichteten Briefe enthalten wichtige Lehren, sowohl für alle Christen, als auch besonders für Lehrer.

In gleichem Verhältnisse zu dem Apostel stand auch Titus, der nachher Vorsteher der Gemeinde zu Creta ward. Auch an ihn schrieb Paulus einen wichtigen Brief. Durch Titus ist das Christenthum in Dalmatien ausgebreitet worden.

---

12. Die Zerstörung Jerusalems.

Seitdem die Juden den Herrn verworfen und gekreuzigt hatten, ging ihr Reich mit schnellen Schritten seinem Unter-

gange entgegen. Der römische Statthalter und Landpfleger Pontius Pilatus, der Christum zum Tode übergab, um des Kaisers Freund zu bleiben, wurde 7 Jahre nachher von den Hohenpriestern wegen seiner Raubsucht und Tyrannei verklagt; der Kaiser rief ihn nach Rom, entsetzte ihn seines Amtes und verwies ihn nach Vienne, im südlichen Frankreich, wo der stolze, ungerechte Mann in die äußerste Armuth und Verzweiflung gerieth, und sich selbst das Leben nahm.

Seine Nachfolger in seinem Amte, Felix, Festus und Gessius Florus, waren noch grausamer; sie suchten mit Fleiß die Unordnungen im Lande zu nähren und das Volk zum Aufstande gegen die Römer zu reizen. Das ganze Land war voll Verwirrung und Unheil. Ueberall standen Betrüger auf, welche vorgaben, sie wollten die Juden von der Herrschaft der Römer befreien, und das verblendete Volk, das den wahren Erretter vom Sclavenjoche der Sünde verworfen hatte, ließ sich willig von ihnen verführen, wie es der Herr, Matth. 24., zuvor gesagt hatte. — Tausende von bewaffneten Räubern und Meuchelmördern sammelten sich um diese sogenannten Befreier, und wohin sie kamen, da floß das Blut der Gemordeten in Strömen. Hungersnoth und Erdbeben vermehrten noch das Elend des bethörten Volks. Endlich brach im Jahr 66 ein allgemeiner Aufruhr der Juden los; im ganzen Lande wurden die römischen Soldaten überfallen und mit wilder Wuth gemordet. Der Statthalter von Syrien wollte der Empörung Einhalt thun, aber er wurde geschlagen und sein Heer vertrieben. Da sandte der Kaiser Nero einen tapfern und erfahrnen Feldherrn, den Vespasianus, ins jüdische Land. Dieser eroberte Galiläa und vergalt den Juden ihre Grausamkeit gegen die Römer durch Verwüstung des Landes und durch Ermordung seiner Einwohner. Und das war noch nicht der ganze Jammer. Im Innern des Landes entstanden Rotten, die sich um die Oberherrschaft stritten, und sich unter einander würgten. In der Stadt Jerusalem allein gab es drei solcher erbitterten Partheien, von denen jede einen Theil der Stadt inne hatte. Immer näher rückte das Römerheer; Vespasian gewann unter blutigen Gefechten, in denen die Juden wie Verzweifelte stritten, eine Stadt nach der andern. Da gedachten die Christen in Jerusalem, die an allen diesen Gräueln keinen Antheil genommen hatten, an die Weissagung ihres Herrn, Matth. 24., und an seinen Befehl, auf die Berge zu fliehen (Matth. 24, 15. 16.),

und sie zogen aus dem sündenbeladenen, nun dem Gericht übergebenen Jerusalem, in die kleine, jenseits des Jordans gelegene, von Heiden bewohnte Stadt Pella, wo sie während des ganzen jüdischen Kriegs eine sichere Freistätte fanden. Daß der König Agrippa ihnen diese Zuflucht in seinem Lande eröffnete, war wohl eine Folge des Eindrucks von der Herrlichkeit des Christenthums, den er einst durch die Rede des gebundenen Paulus empfangen hatte. — Eben wollte Vespasian die Belagerung von Jerusalem beginnen, als er zum Kaiser erwählt ward und nach Rom eilen mußte. Er überließ die Fortsetzung des jüdischen Kriegs seinem Sohne Titus, der auch sogleich vor Jerusalem rückte und die Stadt einschloß. Es war gerade die Zeit des Osterfestes, und dritthalb Millionen Juden waren in der Stadt versammelt. Titus, der ein sanftes, edles Gemüth hatte, bot ihnen mehrere Male Frieden an und ermahnte sie, sich zu ergeben, und ihrer Stadt und ihres Tempels zu schonen. Aber sie höhnten den Sieger und fuhren fort, sich mit Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Er hoffte nun, sie durch Grausamkeit zu schrecken, indem er einige tausend gefangene Juden kreuzigen, und einen Wald von Kreuzen um die unglückliche Stadt ziehen ließ, bis es an Raum für die Kreuze und an Kreuzen für die Gefangenen fehlte. So jammerten draußen vor den Thoren die Gemarterten, und drinnen in der Stadt ertönte das Jammergeschrei des Hungers. Täglich kamen an 500 Menschen in ihrem Elende um, und wurden zum Theil auf den Straßen gefunden, in ihrem Munde noch das Heu oder Leder, womit sie ihren Hunger hatten stillen wollen. Um ein Stück Brod mordete der Freund seinen Freund, Kinder rissen ihren Eltern den letzten Bissen aus dem Munde, und eine vornehme Mutter schlachtete im Wahnsinn des Hungers ihr eignes Kind, um es zu verzehren. Ja, es war nach dem Worte des Herrn eine Trübsal, als nicht gewesen ist, von Anfang der Welt her, und als auch nicht werden wird! (Matth. 24, 21.) Dennoch beharrten die Juden in ihrer Verblendung, bis die Römer stürmend in die Stadt drangen, sie anzündeten und alles würgten, was Leben hatte. Als schon die Stadt in Asche lag, hielt sich noch eine Schaar verzweifelter Juden in dem stark befestigten Tempel. Titus wünschte das große, ehrwürdige Kunstwerk zu erhalten, aber gegen seinen Befehl schleuderte ein römischer Krieger die Brandfackel an das hölzerne Gesimse, und auch der Tempel ging in Flammen auf. Die

verbrannte Stadt wurde dem Boden gleich gemacht, und so an ihr das Wort des Herrn erfüllt: „Deine Feinde werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen!“ — Eine Million und 460,000 Juden waren in diesem Kriege umgekommen, und eine große Anzahl wurde zu Gefangenen gemacht, die theils als Sclaven in den Bergwerken arbeiten, theils zur Belustigung der Römer mit wilden Thieren kämpfen und so elend umkommen mußten. Solch ein schrecklich Ende nahm die Stadt Gottes und das Judenvolk, das bei der Kreuzigung Christi rief: Sein Blut komme über uns und über unsre Kinder. Dies geschah im Jahre 70 nach Christi Geburt, 37 Jahre nach seinem Kreuzestode.

---

13 Johannes.

Unter allen Aposteln ist keiner, der mit dem Herrn in einem so innigen Bunde der Liebe stand, als Johannes. Er war ein Sohn des Fischers Zebedäus zu Bethsaida und der Salome, die unter den Freundinnen Jesu genannt wird, und noch ein Jüngling, als der Herr ihn mit seinem Bruder Jacobus zu seiner Nachfolge berief. Während der drei Jahre des Lehramtes Christi war er unzertrennlich von seinem Meister, und bei der letzten Osterlammsmahlzeit lag er an seiner Brust. In seinem Evangelio nennt er sich am liebsten „den Jünger, den Jesus lieb hatte;“ und noch vom Kreuze herab übergab ihm der Herr seine Mutter, Maria, daß er Kindesliebe und Kindespflicht an ihr übe, und sie in der Liebe des Jüngers einen Trost in ihrer Verlassenheit finde. Von seinem apostolischen Wirken in den ersten Jahren nach dem Pfingstfeste, wissen wir wenig; wahrscheinlich blieb er bis zum Tode der Mutter Jesu, welche nach alten Nachrichten im Jahre 48 starb, in Jerusalem, oder zog lehrend im jüdischen Lande umher. Später veranlaßte ihn der ausgebrochene jüdische Krieg, aus seinem Vaterlande zu gehen. Einen neuen Wirkungskreis fand er in Kleinasien, wo sieben zahlreiche Christengemeinden seiner Aufsicht und seiner Leitung bedurften. Er wohnte von nun an in Ephesus, und war der einzige unter den Aposteln, der das traurige Ende der Stadt Jerusalem und des jüdischen Reichs erlebte. Was mußte sein liebevolles Herz empfinden bei dem schrecklichen Elende, das sein Volk durch seinen Unge-

horsam gegen Gott und durch die Verachtung der rettenden Liebe Jesu auf sich geladen hatte. Im Dienst der Liebe und unter der Verkündigung des Evangeliums grau geworden, erfuhr der fromme Greis noch den Haß der Feinde des Christenthums. Der grausame römische Kaiser Domitian wollte ihn erst tödten lassen, und verbannte ihn nachher auf die einsame Insel Patmos. Nun war Johannes zwar seinen theuren Christenbrüdern, die er seine lieben Kindlein nannte, entrissen, aber seine Einsamkeit war doch nicht ohne Segen für sie. Der Herr offenbarte ihm den Kampf und Sieg des Christenthums, und Johannes schrieb auf, was ihm gezeigt ward. Diese Schrift besitzen wir noch jetzt in unserm neuen Testamente, unter dem Namen der Offenbarung Johannis. Nach Domitians Tode kehrte der Apostel nach Ephesus zurück, und wirkte noch mehrere Jahre zum Heile der Christen.

Alte Schriftsteller haben uns noch einige liebliche Züge aus dem Leben dieses Apostels aufbehalten. Als einst Johannes, vor seiner Verweisung, eine Rundreise durch die Gemeinden hielt, fand er in einem Orte einen einnehmenden, vielversprechenden Jüngling, dessen Herz offen und empfänglich für alles Gute zu sein schien. Er kam ihm entgegen mit der treuesten, väterlichsten Liebe, und übergab ihn bei seiner Abreise der Obhut und Sorge des Bischofs jener Gemeinde. Eine Zeitlang wandelte der Jüngling auf dem guten Wege, aber bald gerieth er in eine Gesellschaft leichtsinniger Menschen, durch welche er zum Müssiggange und zu allerlei Ausschweifungen verleitet ward. Immer mehr ward der gute Anfang des neuen Lebens in seiner Seele unterdrückt, und das Unkraut des Bösen wuchs schnell in seinem Herzen empor. Bald hatten die Leichtsinnigen ihr Gut verpraßt, und, von der menschlichen Gesellschaft verachtet und von ihrem Gewissen gepeinigt, flohen sie und zogen in eine Wüste, wo sie vom Raube lebten. Der Pflegesohn des Apostels übertraf bald seine übrigen Genossen an Kühnheit und Ueberlegung, und ward von ihnen zum Anführer der Rotte gewählt. Einige Jahre nachher kam Johannes, aus seiner Verbannung zurückgekehrt, wieder in jene Gegend, und forderte von dem Bischof seinen Sohn. „Er ist todt," antwortete ihm dieser, mit Seufzen und Thränen. „Nun so führe mich zu seinem Grabe," sprach der Apostel. „Ach, könnte ich das!" sagte der Bischof; „er lebt zwar noch, dem Leibe nach, aber er ist Gott und dem Guten ab-

gestorben." Und nun erzählte er die traurige Geschichte. Da forderte Johannes, im Drange der Liebe, ein Pferd, und zog allein hinaus in die gefährliche Wüste. Als die Räuber hervorbrachen und ihn gefangen nahmen, bat er, sie möchten ihn zu ihrem Hauptmann führen. Der wilde Anführer stand auf einem Hügel in voller Rüstung, und erwartete den Gefangenen Als er aber in ihm den alten, ehrwürdigen Apostel erkannte, ergriff ihn die Schaam und er floh. Johannes eilte ihm nach und rief: „Mein Sohn, warum fliehst du vor deinem Vater, der unbewaffnet und alt ist? Fürchte dich nicht, es ist noch Hoffnung für dich; glaube mir, Christus hat mich gesandt. Ich will Christo Rechenschaft ablegen von dir. Wenn es sein muß, so will ich gerne für dich sterben, wie Christus für uns gestorben ist. Stehe!" Der junge Mann stand still mit gesenktem Blicke, er zitterte und weinte bitterlich. Johannes umarmte und küßte ihn, und führte ihn aus der Wüste wieder zur Gemeinde zurück, und ließ nicht ab, für ihn zu beten, und ihn zu ermahnen, bis er ihn als ein Exempel wahrhaftiger Sinnesänderung wieder in die Kirche Christi aufnehmen konnte.

Einst begegnete ein Jäger dem Apostel, der, was er oft zu thun pflegte, ein zahmes Rebhuhn in seinen Händen hielt und es streichelnd liebkosete. Der Jäger verwunderte sich, daß ein so großer, heiliger Mann an solch einer unbedeutenden Beschäftigung Wohlgefallen haben könne. „Was trägst du da in deiner Hand?" fragte Johannes. „Einen Bogen," antwortete Jener. „Aber warum ist er nicht gespannt?" „Weil, erwiederte der Jäger, die Sehne erschlaffen würde, wenn ich ihn immer gespannt hätte." „Nun, so laß es dich nicht befremden, o Jüngling, sprach der Apostel, wenn auch ich meinen Geist ein wenig ruhen lasse, um ihn zu neuer Arbeit zu stärken."

In hohem Alter schrieb Johannes die 3 Briefe, die seinen Namen tragen, und das herrliche Evangelium, zur Ergänzung und Vervollständigung der drei übrigen Evangelien. Es enthält nicht so viel von den Thaten und Wundern des Herrn, als die andern Evangelien, aber desto mehr von seinen köstlichen Worten und Reden, und ist das größte Zeugniß seiner göttlichen Herrlichkeit. Dies ist geschrieben, sagt er am Schlusse des Evangeliums, auf daß ihr glaubet, Jesus sei der Christ, der Sohn Gottes, und durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen. —

Der Inbegriff des ersten Sendschreibens liegt in den Worten: Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm. Der zweite und dritte Brief des Johannes enthalten Ermahnungen an christliche Freunde,-den Schatz des Glaubens in der Wahrheit und in der Liebe zu erweisen.

Gegen das Ende seines Lebens konnte Johannes nicht mehr, wie er doch so gerne that, in die Versammlung der Christen gehen, und dort zu seinen Brüdern reden. Er ließ sich daher öfters auf einer Tragbahre in ihre Mitte bringen, und rief ihnen dann, weil er zu schwach war, viel zu reden, die schönen Worte zu: „Kindlein, liebet euch unter einander!“ Und als er gefragt wurde, warum er immer dies Eine Wort wiederhole, antwortete er: Weil dies das Gebot des Herrn ist, und weil genug geschieht, wenn nur dies Eine geschieht!

In hundertjährigem Alter starb der Jünger der Liebe zu Ephesus eines natürlichen Todes, der letzte unter den Zwölfen, die mit Christo gewandelt hatten. Mit seinem Tode schließt die apostolische Zeit.

II.

Die Zeit der Verfolgung im zweiten und dritten Jahrhundert.

Röm. 14, 8.: Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn.

14. Die Christengemeinde nach der apostolischen Zeit.

Mit dem Tode Johannis, des Evangelisten, am Schlusse des ersten Jahrhunderts, waren alle Apostel Jesu Christi zu ihres Herrn Freude eingegangen. Ueberall traten nun die Schüler der Apostel an ihre Stelle und setzten das große Werk der Ausbreitung des Evangeliums fort. Und der Herr war mit ihnen, und die Botschaft von Christo gewann ohne

Waffengewalt, bloß durch die innere Kraft der Wahrheit, einen Sieg nach dem andern, und wurde nun schon in drei Welttheilen vielen Millionen Menschen, von Indien bis nach Spanien, gepredigt. Es zeigte sich aber auch immer deutlicher, daß diese Lehre das Wort Gottes an alle Menschen sei; denn wohin es kam, im Morgen- und im Abendlande, unter allerlei Volk, unter hohe und niedere Stände, überall brachte es das, was dem Menschen zu seiner Seligkeit noth that; der Aegypter wie der Römer, der Jude wie der Heide, der arme Sclave wie der Weise und Gewaltige fand Trost und Leben in ihm. Es bewährte sich überall, daß es eine Gotteskraft sei, selig zu machen Alle, die daran glauben.

Diese selige Veränderung, die das Christenthum im Herzen der Menschen hervorbrachte, konnte nicht im Innern verborgen bleiben, sie mußte sich im Leben und Wandel offenbaren. Welch ein Unterschied, wenn man das Thun und Treiben der Heiden der damaligen Zeit mit dem Leben der Christen vergleicht! Dort knieten Menschen in Furcht und in roher Unwissenheit vor Götzen, die ihr Gebet nicht hören konnten, und dienten ihnen mit läppischen oder sündlichen Gebräuchen; aber die Christen beteten zu ihrem Vater im Himmel, und kannten den in seliger Ueberzeugung, der der Weg und die Wahrheit und das Leben ist. Der ganze Wandel der Heiden war auf Stolz und Selbstsucht gebaut, die Weisen blähten sich in ihrer Weisheit, die Starken unterdrückten die Schwachen, die Reichen verachteten die Armen, und jeder suchte nur in diesem kurzen Leben so viel Ehre und Freude zu genießen, als er vermochte. Die Christen dagegen lebten in der Liebe zu ihrem Herrn und zu ihren Brüdern ein frommes demüthiges Leben, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit; sie nannten sich unter einander Brüder und waren bereit, für einander das Leben zu lassen; ihre Kinder wurden in der Furcht des Herrn erzogen; ihre Sclaven mit Gerechtigkeit und Güte behandelt; ihre Armen, Kranken, Wittwen und Waisen mit aufopfernder Sorgfalt gepflegt; auch der Fremde, sogar der Feind, war nicht von dieser Liebe ausgeschlossen. Ein heiliger aber heiterer Ernst begleitete alles Thun der Christen, ihr Blick war gerichtet auf das, was droben ist, sie sahen den Himmel als ihr Vaterland an, und nannten ihre irdische Wohnung nur ihre Herberge. So waren sie das Salz der Erde und ein Licht der Welt, und auch ihre Feinde konnten ihnen ein gutes Zeugniß nicht versagen.

In den Gemeinden der Christen war eine einfache Ordnung eingeführt. Einige der erfahrensten Christen, Presbyters oder Aelteste genannt, wurden dazu ernannt, die gemeinschaftliche Erbauung zu leiten, und über Lehre und Leben der Brüder zu wachen. Andere übernahmen die Sorge für Arme und Kranke, diese hießen Armenpfleger oder Diakonen. Derjenige unter den Presbyters, der den Vorsitz führte, hieß Bischof oder Aufseher der Gemeinde. Als später sich mehrere naheliegende Gemeinden unter einem Bischof an einander schlossen, wurde das Amt der Bischöfe noch bedeutender und ihr Ansehen größer.

Am Tage des Herrn, am Sonntage, versammelten sich die Christen in einem Christenhause, in Zeiten der Verfolgung auch wohl zur Nachtzeit in Wüsten und Höhlen. Erst später baute manche Gemeinde ein eignes Haus zu gottesdienstlichen Versammlungen, und nannte es das Haus des Herrn (griechisch: Kirche). Bei diesen Zusammenkünften wurde ein Psalm gesungen, ein Abschnitt aus der heiligen Schrift gelesen, darüber geredet und gebetet. Jeden Sonntag, und in gefährlichen Zeiten täglich, wurde das heilige Abendmahl gefeiert, an dem die ganze Gemeinde Theil nahm.

Die Taufe geschah meist an Erwachsenen, nach vorhergegangenem Unterrichte, und zwar durch völlige Untertauchung unter das Wasser. Nach der Taufe bekam der Täufling ein reines, weißes Gewand. Das sollte ihm andeuten, daß sein voriges sündliches Leben aufhören, und ein neues gottgeheiligtes Leben beginnen sollte. Diejenigen, die noch im vorbereitenden Unterrichte standen, hießen Katechumenen. Aus Furcht, den Bund der Taufe durch Sünden wieder zu verletzen, verschob man die Taufe oft lange. Keiner aber wurde getauft, der nicht vorher überzeugende Beweise der Sinnesänderung gegeben hatte

Vor dem Abendmahl genossen die Christen ein gemeinschaftliches Mahl, das Liebesmahl (Agape) genannt. Jeder brachte dazu aus seinem Hause Speise und Trank, und Alles wurde gemeinschaftlich vertheilt. Der Reiche aß von dem Brodte des Armen, und der Arme genoß die Speise des Reichen. Dies Liebesmahl, welches die innige Verbindung der Christen unter einander darstellen und erhalten sollte, schloß mit dem Bruderkuß. Bei der Feier des heiligen Abendmahls, die ganz nach der einfachen Weise der Einsetzung gehalten wurde, durfte kein Heide, nicht einmal ein Katechumene, gegenwärtig sein. Das Gebet nannte man die

Seele des Christenlebens und die Mauer des Glaubens. Die Christen waren nicht an festgesetzte Zeiten zum Gebete gebunden. Doch hielten sie es für schicklich, Morgens und Abends, und beim Genusse der Speisen zu beten. Sollte der Leib sich laben, und die Seele ohne Erquickung bleiben? sagten sie. Am Tage des Herrn pflegte man stehend zu beten, weil der Herr an diesem Tage die Menschen wieder aufgerichtet habe aus Sünde und Noth; an den übrigen Tagen wurde meist knieend gebetet.

Christliche Feste waren: das Auferstehungsfest, dem zwei stille Tage, zum Andenken des Todes Jesu, vorangingen; das Fest des heiligen Geistes, und etwas später auch das Weihnachtsfest. Außerdem pflegte auch jede Gemeinde die Tage, an welchen ihre frommen Lehrer, oder Christen aus ihrer Mitte, als Märtyrer geblutet hatten, als ihre Gedächtnißtage auszuzeichnen.

Die christliche Gemeinde übte strenge Kirchenzucht, die unordentlichen Glieder wurden erinnert und ermahnt; wenn aber Jemand durch offenbare Sünde Aergerniß gab, oder in der Verfolgung Christum verläugnete, der wurde, als ein des Christennamens Unwürdiger, ausgeschlossen, und nicht eher wieder aufgenommen, bis er deutliche Zeichen der Besserung gab.

Reisende Christen und solche, die der Verfolgungen wegen aus ihrem Vaterlande flohen, brachten eine Bescheinigung ihres Bischofs, daß sie wirklich Glieder der christlichen Gemeinde seien, und wurden dann überall als Brüder aufgenommen. Auch erkannten sich die Christen unter einander an dem Zeichen des Kreuzes.

---

15. Ursachen der Verfolgungen und Verhalten der Christen dabei.

Die ersten Verfolger der Christen, die Juden, waren nun nach der Zerstörung Jerusalems unter alle Völker zerstreut und konnten den Fortgang des Reiches Gottes nicht weiter hindern; aber nun wurden, je mehr das Christenthum sich in der Heidenwelt ausbreitete, die Heiden die Feinde und Verfolger der Christen. Und bei dem großen Gegensatze des Sinnes und Wandels beider, konnte es auch wohl nicht anders sein. Die Christen straften durch ihr

Beispiel und ihren Wandel die heidnische Gottlosigkeit. Sie waren zwar unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, aber sie hielten es für recht, Gott mehr zu gehorchen, als den Menschen. So wollten sie nicht den Götzen opfern, vor welchen auch die klügeren Heiden, die heimlich des Götzendienstes spotteten, zum Scheine niederknieten, um dem Volke zu gefallen. Sie schieden sich ernst und strenge von dem sinnlichen und oft grausamen Vergnügen der Römer, von ihren Kampfspielen und Thiergefechten. Sie waren so gewissenhaft, daß sie sich weigerten Kriegsdienste zu thun, weil jeder Krieger den Götzen opfern oder oft auch den Kaiser als einen Gott verehren mußte. Das Alles machte sie verhaßt und man nannte sie Feinde Gottes und der Menschen. Die christliche Frömmigkeit, die in Demuth, Wahrheit und Liebe besteht, war allerdings sehr verschieden von der stolzen heidnischen Tugend, nach welcher manches offenbar Sündliche, z. B. Ehrgeiz, Lüge, Selbstmord, in gewissen Fällen für etwas Vortreffliches und Lobenswerthes galt; von dem wahren Wesen der Tugend, so wie von vielen christlichen Glaubensfrüchten hatten die Heiden gar keinen Begriff. Daher schien ihnen die Selbstverläugnung, die die Christen übten, Thorheit, und ihre Standhaftigkeit im Glauben Eigensinn und Hartnäckigkeit zu sein. Auch ihre innige Liebe zu einander war den argwöhnischen Heiden verdächtig. „Die Christen," sagt ein Schriftsteller, „lieben sich, noch ehe sie sich kennen, und lassen ihr Leben für einander: müssen sie nicht in einem geheimen Bunde stehen?" Die Geheimhaltung des Abendmahls gab Veranlassung, ihnen die abscheulichsten Verbrechen und Laster anzudichten. Die verschiedenen Stände hatten außerdem noch ihre besonderen Einwendungen gegen das Christenthum und seine Bekenner. Die Kaiser, selbst manche unter den Bessern, haßten die Christen, weil sie fürchteten, das große Reich, das ohnehin mühsam genug zusammenhielt, würde zerfallen, wenn zwei Religionen in demselben gegen einander ständen. Die Vornehmen waren gegen das Evangelium, weil sie es für einen Aberglauben ansahen, der nur für geringe und ungebildete Menschen passe. Die Priester waren Feinde der Christen, weil ihr Ansehen und ihr Reichthum auf dem Dienste der Götter beruhte. Sie reizten daher das Volk immer aufs neue zur Erbitterung und zu den unmenschlichsten Gräuelthaten. Das Volk war so erbittert gegen sie, weil es die Christen für Gottesläugner ansah, da sie keine

Altäre und keine Götzenbilder hatten. Wenn in Aegypten der Nil die Felder nicht befeuchtete; wenn in Rom die Tiber überschwemmte; wenn eine ansteckende Krankheit wüthete; bei jedem Erdbeben, bei jeder Hungersnoth hieß es sogleich: „Das ist der Zorn der Götter, wegen der Ausbreitung des Christenthums," — und ohne Erbarmen fiel dann das Volk über die Christen her, und mordete sie mit thierischer Wuth.

Unter allen diesen Verfolgungen verhielten die Christen sich still und duldend, um deß willen, der für sie gelitten hatte. Sie achteten es für eine Ehre, um Christi willen etwas zu leiden, und blieben der Wahrheit treu, unter Marter und Tod. Doch hielten sie es für recht, sich nicht voreilig zum Leiden zu drängen, sondern zu warten, bis sie gewürdigt würden, ein solches Zeugniß ihres Glaubens abzulegen. Diejenigen, die ihr Bekenntniß mit dem Tode besiegelten, hießen Blutzeugen, Märtyrer; diejenigen, die nach dem Bekenntniß das Leben behielten, wurden Bekenner genannt. Zahlreiche Schaaren von Christen wurden in dieser Verfolgungszeit zu Märtyrern und Bekennern: denn Gottes Wort war in den Schwachen mächtig!

---

16 Geschichte der Christenverfolgung unter den römischen Kaisern.

Daß die Christen schon in der apostolischen Zeit unter dem Tyrannen Nero eine blutige Verfolgung zu erdulden hatten, haben wir bereits gehört. Unter seinen Nachfolgern, den Kaisern Vespasian und Titus, genossen die Christen Ruhe. Desto argwöhnischer war Domitian (von 81—96). Dieser hörte mit Schrecken, daß im gelobten Lande noch Nachkommen des Königs David und Verwandte Jesu seien, und ließ sie gefangen nach Rom führen. Zwei Enkel des Apostels Judas, des Bruders des Herrn, wurden vor ihn gebracht. Als aber der Tyrann ihre einfache Gestalt und Kleidung sah und die Schwielen in ihren Händen, die von harter Arbeit zeugten, entließ er sie wieder, weil er glaubte, von solchen Menschen nichts für seine Krone fürchten zu dürfen.

Der fromme Nerva (96—99) wollte nur wirkliche Verbrechen strafen, und beunruhigte die Christen nicht. —

Desto trauriger ist's, daß der sonst so treffliche Trajan (99—117), obschon er kein eigentlicher Verfolger der Christen war, sie doch so sehr verkannte, daß er ihnen keine Gerechtigkeit widerfahren ließ. Wir besitzen noch jetzt einen merkwürdigen, die Christen betreffenden Briefwechsel zwischen diesem Kaiser und einem seiner Statthalter.

Plinius, Statthalter von Bythinien in Kleinasien, meldet dem Kaiser, die Anzahl derer, die als Christen angegeben würden, mehre sich täglich; die Tempel seien verlassen, es würden beinahe keine Opferthiere mehr gekauft, und die Verehrung der Götter habe eine Zeitlang ganz aufgehört. Er beschreibt, wie er erst durch kluge Fragen, und dann durch die Schmerzen der Folter die Sache der Christen habe herausbringen wollen; er habe aber nichts erfahren, als daß die Christen an einem bestimmten Tage zusammen kämen, ein Lied zu Ehren Christi sängen, und sich unter einander verbänden, keinen Diebstahl und Ehebruch zu begehen, das gegebene Wort nicht zu brechen und anvertrautes Gut nicht vorzuenthalten. Er erzählt weiter, er habe sie gezwungen, die Götter anzurufen, auf ihrem und des Kaisers Altar zu opfern, und Christo zu fluchen. Die das gethan hätten, habe er frei gelassen: denn das seien Dinge, zu denen ein rechter Christ auf keine Weise zu bringen sei; die sich aber geweigert und bekannt hätten, daß sie Christen seien, habe er hinrichten lassen. Der Kaiser billigt in der Antwort dies Verfahren.

Andere Statthalter verfuhren noch ungerechter gegen die Christen, als Plinius. Einer derselben wüthete so grausam wider sie, daß die Christen, durch die beständigen Drangsale ermüdet, sich alle auf einmal vor seinen Richterstuhl stellten. Der Tyrann ließ einige von ihnen zur Hinrichtung abführen, und entließ die übrigen mit Verachtung. Unter Trajans Regierung starb auch der ehrwürdige Simeon, Bischof von Jerusalem und Nachfolger des Apostels Jacobus, des Märtyrertodes. In 120jährigem Alter, wurde er dennoch mehrere Tage nacheinander gegeißelt und dann gekreuzigt.

Der milde und gerechte Hadrian (117—138) verfolgte die Christen nicht, die sich unter seiner Regierung immer weiter ausbreiteten. Doch erhob sich im gelobten Lande ein anderer Feind wider sie. Ein Jude, Barchochba (Sternensohn), gab sich für den Messias aus. Haufenweise strömten die Juden ihm zu, und ein blutiger Krieg begann zwi-

schen seinen Anhängern und den Römern. Die vielen Christen, die auf seinen Heereszügen in seine Hände fielen, ließ er unter den grausamsten Martern hinrichten. Aber er wurde bald von den Römern überwunden, und von seinen eignen Anhängern, die sich durch ihn betrogen sahen, getödtet.

Antonin der Fromme, ein sanfter, menschenliebender Kaiser (138—161), gab den Christen, unter seiner Regierung, eine 23jährige Ruhe, und schützte sie sogar bei einem Erdbeben und einer Hungersnoth gegen die Wuth des Volks. Desto trauriger war das Schicksal der Christen unter seinem Nachfolger, Markus Aurelius, der, bei aller Bedachtsamkeit, Menschenfreundlichkeit, Tugend und Gelehrsamkeit, ein unversöhnlicher Feind der Christen war, und viel unschuldiges Blut vergießen ließ.

Auf Markus Aurelius folgte eine Reihe sehr verschiedener Herrscher. Einige waren gütig und milde, andere gehörten zum Auswurfe des menschlichen Geschlechts. So erfuhren auch die Christen sehr verschiedene Behandlung unter ihnen, bald wurden sie geduldet, bald verfolgt. Am härtesten war die Verfolgung unter Septimius Severus (193—211), der vergeblich alle Gewalt anwandte, um die weitere Ausbreitung des Christenthums zu hindern.

Nach diesen Stürmen erfolgte eine 30jährige Ruhezeit, und die Christen glaubten schon, aller Noth entgangen zu sein. Viele wurden sorglos und sicher, irdischer Sinn schlich sich unter Lehrern und Gemeindegliedern ein, und manche, die allmählig zu Reichthum und Güterbesitz gelangt waren, hatten ein bequemes Leben lieb gewonnen. Da wurden sie plötzlich aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Der Kaiser Decius (249—251) hatte beschlossen, das Christenthum völlig auszurotten, und durch das ganze Reich erging der kaiserliche Befehl, daß, bis zu einem festgesetzten Tage, alle Christen an allen Orten, bei Todesstrafe, vor der Obrigkeit erscheinen, und ihren Glauben durch Götzenopfer abschwören sollten. Wie selten kann der Mensch Ueberfluß und gute Tage vertragen, ohne dabei Schaden an seiner Seele zu leiden. Viele, besonders reiche und angesehene Leute, liefen, sobald der Befehl bekannt gemacht ward, auf den Marktplatz, um den Göttern zu opfern, und versicherten frech, sie seien nie Christen gewesen. Andre, wenn sie namentlich vorgefordert wurden, kamen blaß und zitternd zu den Altären, als wenn sie selbst geopfert werden sollten, und das heidnische Volk spottete ihrer Feigherzigkeit. Andre ertrugen einige Tage

Hunger und Bande, und wurden dadurch überwunden. Noch andre suchten ihr Gewissen dadurch zu beruhigen, daß sie sich von der Obrigkeit Bescheinigungen erkauften, als ob sie geopfert hätten. Aber die Christengemeinde betrachtete mit Recht auch diese Letztern als Abgefallene und schloß sie aus. Viele aber blieben treu bis zum Tode, und duldeten lieber Qual und Pein, als daß sie den Herrn verläugneten, der sie bis zum Tode geliebt hatte. Auch ein 15jähriger Knabe bekannte freudig und selbst unter Martern, daß er ein Christ sei. Seine Standhaftigkeit nöthigte dem Statthalter eine solche Verwunderung ab, daß er ihn seines jugendlichen Alters wegen entließ.

In dieser Verfolgung zeichnete sich die Gemeinde zu Rom, die doch am meisten zu dulden hatte, vor allen andern Gemeinden, durch Festigkeit des Glaubens und durch herzliche Liebe aus. Vier ihrer Bischöfe wurden nach einander hingerichtet, mit ihnen die meisten Lehrer und Vorsteher. Fast täglich sah die Gemeinde Märtyrer aus ihrer Mitte unter schrecklichen Qualen sterben; dennoch blieben die Uebrigen fest im Glauben, ermahnten die Schwachen, suchten die Abgefallenen wieder zu gewinnen und stärkten durch Briefe auch die ander Gemeinden zu treuer Beharrlichkeit.

Unter den Kaisern Gallus (251 — 253) und Valerian (253 — 260) dauerte die Verfolgung fort; viele Christen wurden zu harter Arbeit in den Bergwerken verurtheilt, die Lehrer aber getödtet. Galienus (260—270) gab den Befehl, daß Jeder seine Religion frei ausüben durfte; dadurch wurden auch die Christen vor Verfolgung geschützt. Der Nachfolger desselben, Aurelian (270 — 275), ein abergläubischer Mann, der den Göttern sogar Menschenopfer schlachtete, wollte diese Begünstigung widerrufen, aber er starb, ehe der Verfolgungsbefehl ausging.

Den letzten Versuch, die christliche Kirche mit Gewalt zu vernichten, machte Diocletian (284 — 305.) Die Soldaten, die nicht opfern wollten, wurden hingerichtet, und die christlichen Kirchen niedergerissen. Alle Handschriften der Bibel sollten ausgeliefert und verbrannt werden. Die Thore der Städte wurden bewacht, die Christenhäuser durchsucht, und bei wem man eine Bibel fand, der wurde getödtet. Schon triumphirten die Verfolger, daß durch dieses Mittel das Christenthum bald völlig ausgerottet sein würde; aber Viele wagten mit Freuden ihr Leben für das

theure Gotteswort, und manche Bibel blieb den spähenden Augen der Feinde verborgen. Noch manche Stürme blutgieriger Verfolgung wütheten dort und da im römischen Reiche; aber im Jahre 306 bestieg Constantin der Große den Kaiserthron, der erst die Christen begünstigte, und dann selbst ein Christ ward. So endigten die Verfolgungen mit einem glorreichen Siege.

---

17. Ignatius von Antiochien.

Ignatius, ein Schüler des Apostels Johannes, hatte von den Aposteln das Aufseheramt über die Gemeinde zu Antiochien empfangen, und verwaltete es mit apostolischem Sinne. Seine Lehre und sein Leben erbaute die Gemeinde, und wie ein Vater für seine Kinder, so betete er für sie. Sehnlich wünschte er, einst als Blutzeuge für seinen Herrn sterben zu können, aber er wollte sich nicht unberufen zum Märtyrerthum drängen. Domitians Verfolgung hatte ihn verschont, aber sie hatte ihm Gelegenheit gegeben, manchen Märtyrer und Bekenner mit Trost und Liebe zu unterstützen. Im Jahre 107 kam Kaiser Trajan nach Antiochien, voll Wuth und Erbitterung gegen die dortige Christengemeinde. Eine schwere Verfolgung sollte beginnen, aber Ignatius wandte den Sturm dadurch ab, daß er als Bischof sich freiwillig vor den Kaiser stellte. „Welch ein Gottvergessener bist du," redete Trajan ihn an, „daß du nicht nur selbst meine Befehle übertrittst, sondern auch Andre zum Ungehorsam verführst!" Ignatius legte ein freudiges Zeugniß ab von der Nichtigkeit der heidnischen Götzen und von Christo, dessen Reich sein Erbtheil sei, und den er in dankbarer Liebe im Herzen trage. „Wie," sagte der Kaiser spöttisch, „du trägst den Gekreuzigten in deinem Herzen? Wohlan, so befehle ich, daß Ignatius, der da sagt, daß er den Gekreuzigten bei sich trage, gebunden nach Rom geführt, und dort zum Ergötzen des Volkes den wilden Thieren vorgeworfen werde."

Auf der weiten und beschwerlichen Seereise von Antiochien nach Rom wurde Ignatius von 10 Soldaten, an deren einen er angeschmiedet war, begleitet, aber auch mehrere Christen von Antiochien zogen mit ihm. Als das Schiff, auf dem er fuhr, unterwegs einige Monate in Smyrna ver-

weilte, erhielt der Gefangene Erlaubniß, den dortigen frommen Bischof Polykarpus und die Christengemeinde zu besuchen. Von allen Seiten kamen Abgeordnete der umher liegenden Gemeinden zu ihm, ihn auf seinem Todesgange zu grüßen, und seine letzten Ermahnungen zu hören, die er mit apostolischer Salbung ertheilte. Auch benutzte er diese Verzögerung, um 7 Briefe, an verschiedene Gemeinden, zu schreiben, die noch jetzt vorhanden sind. Der fromme Sterbende ermahnt darin seine Brüder zur Rechtschaffenheit in Christo und zur Treue im Glauben, zum Gehorsam gegen die Lehrer und zur Einigkeit unter einander. Als er fürchtete, die Christen zu Rom möchten ihn befreien wollen, sandte er auch dorthin einen Brief. „Macht euch keine Mühe," schreibt er, „es ist besser für mich, um Christi willen zu sterben, als über die Reiche der Welt zu herrschen. Meine Liebe ist gekreuzigt! Ich bin Gottes Waizen, und soll gemahlen werden von den wilden Thieren, damit ich als ein reines Brod erfunden werde. Laßt nur die Thiere mein Grab werden, so mache ich niemand in meinem Tode Beschwerde!"

Die Zeit der Kampfspiele nahte heran, und die Wächter eilten mit ihrem Gefangenen. Je mehr sie sich Rom näherten, desto trauriger wurden seine Brüder, desto freudiger er. Die Christen von Rom kamen ihm vor der Stadt entgegen, weinten und wünschten ihn zu retten; aber er wies alles zurück. Der Tag nach seiner Ankunft, der 20ste December (107), war sein Todestag. In der Mitte vieler christlichen Brüder ging er betend zum Kampfplatze. Schnell wurde er zu den Thieren hinabgeworfen, die ihn so wüthend anfielen und zerrissen, daß in kurzer Zeit nur noch einige Gebeine von ihm übrig waren.

Die Christen aber, die Zeuge seines Todes gewesen waren, durchwachten die ganze Nacht in dem Gebete, daß Gott auch sie stärken möge zu gleicher Freudigkeit.

---

18. Polykarpus von Smyrna.

Polykarpus, Bischof von Smyrna, (wahrscheinlich derselbe, der Offenb. Joh. 2, 8. der Engel der Gemeinde zu Smyrna genannt wird,) war ebenfalls ein Schüler Johannis. Er hatte, schreibt ein Schriftsteller von ihm, mit den Aposteln vertrauten Umgang gehabt und empfing sein Amt von

denen, die Augenzeugen und Diener des Herrn gewesen waren, und lehrte beständig, was sie gelehrt hatten. Mit besondrer Freude pflegte er zu erzählen, was er von denen, die den Herrn selbst gesehen hatten, gehört habe; und er wußte vieles von seinen Wundern und von seiner Lehre. Ueber sein langes, reich gesegnetes Leben haben wir wenig Nachrichten, aber wir besitzen einen treuen Bericht über seinen Tod, den die Gemeinde zu Smyrna den andern christlichen Gemeinden mittheilte.

Im 6ten Jahre der Regierung des Markus Aurelius (167 nach Christi Geburt) traf die Gemeinde zu Smyrna eine heftige Verfolgung. Viele wurden durch Geißeln zerfleischt, mit Feuer gemartert, den wilden Thieren vorgeworfen, und blieben standhaft ihrem Glauben treu. Polykarpus, den das wüthende, heidnische Volk vor allen aufsuchte, war in ein nahe gelegenes Dorf gegangen, um dort abzuwarten, was geschehen würde. Als aber seine Feinde ihn auch dort aufsuchten, wollte er nicht weiter fliehen, sondern sprach: „Des Herrn Wille geschehe!" Er bewirthete nun seine Verfolger mit Speise und Trank, und betete so innig zu Gott, daß auch die rohen Heiden erstaunten, und viele es bereueten, daß sie gekommen waren, einen so guten Mann zu ergreifen.

Auf dem Wege zur Stadt begegneten ihm in einem Wagen zwei obrigkeitliche Personen, die ihn zu sich nahmen und ihn überreden wollten, daß er zur Rettung seines Lebens den Göttern ein Opfer bringen möchte. Als aber Polykarpus ihren Gründen kein Gehör gab, wurden sie erzürnt und warfen ihn zum Wagen hinaus, so daß er im Fallen seinen Schenkel verletzte. Auch der Statthalter des Kaisers wünschte den ehrwürdigen Mann zu retten und rief ihm zu: „Schone deines Alters! schwöre bei den Göttern, und ich lasse dich los; fluche nur Christo!" Da sprach der Greis mit heiliger Begeisterung: „Sechs und achtzig Jahre habe ich ihm gedient, und er hat mir nie etwas zu leide gethan; wie soll ich meinen König lästern, der mich selig gemacht hat!" Der Statthalter drohete mit wilden Thieren, mit Martern, mit Feuersqual; Polykarpus blieb unbeweglich. „Du drohest," sprach er, „mit einem Feuer, welches nur einen Augenblick brennt und bald verlischt; aber du weißt nichts von dem ewigen Feuer des Gerichts, welches für die Bösen aufbehalten ist." Da rief, auf Befehl des Statthalters, ein Herold in die dichte, wogende

Volksmenge hinein: „Polykarpus hat bekannt, daß er ein Christ sei!“ und tausend Stimmen antworteten: „Das ist der Vater der Christen, der Zerstörer unserer Götter, der so viele gelehrt hat, nicht mehr zu opfern und anzubeten!“ und forderte laut seinen Tod. Sein Urtheil war, lebendig verbrannt zu werden. Juden und Heiden waren geschäftig, den Scheiterhaufen zu errichten; der Märtyrer entkleidete sich, und stellte sich darauf. Als man ihn nach Gewohnheit annageln wollte, bat er: „Lasset mich, wie ich bin; der mir Stärke gibt, das Feuer auszuhalten, der wird mir auch helfen, unbeweglich zu stehen, ohne daß ihr mich annagelt.“ So wurde er nur gebunden. Während der Scheiterhaufen angezündet wurde, betete er: „Herr, allmächtiger Gott, Vater deines geliebten Sohnes Jesu Christi! ich preise dich, daß du mich an diesem Tage und in dieser Stunde gewürdigt hast, Theil zu nehmen an der Zahl seiner Zeugen, und an dem Kelche deines Christus!“ Die Flamme erreichte ihn nicht sogleich und wehete abwärts; ein Henker mußte hinzutreten, und ihn mit einem Dolche durchstechen. Mit seinem Tode endete die Verfolgung.

---

19. Justin der Märtyrer.

Dieser großer Mann wurde zu Sichem, in Samarien, geboren. Sein Vater, ein Heide, der die ausgezeichneten Gaben des Jünglings erkannte, gab ihm die berühmtesten Männer zu Lehrern, und schickte ihn dann auf Reisen, wodurch er sich immer mehr ausbildete. Aber bei aller Erkenntniß, die er sich erworben hatte, war ein tiefes Verlangen in seinem Herzen noch nicht befriedigt worden, das ihn trieb, eine Weisheit zu suchen, die nicht nur den Verstand erhellte, sondern die auch dem Herzen Frieden gäbe. Um eine solche zu finden, begab er sich als Schüler zu einem heidnischen Weltweisen. Dieser sprach mit vielem Stolze von Weisheit und Tugend, und schilderte die Nichtigkeit des Volksglaubens an die Götter. Als aber Justin von ihm lernen wollte, wie denn das göttliche Wesen beschaffen sei, das über den Menschen walte, fand er, daß sein Lehrer selbst davon keine Kenntniß hatte. Ohne Glauben an Gott, meinte der Jüngling, könne man auch nicht tugendhaft und weise sein, und verließ diesen Lehrer unbefriedigt, um sich

an einen andern berühmten Mann zu wenden. Dieser handelte zuerst um eine große Geldsumme, als Belohnung für seinen Unterricht. „Wer die Wahrheit um Geld verkaufen will, der beweis't, daß Geld ihm mehr gilt, als Wahrheit," dachte Justin, und suchte sich sogleich einen neuen Lehrer. Er traf bald einen Mann, der den Ruhm hoher Wissenschaft besaß, und bat diesen, ihn die Weisheit zu lehren. Der Weltweise forderte, daß er zuerst Musik, Sternkunde und höhere Rechenkunst gründlich verstehen müsse, ehe er anfangen könne, die Weisheit zu lernen. Das däuchte ihm abermals ein weiter Umweg zu sein. Nach neuem Suchen, glaubte Justin endlich einen Lehrer gefunden zu haben, der ihm recht rathe. Dieser empfahl ihm einsame Betrachtungen, und sagte ihm, die Quelle der wahren Weisheit liege in dem Menschen selbst. Justin entzog sich aller Beschäftigung und allem Umgange, und wandelte auf einsamen Wegen in tiefes Nachdenken versenkt. Aber er fand die Ruhe der Seele noch immer nicht, nach der er sich sehnte. Als er so einst am Strande des Meeres umherging, begegnete ihm ein alter, ehrwürdiger Mann, mit dem er bald in ein Gespräch kam. Die Gestalt und die Rede des Greises flößte dem Jüngling so viel Zutrauen ein, daß er ihm bald sein ganzes Herz, und alle seine vergeblichen Bemühungen entdeckte. Der Alte zeigte ihm, daß Betrachtung ohne Ausübung nicht zur wahren Weisheit führen könne; er wies ihn auf die Schriften der Propheten hin, erzählte ihm von Christo, und ermahnte ihn zum ernsten Gebete; dann verließ er ihn. „Ich habe ihn nicht wieder gesehen," schreibt Justin später, aber es war ein Feuer in meiner Seele angezündet worden, und ich fühlte mich hingezogen zu den Propheten und zu den Freunden Christi."

Justin lernte nun das Christenthum und die Christen kennen. Er suchte redlich nach Wahrheit und betete bei dem Suchen, so fand er sie bald, und sie gewann sein Herz.

Die hohe Freudigkeit, womit er so oft die Märtyrer zum Tode gehen sah, überzeugte ihn, daß der Trost, den der Glaube an Jesum gibt, auch im Sterben noch seine Kraft bewähre, und so wurde er nun ein treuer, eifriger Bekenner des Evangeliums. Von nun an wandte er seine tiefe, reiche Erkenntniß zur Vertheidigung des verkannten Christenthums und der so ungerecht angeklagten Christen an, und übergab selbst dem feindseligen Kaiser Markus Aurelius mehrere Schutzschriften für die verfolgten Christen. Auch

noch viele andere Schriften zur Ermahnung und Erbauung schrieb er. Bei seiner ausgebreiteten Wirksamkeit konnte er aber nicht lange dem Hasse der Feinde entgehen. Er ward mit mehreren andern Christen ins Gefängniß geworfen, und da sie alle vor dem Richter kühn und frei ihren Glauben bekannten, erst gegeißelt und dann enthauptet. Dies geschah zu Rom, im Jahre 163.

---

20. Die Gemeinde Christi zu Lyon und Vienne.

Von Smyrna und andern Städten Kleinasiens wurde das Christenthum durch Handlung und Schifffahrt bis in das südliche Frankreich verbreitet, und in den beiden Städten Lyon (die damals Lugdunum hieß,) und Vienne waren bald zahlreiche Christengemeinden aufgeblüht. Der Bischof zu Lyon hieß Pothinus, und sein erster Presbyter und nachheriger Nachfolger war Irenäus. Ueber diese Gemeinden brach im Jahre 177 unter dem Kaiser Markus Aurelius eine heftige, und in der Geschichte der christlichen Kirche sehr merkwürdige Verfolgung aus. Der Sturm drohete lange, ehe er ausbrach, denn die heidnischen Priester reizten das Volk zum Hasse gegen die Christen, indem sie diese beschuldigten, daß sie bei ihren Zusammenkünften die schändlichsten Laster und Gräuel trieben. Schon oft waren die Christen, wo sie sich sehen ließen, beschimpft und mißhandelt, und ihre Häuser geplündert worden; aber sie hatten diese Beleidigungen still und geduldig ertragen. Endlich, zu einer Zeit, wo der Statthalter abwesend war, hatten die Feinde Gelegenheit, ihre Wuth gegen die Christen vollen Lauf zu lassen. Die Bekanntesten wurden plötzlich überfallen und ins Gefängniß geschleppt. Als der Statthalter zurückkehrte, ließ er die Gefangenen auf die Folter führen, um ein Geständniß ihrer Verbrechen zu erzwingen. Da fühlte sich ein vornehmer, junger Mann von Mitleid und Liebe zu den unschuldig leidenden Brüdern gedrungen, freiwillig vor den Richter zu treten, um die Schuldlosigkeit der Christen zu beweisen. Aber der erbitterte Statthalter wollte seine Vertheidigung nicht hören, sondern fragte ihn nur: „Bist du auch ein Christ?“ und als er das bejahete, wurde er zu den Uebrigen ins Gefängniß geworfen. Auch einige heidnische Knechte, die bei Christen dienten, wurden ergriffen,

und so lange gequält, bis sie aus Furcht vor dem Tode aussagten, die Christen äßen das Fleisch kleiner Kinder und trieben geheime Werke der Bosheit. Nun brach die Verfolgung in voller Wuth aus; Statthalter, Volk und Soldaten brannten von gleichem Eifer, alle Christen aufzusuchen, und sie zu peinigen. Unter der großen Schaar der Gefangenen, die täglich gefoltert wurden, waren zehn, denen der Muth unter den Qualen entsank, die Uebrigen blieben standhaft in dem Bekenntniß ihrer Unschuld. Aber die Abgefallenen erleichterten ihr Schicksal durch ihre Untreue nicht, sie wurden, wie die andern Christen, in einem finstern, ekelhaften Gefängniß eingeschlossen, ihr Hals durch ein Holz gezwängt, und ihre Glieder auf einer hölzernen Maschine ausgereckt; das Alles mußten sie leiden als Verbrecher, die ihre Schandthaten eingestanden hatten, und dabei fehlte ihnen der Trost des Gewissens und der Standhaftigkeit, der Jene so freudig machte. — Auch der neunzigjährige Bischof Pothinus wurde um diese Zeit unter den größten Mißhandlungen zum Richtstuhl geschleppt. Auf die Frage des Statthalters, wer der Gott der Christen sei, antwortete er: „Wenn du es würdig bist, sollst du es erfahren!" Sogleich fiel das wüthende Volk über ihn her, und unter ihren Fußtritten, Schlägen und Steinwürfen wurde er in den Kerker geworfen. Er athmete kaum noch, als er dort niedergelegt wurde, und nach zwei Tagen starb er. Vier Märtyrer vor allen mußten die ganze Wuth der Verfolgung empfinden: Sanctus, ein Diakon von Vienne; Maturus, zwar eben erst getauft, aber dennoch ein muthiger Kämpfer für die Wahrheit; Attalus, ein asiatischer Christ, eine Säule der Gemeinde, und Blandina, eine Sclavin. Alle Peinigungen, die die erfinderische Bosheit der Feinde ersinnen konnte, wurden angewandt, um sie zum Abfall von ihrem Glauben zu bewegen, aber vergebens. Sanctus, der durch Eisen und Feuer die unmenschlichsten Martern erdulden mußte, so daß sein Leib gleichsam nur eine an einander hängende Wunde zeigte, antwortete auf alle Fragen immer dasselbe: „Ich bin ein Christ!" Blandina, die vom Morgen bis zum Abend unaufhörlich gemartert wurde, daß die Henker selbst sich wunderten, daß sie am Leben blieb, beharrte in dem Bekenntnisse: „Ich bin eine Christin, und es wird nichts Böses unter uns begangen." Gleiche Standhaftigkeit bewiesen die Andern. Zur Hinrichtung der Märtyrer wurde ein großes Volksfest veranstaltet. Sanctus und Maturus wurden,

als wenn sie noch nichts gelitten hätten, auf der Schaubühne vor allem Volke gequält. Erst wurden beide gegeißelt, dann auf einem glühenden, eisernen Stuhle gepeinigt, und so halb verbrannt den wilden Thieren vorgeworfen. Als auch diese sie nur zerfleischten, aber nicht tödteten, wurde ihnen zuletzt die Kehle durchschnitten. Bis zum letzten Athemzuge bekannten sie ihren Glauben an Christum. Auch Blandina, zum Spott an einen Kreuzpfahl angebunden, ward den wilden Thieren dargestellt. Aber keins derselben berührte sie, und sie wurde wieder in den Kerker zurückgeführt.

Da unter den gefangenen Christen mehrere, und unter diesen Attalus, das römische Bürgerrecht hatten, so mußte ihr Todesurtheil erst in Rom bestätigt werden Diese Zögerung brachte die meisten der vorhin Abgefallenen zur Besinnung, und als der römische Kaiser dahin entschied, daß noch einmal mit Allen ein öffentliches Verhör angestellt, und die Abschwörenden frei gelassen werden sollten, bekannten die meisten von denen, die vorhin abgefallen waren, daß sie auch Christen seien, und daß sie nur aus Furcht vor dem Tode die unwahren Beschuldigungen zugegeben hätten. Die Heiden knirschten mit den Zähnen über diese unerwartete Wendung, die ihnen die Freude ihres Sieges verdarb. Während des Verhörs hatte ein christlicher Arzt, Alexander, die lebhafteste Theilnahme an den muthigen Bekennern gezeigt, und durch Winke und Gebehrden die Schwachen aufgemuntert. Er ward sogleich ergriffen, und mit Attalus zum Tode geführt. Auch diese wurden, wie die frühern, gegeißelt, im glühenden Stuhle versengt, den wilden Thieren vorgeworfen, und endlich vom Henker erstochen.

Blandina hatte täglich die Hinrichtungen der Christen ansehen müssen, und war dann jedesmal vom Kampfplatz zu den Götzenbildern geführt worden, um ihnen zu opfern; aber nichts konnte ihre Standhaftigkeit erschüttern. Endlich kam auch ihr Todestag. Ein 15jähriger, christlicher Jüngling, Ponticus, wurde ihr zugesellt, und beide erduldeten die Qualen der Schaubühne in solchem Maaße, daß der Jüngling unter den Martern den Geist aufgab. Blandina wurde, in ein Netz gewickelt, einem Stier übergeben, der sie mit seinen Hörnern so lange herumwarf, bis ihr Märtyrertod vollendet war.

Noch 48 andre Märtyrer wurden auf gleich grausame Weise hingerichtet, ohne die Zahl derer zu rechnen, die im Kerker umkamen.

Endlich war die Wuth der Feinde erschöpft, und die Verfolgung hörte auf. Die verwaisete Gemeinde fast aller ihrer Lehrer beraubt, wählte den vorhin genannten Irenäus, einen Schüler des Polykarpus, zu ihrem Bischof. Dieser wirkte noch lange durch Wort und Schrift und Wandel in großem Segen, bis auch er in einer spätern Verfolgung, unter dem Kaiser Severus, ein Märtyrer des Glaubens an Christum ward.

---

21. Einige berühmte Lehrer der afrikanischen Christengemeinde.

Es war eine besondere Gnade, daß der Herr in dieser gefahrvollen Zeit, wo so viele um seines Namens willen bluten mußten, seiner Kirche so viele ausgezeichnete Lehrer gab, die ihre Brüder im Glauben stärken konnten. Wir haben vorhin mehrere derselben, die der asiatischen Christengemeinde angehörten, unter den Märtyrern kennen gelernt, darum hören wir hier noch etwas von einigen afrikanischen Lehrern.

In Aegypten und an der ganzen Nordküste von Afrika, die an dem mittelländischen Meere liegt, breitete sich das Christenthum frühzeitig aus. Vor allen andern war die Christengemeinde in der Stadt Karthago, an der Stelle, wo jetzt Tunis liegt, groß und blühend. Dort lebte gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts ein berühmter Kirchenlehrer, Tertullian, ein ernster, strenger Mann, der durch Wort und Schrift kräftig gegen alles Böse eiferte, das sich unter den Christen allmählig einschlich. Solch eine ernste Sprache mochte wol sehr nöthig sein und sehr wohlthätig wirken, wenn er auch darin zu weit ging, daß er, dem offenbaren Ausspruche des Herrn (Matth. 10, 23.) zuwider, jedes Ausweichen von einer Verfolgung für Abfall und Verläugnung erklärte. Aber eben so strenge, wie er gegen Andre war, war er auch gegen sich selbst. Auch an die Heiden schrieb er eine Schrift, worin er ihnen ihr Unrecht vorhält, daß sie die Christen, die doch gehorsame Unterthanen wären und für das Wohl der Obrigkeit beteten, so grausam verfolgten. Merkwürdig ist es, was er in dieser Schrift über das Verhalten der Christen unter den Verfolgungen sagt: „Ein betender Christ," sagt er, „ist in der

Fassung, alles über sich gehen zu lassen. Wenn wir Böses mit Bösem vergelten wollten, so würde es uns leicht sein, uns zu rächen. Sind wir nicht in großer Menge in jedem Theile der Welt? Wir sind nur von gestern her, (wir haben noch nicht lange bestanden,) und doch haben wir eure Städte, Inseln, Rathsversammlungen und Palläste erfüllt. Wollten wir alle euer Gebiet verlassen, ihr würdet staunen über eure Einsamkeit. Wir sind alle Ein Leib, vereiniget in Einem Bande der Religion, der Zucht und der Hoffnung. Aber wie sollten Christen hassen können, da ihnen Gott geboten hat, ihre Feinde zu lieben." So wirkte dieser Mann viele Jahre im Segen und starb in hohem Alter, im Jahre 220.

Ein anderer merkwürdiger Mann in der afrikanischen Gemeinde war Origenes. Schon als Knabe bewies er bewundernswürdige Anlagen des Verstandes und des Gedächtnisses. Er las die heilige Schrift so oft, daß er sie fast auswendig wußte, und that über das Gelesene oft so kühne und tiefe Fragen, daß sein frommer Vater Leonidas, um ihn nicht hochmüthig und vorwitzig zu machen, ihm darüber Verweise gab. Dennoch verbarg er nur, um des Knaben willen, seine Freude, die er über sein ernstes Forschen im Worte Gottes empfand, und oft trat er in nächtlicher Stunde an das Bett seines Sohnes, küßte die entblößte Brust des Knaben, und dankte Gott mit Thränen, daß er ihm ein solches Kind gegeben. In der Christenverfolgung unter dem Kaiser Severus wurde Leonidas in den Kerker gelegt. Sein Sohn besuchte ihn täglich, und brannte vor Begierde, mit seinem Vater um Christi willen zu sterben, und die Mutter konnte seinem unbesonnenen Eifer nur dadurch Einhalt thun, daß sie ihm seine Kleider verbarg. — Nun bat er seinen Vater schriftlich, daß er nicht ermatten, oder sich um das Wohl der Seinigen Bekümmerniß machen möge. Hüte dich, schrieb er ihm ins Gefängniß, daß du unsertwegen deine Gesinnung nicht änderst! Der Vater ward enthauptet, und die Mutter lebte mit 7 Kindern in Dürftigkeit; aber schon im 18ten Jahre konnte Origenes, der älteste Sohn, als Lehrer auftreten und so die Seinigen ernähren, und bald ward sein Name sogar in der Ferne bekannt. Immer höher stieg der Ruhm seiner Geistesgaben; Christen und Heiden wurden seine Schüler, und in den verschiedensten Angelegenheiten suchte man Rath bei ihm. So war sein ganzes Leben mit Geschäften überhäuft. Er war ein eifriger Bekenner der Wahrheit, und fürchtete sich so

wenig vor Qual und Tod, daß er mitten in den Verfolgungen die Märtyrer in ihren tiefen Kerkern besuchte, sie tröstete und zur Hinrichtung begleitete. Einmal war er in Gefahr, deßwegen gesteinigt zu werden. Er schrieb auch viele Schriften zur Erklärung der heiligen Schrift und wirkte thätig mit zur Ausbreitung des Reiches Gottes in Arabien. Er starb 253.

Tascius Cyprian war der Sohn eines reichen heidnischen Beamten zu Karthago, und anfangs Lehrer der Beredtsamkeit. Durch einen Presbyter, Cäcilius, wurde er zum Glauben an Christum bekehrt, und sogleich entsagte er seiner ehrenvollen Laufbahn, verkaufte seine entbehrlichen Güter, und vertheilte das Geld unter die Armen. Er widmete sich hierauf dem geistlichen Stande, und sein Eifer für die Wahrheit war so groß, und sein Wandel so ernst, daß er schon 2 Jahre nachher zum Bischof von Karthago gewählt ward. Nur gezwungen nahm er dieses hohe Amt an, und verwaltete es mit gewissenhafter Treue. Die dortige Gemeinde bedurfte einen so kräftigen Hirten, denn der Geist der Gottseligkeit war von ihr gewichen, und eine lange Ruhezeit hatte sie erschlafft. Kaum hatte Cyprian begonnen, sie durch Beispiel und Lehre aus ihrem trägen Schlummer zu wecken, so brach die Verfolgung des Decius aus. Mit Mitleid und Schmerz sah der Bischof so viele seiner Brüder aus Liebe zum Leben abfallen, aber mit freudiger Liebe stärkte er die treuen Bekenner. Bei der allgemeinen Verwirrung fand Cyprian für gut, 2 Jahre lang in eine stille Verborgenheit zu gehen, denn sein Grundsatz war, daß ein allzeit fertiges, aber kein voreiliges Bekenntniß dem Christen gezieme. Aus diesem Zufluchtsort, der den Seinen wohl bekannt war, wirkte er durch Schriften auf alle Theile der christlichen Welt. Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, kehrte er nach Karthago zurück und führte sein Amt mit der vorigen Treue. Eine neue schwere Verfolgung erhob sich; aber auch diesmal wurde er noch aufbehalten. Mit aufopfernder Liebe nahm er sich der Seinigen in allen Lagen an. Bei einer furchtbaren Pest übernahm er die gefährlichsten Hülfsleistungen der Kranken, und ermunterte auch Andre dazu, und mit Erstaunen sahen die Heiden, wie viel die christliche Liebe vermochte. Als mehrere Christen vor einem barbarischen Volke weggeführt waren, sammelte er Gaben für sie, und kaufte sie los. Unter dem Kaiser Valerian erlebte er die dritte Verfolgung. Er wurde vor

Gericht geführt und that ein freudiges Bekenntniß; aber der Statthalter, der so viel Gutes von ihm gehört hatte, ließ ihn nicht tödten, sondern verwies ihn 50 Meilen weit von Karthago. Auch aus seiner Verbannung stärkte Cyprian die Gemeinde durch seine Schriften. Drei Jahre nachher durfte er zurückkehren; aber bald wurde er aufs neue eingekerkert und zum Schwerdte verurtheilt. „Gott sei gelobt!" rief der Märtyrer, als er sein Urtheil erfuhr. Eine Menge Volks aber folgte ihm in sein Gefängniß nach, und schrie: „Wir wollen mit unserm Bischof sterben!" Glieder seiner Gemeinde leisteten ihm auf dem Richtplatze den letzten Dienst, und mit hoher Freude ging er in das Reich seines Herrn hinüber.

---

22. Einzelne Züge von Märtyrern.

Als der Kaiser Severus wider die Christen wüthete, wurden in Karthago viele Männer und Frauen zu Blutzeugen der Wahrheit. Unter diesen war Perpetua, eine junge, vornehme Frau, die einen Säugling an ihrer Brust trug. Als sie mit vielen andern ins Gefängniß geführt wurde, folgte ihr Vater, der noch ein Heide war, nach, und bat sie, ihren Glauben zu verläugnen, aber sie sprach: „Ich kann nicht anders sagen, als daß ich eine Christin bin." Anfangs war ihre Gefangenschaft leidlich; die Christen durften sie besuchen, und Alle, die noch im vorbereitenden Unterrichte waren, unter diesen auch Perpetua, wurden getauft. Aber bald nachher wurde ihnen ein dumpfer, enger Kerker angewiesen, und der Säugling von der liebenden Mutter getrennt und den Verwandten übergeben. Als sie verhört werden sollten, ging ihr Vater, der seine Tochter zärtlich liebte, noch einmal zu ihr: „Habe Mitleid mit meinen grauen Haaren," bat er, „habe Mitleid mit deinem Kinde, daß dich nicht überleben kann, laß dich erweichen, denn wenn du umkommst, werden wir vor allen Menschen zu Schanden. Er küßte ihre Hände, warf sich ihr zu Füßen, und bat sie mit Thränen. Liebend neigte sich Perpetua zu ihm herab, und bat ihn, sich in den göttlichen Willen zu fügen, sie könne, sie dürfe nicht anders. Noch auf der Stätte des Verhörs drängte sich ihr Vater bittend und wehklagend herzu, und der Richter ermahnte sie, sich ihres Va-

ters und ihres Kindes zu erbarmen. „O wie jammert mich sein kummervolles Alter," sprach sie, „aber dennoch — ich bin eine Christinn." Sie und die Uebrigen wurden verurtheilt, den wilden Thieren vorgeworfen zu werden, und Alle starben unter langen Kämpfen mit hoher Freudigkeit.

Bei der Verfolgung des Decius ließ sich der Bischof Eudämon von Smyrna durch Todesfurcht zum Abfall verleiten, und mehrere andere Christen folgten seinem Beispiele nach. Desto eifriger war Pionius, ein Presbyter, bemühet, die wankende Gemeinde zu stärken und zur Treue im Glauben zu ermahnen. Sein Wort wirkte kräftig, und Viele weigerten sich, wie er, den Göttern zu opfern. Als der Hüter des Götzentempels ihn, als einen Ungehorsamen, auf den Marktplatz führte, redete er zu den versammelten Juden und Heiden so überzeugend, daß mehrere, die seine Rechtschaffenheit kannten, ihm zuriefen: „Pionius, du bist würdig zu leben, und das Leben ist angenehm; laß dich überreden, opfere den Göttern!" Aber er antwortete: „Wollte Gott, ich könnte euch überreden, Christen zu werden!" Nachdem er einige Tage mit andern Christen im Gefängniß zugebracht hatte, wurde er durch Soldaten abgeholt. „Euer Bischof hat schon geopfert! „rief der Hauptmann ihm zu. Unter vielem Widerstande schleppte man ihn in einen Götzentempel, und legte ihn vor den Altar, und hier stand der unselige Eudämon, der durch ein Götzenopfer sein Leben gerettet hatte. Wer hätte nicht lieber an des Märtyrers, als an seiner Stelle sein mögen. Der Richter suchte ihn durch listige Fragen irre zu machen, aber Pionius bekannte frei: „Ich bin ein Christ!" Er wurde darauf zum Richtplatze geführt, um verbrannt zu werden. Nachdem man ihn ausgestreckt und ans Holz genagelt hatte, sagte der Henker zu ihm: „Aendere deinen Sinn, und die Nägel sollen wieder ausgezogen werden!" — „Ich habe sie gefühlt," antwortete Pionius. Betend, mit geschlossenen Augen, stand er unbeweglich, bis das Feuer ihn verzehrte. Seine letzten Worte waren: „Herr, nimm meine Seele auf!"

In Antiochien lebte ein Presbyter, Sapricius, und ein andrer Christ, Nicephorus, lange Zeit in vertrauter Freundschaft. Einst aber entzweieten sie sich, und wurden sich so feind, daß sie sich nicht einmal auf der Straße grüßten. Nicephorus schlug zuerst in sich, und schickte

den Presbyter Boten zur Versöhnung, und als diese zweimal unerhört zurückkehrten, warf er sich selbst seinem ehemaligen Freunde zu Füßen, und bat: „Vergib mir, um des Herrn willen, mein Vater!" Aber der Presbyter blieb unbeweglich.

Nicht lange darauf brach eine Verfolgung ein. Sapricius, als ein Lehrer der Christen, wurde vor den Statthalter geführt, und legte ein herrliches Bekenntniß ab. Folter und Qualen wurden angewandt, aber sie vermehrten nur seinen beharrlichen Muth, und er wurde zum Schwerdte verurtheilt. Mit hoher Freudigkeit ging Sapricius seinen Todesgang. Da lief ihm auf dem Wege zur Hinrichtung Nicephorus entgegen, fiel vor ihm nieder, und bat: „Zeuge Christi, vergib mir, daß ich dich beleidigt habe!" Schweigend ging der Märtyrer vorüber. Noch einmal erneuerte der Arme vergeblich seine Bitte. Die Henker aber verlachten ihn und sagten: „Einen solchen Narren sahen wir noch nie, dieser geht, um enthauptet zu werden, und du bittest ihn noch jetzt um Verzeihung!" — Sie standen auf der Todesstätte. — „Ach!" rief Nicephorus, „es steht ja geschrieben: Bittet, so wird euch gegeben!" Aber auch dies Wort Gottes selbst, dessen Kraft ihm jetzt so nöthig war, machte keinen Eindruck auf den Unversöhnlichen. Eben, indem Sapricius niederknien soll, um den Todesstreich zu empfangen, fühlt er sich plötzlich von Gott verlassen. „Haltet ein!" ruft er den Henkern zu, "ich will thun nach des Kaisers Gebot, ich will den Göttern opfern!" Da rief Nicephorus ihm zu: „Sündige nicht, mein Bruder, falle nicht ab, verläugne nicht Christum, unsern Herrn, verscherze die Krone nicht, die so bald dein ist!" Aber Sapricius achtete nicht auf ihn, und die Henker triumphirten. Da wendet sich jener zu ihnen und spricht: „Ich glaube an den Namen des Herrn Jesu Christi, den jener verläugnet hat; so tödtet denn mich!"

Die rohen Menschen bringen erstaunt dem Statthalter die wunderbare Botschaft. Sapricius wird zurückgeführt und Nicephorus enthauptet!

---

23. Rückblick auf die Zeit der Verfolgung.

Zwei Jahrhunderte sind vorüber, Zeiten voll Leiden und Bedrängniß. Die ganze mächtige Heidenwelt hat wider

das arme Christenhäuflein gestritten, hat alle Gewalt und List angewandt, um es zu überwinden und auszurotten, und hat es nicht vermocht.

Wenn Christus seine Kirche schützt,
So mag die Hölle wüthen!
Er, der zur Rechten Gottes sitzt,
Hat Macht, ihr zu gebieten.
Er ist mit Hülfe nah;
Wenn er gebeut: stets da;
Er schützet seinen Ruhm,
Und hält das Christenthum;
Mag doch die Hölle wüthen!

Laßt uns dem Herrn danken, der so mächtig und so treu seine Kirche erhalten und sein Wort erfüllt hat. Aber auch die theuern Männer Gottes laßt uns lieb behalten, die so freudig Blut und Leben dahin gaben, um sich und uns das unschätzbare Gut des Evangeliums zu erhalten, und wenn wir sie einst im Himmel sehen vor dem Throne Gottes, mit weißen Kleidern angethan, (und das hoffen wir ja,) so wollen wir ihnen herzlich danken, daß sie die Bahn gebrochen haben und getreu gewesen sind bis in den Tod; so daß wir jetzt auf leichterem Wege ihnen folgen können! Fragen wir nun nach, welches die Kraft war, in der sie so die Welt überwinden, solche Marter und Qual ertragen, und solche Geduld, Standhaftigkeit und Feindesliebe beweisen konnten, so weisen sie uns von sich weg auf ihren Herrn, der sie zuerst geliebt habe, und den sie wieder lieben wollten bis in den Tod, und der ihnen die Kraft gab, so zu streiten und zu leiden. Es muß doch etwas Seliges sein, von Herzen an Jesum Christum zu glauben und in seiner Liebe zu stehen, weil man darüber die ganze Welt und sich selbst dahin geben kann! Gott gebe uns, daß wir das Alle einmal aus eigener Erfahrung erkennen, und wenn wir auch nicht Märtyrer zu werden brauchen, doch den Sinn der Märtyrer in uns tragen und uns niemals schämen, unsern Herrn vor den Menschen zu bekennen.

Dies Blut der Märtyrer war der Same der Kirche, sagt ein christlicher Schriftsteller dieser Zeit. Je mehr die Christengemeinde verfolgt und unterdrückt wurde, desto zahlreicher wurde sie. Mitten unter den Drangsalen dieser Zeit breitete sich das Evangelium über Italien, Spanien und Frankreich aus, und drang schon bis Trier, Metz und Cöln. Auch in den brittischen Inseln fand es Eingang. Durch kriegerische Bewegungen wurde es bis tief in das Innere

von Asien, vorzüglich in Indien bekannt. Einige Lehrer gingen von Asien her zu dem wilden Volke der Gothen, und bekehrten viele derselben.

Diese schnelle Ausbreitung des Christenthums wurde noch durch zweierlei befördert. Nach allen Zeugnissen der alten Schriftsteller dauerten die Wunderkräfte noch immer unter den Christen fort, obgleich sie in eben dem Maaße abnahmen, in welchem die Gemeinde des Herrn fester gegründet wurde, und an den von Gott verordneten Mitteln des Heils sich erbauen konnte. Durch solche Zeichen und Wunder konnten manche Ungläubige von der Wahrheit des Evangeliums überführt werden. Die Gläubigen aber empfingen ein besonderes Stärkungsmittel durch das geschriebene Wort Gottes. Denn unmittelbar nach der apostolischen Zeit sammelte man alles, was von ächten Schriften der Apostel in den verschiedenen Gemeinden vorhanden war, und nannte diese Sammlung das neue Testament. Nun konnten die Boten, die das Evangelium verkündigten, ihre Zuhörer darauf hinweisen, ihr Zeugniß mit der Apostel Lehre zu vergleichen und weiter in der Schrift zu forschen, um zu wachsen an Erkenntniß und an Gnade.

Aber auch manche Abirrungen von dem einfachen Wege des Christenthums wurden allmählig sichtbar. Manche Christen, die zuvor die Lehren der Weltweisheit geliebt hatten, wollten diese mit dem Christenthum verbinden, und geriethen auf mancherlei seltsame Meinungen. Diese hießen Gnostiker und rühmten sich tiefer Erkenntniß, wichen aber weit von der seligen Einfalt des Evangeliums ab. Novatian, ein Presbyter zu Rom, wollte im Widerspruche mit dem Worte Gottes die Strenge der Kirchenzucht so weit ausdehnen, daß kein Abgefallener, wenn er auch noch so aufrichtige Beweise der Reue und der Sinnesänderung gäbe, je wieder in die christliche Kirche aufgenommen werden könnte. Seine Anhänger, die sich von den übrigen Christen trennten, und eine völlig reine Gemeinde bilden wollten, wurden Novatianer genannt. Solchen gegenüber, die etwas Besonderes wollten, nannte sich die ganze Christengemeinde die allgemeine oder katholische Kirche.

Während dergrau samen Verfolgung des Decius wohnte in Thebais, in Aegypten, ein christlicher Jüngling von 15 Jahren; sein Name war Paulus. Er war in Wissenschaften wohl unterrichtet, von einer sanften Gemüthsart und voll Liebe zu Gott. Da ihm seine Eltern ein ansehnliches

Vermögen hinterlassen hatten, so wollte ihn sein Schwager als einen Christen angeben, um in den Besitz seiner Güter zu kommen. Paulus floh vor seinen Nachstellungen in ein wüstes Gebirge, um dort in einer Höhle, bis zum Ende der Verfolgung zu bleiben. Gewohnheit machte ihm seine Einsamkeit angenehm. Er brachte seine Zeit unter Gebet und Nachdenken über göttliche Wahrheiten zu und blieb in seiner Wüste bis er in einem Alter von 113 Jahren starb. Sein Beispiel fand zahlreiche Nachahmer, und was der fromme Paulus aus Noth gethan, das thaten Andere aus Liebe zu einem arbeitlosen Leben oder aus übel verstandener Frömmigkeit. Bald waren die ägyptischen Wüsten mit Einsiedlern oder Eremiten angefüllt, und allmählig fing das Volk an, sie als Heilige zu ehren. Ein anderer Aegypter, Antonius, fing ums Jahr 270 an, mehrere solcher Einsiedlerwohnungen zusammen zu bauen und mit einer Mauer zu umgeben. Eine solche abgesonderte Wohnung nannte man ein Kloster, d. i. einen verschlossenen Aufenthaltsort, und die Männer, die dort gemeinschaftlich ihre Zeit mit Beten und Betrachtungen des göttlichen Wortes zubrachten, hießen Mönche, d. i. einsam Lebende. Auch diese gelangten bald zu einem großen Ruhm der Frömmigkeit und ihre Zahl vermehrte sich schnell.

Doch, diese wenigen Abirrungen abgerechnet, zeigt uns die Christengemeinde in jener Zeit noch immer ein herrliches Bild des Glaubens und der Liebe. Wie eine edle, wohlriechende Pflanze unter dem harten Fußtritte des Wanderers nur desto lieblicher duftet, so wurde die göttliche Natur des Christenthums nur desto mehr offenbar, je mehr es verlästert und verfolgt wurde. Und ein großer Christenlehrer konnte den heidnischen Verfolgern mit voller Wahrheit zurufen: Es geht uns wie den Reben, je mehr ihr uns beschneidet, desto mehr Frucht bringen wir! Und nun kam nach so vielen Stürmen eine Zeit der Ruhe, und die Kirche, die so oft dem Untergange nahe zu sein schien, erhob sich siegreich über den Trümmern des feindseligen Heidenthums.

III.

Die Zeit der äussern Ruhe, vom vierten bis zum siebenten Jahrhundert.

Offenb. Joh. 3, 11.: Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme.

24. Constantin der Große.

Das ungeheure römische Reich, das sich von Spanien bis zum Euphrat, und von dem nördlichen England bis in die Sandwüsten Afrika's erstreckte, konnte nicht füglich mehr von einem einzigen Beherrscher übersehen und regiert werden. Schon der Christenverfolger Diocletian hatte sich einen Freund zum Mitkaiser erwählt, und jeder der beiden Kaiser hatte noch einen Gehülfen angenommen. Im Anfange des vierten Jahrhunderts bestiegen Galerius und Constantius Chlorus den Thron, jener im östlichen, dieser im westlichen Theile des Reichs. Galerius haßte und verfolgte die Christen, Constantius duldete und achtete sie, und meinte, daß Menschen, die ihrem Gott so treu wären, auch ihrem Kaiser treu sein würden. Er selbst blieb indeß ein Heide. Bei zunehmendem Alter fühlte er die Abnahme seiner Kräfte und nahm seinen Sohn Constantin zu seinem Mitregenten an; und als er im Jahr 306 starb, trat dieser als Kaiser an seine Stelle. Constantin hatte in seiner Jugend am Hofe seines Vaters schon manchen frommen Christen kennen gelernt, und verordnete beim Antritte seiner Regierung sogleich, daß niemand die Christen verfolgen oder beleidigen sollte. Bald darauf mußte er mit einem Kriegsheere an den Rhein ziehen, um mit einem Empörer zu streiten, der sich zum Kaiser aufgeworfen hatte. Als die entscheidende Schlacht geschehen sollte, und das Heer auf gewöhnliche Weise dem Kriegsgott ein Opfer bringen wollte, erklärte der Kaiser plötzlich, er habe in den Wolken ein großes Kreuz gesehen und darüber die Ueberschrift: Durch dieses wirst du siegen! Sein Heer gewann wirklich den Sieg, und von diesem Augenblick an bekannte sich der Kaiser

öffentlich zum Christenthum, und ließ statt der bisher gewöhnlichen Adler das Kreuz auf alle seine Fahnen setzen. Als er siegreich in Rom eingezogen war, und die dankbare Stadt ihm eine Bildsäule errichten ließ, verordnete er, daß dieselbe in der Hand einen Speer trage, in Gestalt eines Kreuzes; denn Christo allein verdanke er den Sieg über alle seine Feinde!

Im Morgenlande war Galerius gestorben und Licinius, ein tapfrer Feldherr, aber ein geiziger, harter und unzüchtiger Mann, hatte den Thron bestiegen. Anfangs zeigte er sich, um Constantins willen, den Christen geneigt, aber die Freundschaft der Herrscher dauerte nicht lange, und bald brach ein heftiger Krieg zwischen ihnen aus. Da ließ Licinius seiner Feindschaft gegen die Christen freien Lauf und erklärte: Von der Entscheidung der Schlacht solle es abhangen, ob das Christenthum oder das Heidenthum die wahre Religion sei. Es war sehr unrecht von ihm, seine Sache zu Gottes Sache machen zu wollen, aber Gott gab ihm die Antwort, die er verlangte. Er wurde geschlagen und erwürgt, und Constantin, von nun an der Große genannt, der erste christliche Kaiser, ward Alleinherrscher des weiten römischen Reichs (323).

Wir, die wir des Glückes gewohnt sind, unter einer christlichen Obrigkeit zu leben, können uns kaum denken, wie erfreulich und heilbringend diese Veränderung für die hartbedrängten Christen war. Nun war nach langem Kampfe der Sieg des Christenthums über das Heidenthum entschieden; nun war die Zeit der Angst und der Todesgefahr vorüber, und frei durfte jeder Christ den Glauben bekennen, den er in seinem Herzen trug; nun brauchte die Gemeinde nicht mehr zur Nachtzeit in Höhlen und Klüften sich zu versammeln, in steter Besorgniß, von Lauschern ausgespäht zu werden, nun konnte sie froh und frei am Tage des Herrn in ihrem Gotteshause den Namen ihres Heilandes loben. Die in der letzten Verfolgung des Diocletian vertriebenen Christen kehrten zu ihren Wohnungen zurück; die Gefangenen wurden frei, die in den Bergwerken zu harter, lebenslänglicher Arbeiter verurtheilt waren, wurden aus ihren unterirdischen Strafórtern entlassen. Alle, die in der Verfolgungszeit Schmerz und Schmach erdulbet hatten, wurden mit Ehre überhäuft; die vornehmsten Staatsämter wurden mit Christen besetzt, die Bischöfe und Lehrer mit der größten Auszeichnung behandelt, und die kaiserlichen Prinzen

durch christliche Lehrer erzogen. Bei dem ganzen Kriegsheere wurde die Feier des Sonntags eingeführt. Vorzüglich sorgte Constantin für die Belehrung und Erbauung der Christen. In allen Städten wurden Kirchen erbaut und prachtvoll ausgeziert, Lehrer angestellt und reichlich besoldet! Einst ließ der Kaiser 50 Exemplare der heiligen Schrift durch seine Abschreiber auf Pergamentrollen abschreiben, und dieselben an die Kirchen vertheilen. Zwei kaiserliche Wagen wurden dazu hergegeben, sie an die Orte ihrer Bestimmung zu bringen. Das war in jenen Zeiten, wo die heilige Schrift so selten und das Abschreiben so mühsam, und die geschriebenen Bücherrollen so groß und schwer waren, ein wahrhaft kaiserliches Geschenk. Die Mutter Constantins, Helena, nicht weniger eifrig, als ihr Sohn, für die Ausbreitung des Christenthums, reis'te selbst ins gelobte Land, suchte bei Jerusalem die Stelle, wo einst der Herr gekreuzigt und begraben ward, und bauete dort die prachtvolle Kirche des heiligen Grabes, die noch jetzt steht.

Aber neben allen diesen erfreulichen Begebenheiten begegnen wir in dieser Zeit auch einer sehr betrübenden Erscheinung, die uns beweis't, daß viele Christen nicht mehr in der Einfalt und Lauterkeit standen, die in der vorigen Zeit so helle glänzte. Es enstand im Innern der christlichen Kirche eine Spaltung, und zwar über die Gottheit Jesu Christi, und also über eine Wahrheit, die den Grund des ganzen Christenthums ausmacht, und über welche unter den Christen nie Streit entstehen könnte, wenn sie sich kindlich an dem untrüglichen Worte Gottes hielten und in der Wahrheit lebten (1. Joh. 5, 19. 20.). Aber die Erfahrung lehrt, daß der Verstand des Menschen um so mehr zu stolzen, spitzfindigen Grübeleien geneigt ist, je weniger sein Herz mit der belebenden Kraft der Wahrheit erfüllt ist.

Arius, ein Presbyter (Aeltester) zu Alexandrien, ein sehr gewandter, aber stolzer und unruhiger Mann, hatte Irrlehren über den Sohn Gottes vorgetragen. Er wagte es, den Herrn Jesum Christum in die Reihe der übrigen geschaffenen Wesen zu stellen, und behauptete, er sei nur seiner ausgezeichneten Frömmigkeit wegen über andere fromme Menschen erhoben worden. Die meisten Bischöfe verwarfen mit Abscheu eine Lehre, die die Grundsätze aller christlichen Wahrheit umstürzen und den Menschen allen Trost und alle Hoffnung auf Christum mit Einem Male rauben wollte. Aber dem klugen Arius war es gelungen,

mehrere angesehene Freunde zu erwerben, und der Streit verbreitete sich allmählig durch die ganze christliche Kirche. Der Kaiser wünschte aufrichtig, den Schaden zu heilen, und nachdem er vergeblich mancherlei Versuche zum Frieden gemacht hatte, berief er eine allgemeine Kirchenversammlung, das heißt: eine Versammlung aller christlichen Bischöfe, nach Nicäa, in Kleinasien, zusammen, um den Streit zu entscheiden. Auf dieser ehrwürdigen Versammlung erschienen im Jahr 325 aus allen Ländern, wo Christen waren, 318 Bischöfe und viele andere fromme Lehrer. Manche darunter trugen die Mahlzeichen der früheren Verfolgungen an sich, waren gelähmt, einäugig, oder durch ausgestandene Marter gebrechlich geworden. Alle verurtheilten die Lehre des Arius als unchristlich und ketzerisch, und schlossen ihn und seine Anhänger von der Kirchengemeinschaft aus. Es wurde ein Glaubensbekenntniß über die rechte christliche Lehre abgefaßt und unterschrieben, welches das Nicäische Symbolum heißt, dem später noch ein anderes hinzugefügt wurde, welches nach dem Bischof Athanasius, dem eifrigsten Gegner der Arianer, das Athanasianische Symbolum genannt wird. Dennoch dauerte die Secte der Arianer noch lange Zeit fort.

Der Kaiser that noch Vieles für die äußere Einrichtung der Kirche und äußerte dabei oft, er wünsche ein solcher Herrscher zu sein, wie David und Salomon es waren. In diesem Sinne beschloß er, als die Einfälle der Perser und Gothen es nothwendig machten, daß er seine Residenz in dem östlichen Theil seines Reichs verlegte, an den Ufern des schwarzen Meers, an der Stelle des alten Byzanz eine neue völlig christliche Stadt zu gründen, die nicht, wie die alte Hauptstadt, mit den Gräueln des Heidenthums befleckt wäre. Die Schätze der Götzentempel wurden dazu verwandt, sie aufzubauen. Constantin gab ihr den Namen Neu-Rom, aber das dankbare Volk nannte sie dem Stifter zu Ehren Constantins-Stadt (Konstantinopel) und dieser Name ist ihr geblieben.

Man hat oft behaupten wollen, Constantin habe sich nur aus Staatsklugheit zum Christenthum bekannt, um dadurch die vielen Christen in seinem Reiche für sich zu gewinnen. Aber eben dadurch machte er ja die viel zahlreicheren und mächtigeren Heiden zu seinen Feinden. Sein freies, offenes Bekenntniß beweist deutlich, daß er die Göttlichkeit des Christenthums wirklich mit Ueberzeugung erkannte. Dabei ist freilich sehr zu bedauern, daß die Erkenntniß des

Guten nicht immer den Einfluß auf seinen Wandel hatte, den sie hätte haben sollen. Nicht selten verließ ihn in den Zeiten seines Glücks die Weisheit, Gerechtigkeit und Mäßigkeit, die ihn früher zierten und er ließ sich dann zur Herrschsucht, zur Prachtliebe und zur Grausamkeit verleiten.

Constantin der Große starb, von seinem ganzen Volke betrauert, im Jahr 337. Erst auf seinem Sterbebette ward er vom Bischof Eusebis von Nicomedien getauft. Er hatte die Taufe so lange verschoben, theils weil er, wie so viele zu seiner Zeit, glaubte, die Sünden, die man nach empfangener Taufe begehe, seien schwerer und strafbarer, als diejenigen, die vor der Taufe begangen würden, theils weil er immer gewünscht hatte, im Jordan, wie Christus, getauft zu werden. Seine letzten Aeußerungen auf dem Sterbebette lassen uns hoffen, daß er mit ernstem Rückblick auf sein vergangenes Leben und mit gläubiger Zuversicht zu Gottes Gnade gestorben sei. Der Bischof Eusebius von Cäsarea, sein vertrauter Freund, hat uns das denkwürdige Leben des großen Kaisers beschrieben.

25. Julian, der Abtrünnige.

Die Söhne Constantin's theilten sich nach seinem Tode in das Reich des Vaters. Sie hießen zwar Christen, aber ihr Sinn und Wandel war dem Christenthum völlig entgegen. Als der letzte von ihnen im Jahre 361 starb, bestieg Julian, ein Brudersohn Constantin's, den Thron. Die Söhne Constantin's hatten alle seine Verwandten tödten lassen, damit keiner derselben nach der Krone strebe. Julian, damals noch ein Kind, wurde verschont und zum geistlichen Stande bestimmt. Unwissende Mönche erzogen ihn, und statt ihn mit dem herrlichen Wesen des Christenthums bekannt zu machen, zwangen sie ihn, lateinische Psalmen zu beten und allerlei Bußübungen zu treiben. Julian lernte eine Lehre verachten, die den Menschen quälte. Desto lieber hörte er den Unterricht einiger klugen, heidnischen Lehrer, die ihm das Heidenthum sehr lieblich und glänzend zeigten, und ihm damit schmeichelten, daß er berufen sei, die alte Religion und den alten Glanz des Reichs wieder herzustellen. Am Hofe seines Vetters schien Julian ein andächtiger Mönch zu sein, aber kaum saß er auf dem Throne, so schwur er das Christenthum ab und ward wieder Heide.

Nun konnten die Christen erkennen, wie treu und wahr die göttliche Warnung sei: Verlasset euch nicht auf Fürsten, denn sie sind Menschen! Vielleicht hatten es manche in der Ruhezeit unter Constantin darin versehen, und mehr auf Menschen als auf den Schutz des Herrn geblickt. Wie schnell änderte sich nun alles wieder. Die Christen wurden überall von ihren Aemtern verdrängt, die Kirchen wieder in heidnische Tempel verwandelt, die Opfer und Feste der Heiden erneuert und das Kirchenvermögen unter die Soldaten vertheilt.

Julian wollte die Christen nicht öffentlich verfolgen, er wußte, daß die Verfolgungen nur dazu gedient hatten, das Christenthum weiter auszubreiten, er wollte es durch listige Angriffe untergraben und stürzen. Darum unterhielt er mit Fleiß die arianische Streitigkeit, damit die Christen sich durch Uneinigkeit unter einander aufreiben möchten. Er verbot den Christen, Lehrer zu werden, oder irgend eine Wissenschaft zu treiben, damit sie entweder durch Unwissenheit in Verachtung sänken, oder bei heidnischen Lehrern Unterricht suchen müßten. Dagegen wollte er das Heidenthum veredlen und verbessern, und ermahnte die heidnischen Weltweisen zum Fleiß, zur Tugend und zur Menschenliebe. Die Galiläer, sagte er, haben dadurch über die alte Religion gesiegt, daß sie so ernst, so wahrhaft, so wohlthätig gegen ihre Armen, so gütig, selbst gegen Fremde sind; in allen diesen Dingen müßt ihr sie nun übertreffen! — Das war bald geboten, aber im Heidenthum lag die Kraft nicht, solche Menschen zu bilden. Julian konnte wohl gute Früchte an einen faulen Baum anbinden; sollten sie aber aus ihm hervorwachsen, so mußte erst der Baum selbst in einen guten umgewandelt werden.

Auch die Weissagung unsers Herrn daß das Judenvolk ohne Tempel und Opfer umherirren sollte, bis die Fülle der Heiden ins Reich Gottes eingegangen sei, wollte er zu Schanden machen. Er erlaubte daher den Juden, ins gelobte Land zu ziehen, Jerusalem und den Tempel wieder zu bauen, und gab große Summen dazu. Vergebens! Feuer und Erdbeben zerstörten dreimal wieder den angefangenen Bau, und erschrocken verließen die Juden die öde Stätte und zerstreuten sich wieder. Die Herrschaft dieses gefährlichen Christenfeindes dauerte, Gottlob, nur zwei Jahre. In einer Schlacht gegen die Perser empfing der Kaiser eine tödtliche Wunde. Als er vom Pferde herabsank, hob er die

geballte Faust gen Himmel und rief mit innerm Grimme: „Galiläer, so hast du doch gesiegt!"

Also müssen umkommen, Herr, alle deine Feinde! Die ihn aber lieb haben, müssen sein, wie die Sonne aufgehet in ihrer Macht! (Richter 5, 31.)

26 Der völlige Sieg des Christenthums über das Heidenthum im römischen Reiche.

Seit Julian kam kein Heide wieder auf den römischen Thron. Sein nächster Nachfolger Jovian, ein gottesfürchtiger Mann, starb schon nach 7 Monaten und die beiden Brüder Valentinian und Valens theilten sich in das Reich. Valentinian, der den westlichen Theil des Reiches erhielt, war schon unter Julian ein standhafter Bekenner des Evangeliums gewesen, und nur wegen seiner Tapferkeit hatte ihn der Kaiser ertragen. Er war von Natur zum Zorn und zur Grausamkeit geneigt, und es ist nicht zu verkennen, daß seine christliche Ueberzeugung das wilde Feuer dieser Leidenschaften in etwa dämpfte; zu einem völligen Ueberwinden und Ausrotten der Sünde kam's freilich nicht. Valens aber ließ sich von den Arianern leiten und verfolgte die Christen, die der reinen Lehre anhingen, mit Grausamkeit. Einmal ließ er 80 ägyptische Bischöfe, die ihm deßhalb Vorstellungen machten, auf ein Schiff bringen und das Schiff auf dem Meere anzünden.

Unter der Regierung dieser beiden Brüder, gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, ereignete sich die merkwürdige Begebenheit, die man in der Geschichte unter dem Namen der Völkerwanderung kennt. Aus dem Innern von Asien brach ein Volk vom mongolischen Stamme hervor, klein und häßlich von Gestalt, aber voll Kraft und Kriegsmuth, die Hunnen. Sie drangen unaufhaltsam vorwärts und verwüsteten alles, wohin sie kamen, mit Feuer und Schwert. Die Völker des schwarzen Meeres, die Alanen und Gothen, flohen, von den wilden Hunnenschwärmen gedrängt, und drängten wieder andere Völkerschaften aus ihren Wohnsitzen, oder fielen ins römische Reich ein. So entstand eine allgemeine Völkerbewegung, die mit Verheerung vieler Länder und mit großem Blutvergießen verbunden war. Tausende von Christen kamen in den wilden Schlachten oder

bei den unmenschlichen Plünderungen ums Leben, viele Kirchen wurden verheert und viele Christengemeinden zerstreut, und es war für die Christen, die unter manchen Lehrstreitigkeiten von der Lauterkeit des Glaubens und der Liebe gewichen waren, eine ernste Züchtigung. Aber diese Trübsal hatte auch ihren Segen. Diese rohen Völker, die in ihrem fernen Vaterlande noch viele Jahrhunderte in heidnischer Finsterniß geblieben wären, lernten auf ihren Kriegszügen, durch ihren Verkehr mit den Römern, das Evangelium kennen und nahmen es an. Es dauerte freilich noch lange, bis die sanfte Botschaft des Friedens die wilden Horden zu wahren Jüngern Jesu umwandelte, aber sie waren doch der Blindheit des Heidenthums entrissen, und hatten die ersten Strahlen des himmlischen Lichtes gesehen, das ihnen allmählig immer mehr aufging.

Unter diesen wilden Völkern, die jetzt Christen wurden, waren vor allen die Gothen merkwürdig. Sie waren schon in ihren alten Wohnsitzen durch einige von ihnen gefangen weggeführte Bischöfe zum Christenthum bekehrt worden, und gehörten ihrem Bekenntnisse nach zu den Arianern. Sie hatten um diese Zeit einen Bischof Ulfilas (Wolf) genannt. Dieser führte bei ihnen die sogenannte gothische Schrift ein, lehrte die kriegerischen Gothen lesen und schreiben und übersetzte die vier Evangelien in die gothische Sprache. Von dieser merkwürdigen Uebersetzung sind noch jetzt Ueberbleibsel vorhanden. Der Kaiser Valens verlor sein Leben in einer Schlacht gegen die Gothen, Valentinian war schon früher gestorben, und der Kaiser Gratian, der Nachfolger beider Brüder, ein redlicher, frommer Mann, fühlte sich zu schwach, in einer so stürmischen Zeit das große Reich allein zu regieren. Er nahm daher den Theodosius, einen tapfern Krieger und verständigen Mann, zum Mitregenten an. Nach Gratians Tode wurde Theodosius Alleinherrscher des Reichs, und bezeichnete sogleich den Anfang seiner Regierung mit großen und weisen Unternehmungen. Er schloß mit den Gothen einen rühmlichen Frieden und hätte auch gerne die uneinigen und getrennten Christen im Frieden vereinigt, aber das gelang ihm nicht ganz. Im Jahr 392 erklärte er durch einen kaiserlichen Befehl, daß das Heidenthum in seinem ganzen Reiche abgeschafft und aufgehoben sei, und alle Spuren des Götzendienstes vertilgt werden sollten. Damit waren anfangs viele vornehme Staatsbeamte sehr unzufrieden. Sie meinten, seit das Christenthum

geduldet wäre, sei der alte Glanz des römischen Reichs gesunken, und nur das Heidenthum könne ihm wieder aufhelfen. Aber der Kaiser beharrte bei seinem Befehl, und die alte Stadt Rom ward nun eine völlig christliche Stadt.

In Aegypten trat gerade während der Abschaffung der Abgötterei eine Dürre ein, weil der Nil diesmal nicht so weit wie gewöhnlich über seine Ufer stieg. Die heidnischen Priester benutzten dies, um es dem Volke als ein Zeichen der Rache ihrer Götter darzustellen, und das Volk wollte unruhig werden. Aber Theodosius erklärte fest und männlich: „Wenn der Nil auch ganz aufhören sollte zu fließen, müssen wir doch unsre Pflicht gegen Gott erfüllen. Die Sache des Christenthums gilt mehr, als die Fruchtbarkeit des Landes!" Das Volk gehorchte schweigend; die nächsten Jahre überschwemmte der Nil weit und breit das Land, und eine ungewöhnlich fruchtbare Zeit trat ein.

In der Stadt Alexandrien stand eine Bildsäule des Serapis, und allgemein glaubte man, wer dieses Bild unberufen berühre, unter dem würde die Erde sich aufthun und der Himmel über ihm einfallen. Lange wollte keiner zu seiner Zerstörung Hand anlegen. Endlich wagte es, vom Bischof aufgemuntert, ein Soldat, mit einer Keule ihm an den Kopf zu schlagen. Der Götze rächte sich nicht, und bald lag er zertrümmert da. Aller Priesterbetrug, der Jahrhunderte und vielleicht Jahrtausende das arme Volk bethört hatte, Höhlungen in den Götzenbildern, heimliche Gänge u. s. w. wurden jetzt entdeckt und zerstört.

Theodosius, der um seiner herrlichen Eigenschaften und Thaten willen den Namen „der Große" empfing, starb im Jahr 395, und mit ihm sank die Blüthe des Reiches schnell dahin. Er theilte es unter seine beiden Söhne, den 17jährigen Arcadius und den 11jährigen Honorius, die es nicht, wie bisher, als ein gemeinschaftliches Reich, sondern als zwei getrennte Staaten regierten, die von nun an nie wieder vereinigt wurden. So entstand das morgenländische und das abendländische römische Kaiserthum.

---

27. Ambrosius von Mayland.

Ambrosius war kaiserlicher Statthalter von Mayland in Oberitalien, und hatte dies Amt schon mehrere Jahre mit Weisheit, Kraft und Milde geführt, als der Bischof

von Mayland starb. Die Wahl eines neuen Hirten erregte große Unruhe und Zwietracht, und Ambrosius war, von römischen Kriegern begleitet, in der Kirche, um das Volk in Ruhe und Ordnung zu erhalten. Er verrichtete diesen Beruf mit Ernst und großer Würde. Da rief auf einmal eine Stimme, man sagt, es sei ein Kind gewesen: „Ambrosius soll Bischof sein!“ und von allen Zungen hallte es wieder: „Ambrosius ist unser Bischof!“ Der Mann im Kriegskleide wußte nicht, wie ihm geschah, ob er wache oder träume; erst als sich alle einmüthig hinzudrängten, ihn als Hirten zu begrüßen, erwachte er aus seinem Erstaunen. Er stellte umsonst dem Volke vor, daß er des heiligen Amtes unwürdig und ganz unkundig, daß er zwar im Herzen ein Christ, aber noch nicht getauft sei, — seine Weigerung half nichts. Da floh er aus der Stadt; aber die Liebe suchte ihn auf und holte ihn ein, und der Kaiser Valentinian befahl ihm, das Amt anzunehmen. Er ward darauf getauft und zum Bischof geweiht. Bei dem Antritt seines neuen Amtes schenkte Ambrosius seine Güter den Armen, und wandte nun allen Fleiß daran, in der heiligen Schrift zu forschen. Sein Eifer war außerordentlich groß. Bei Tage verrichtete er die vielfachen Geschäfte seines Berufs und las und schrieb sehr viel. Auch einen Theil der Nacht arbeitete er; dann aber gebrauchte er nie, was er am Tage wol that, einen Schreiber, denn er wollte, aus menschenfreundlicher Schonung, niemand im Schlafe stören. Seine Thür war Tag und Nacht offen und jeder, der ein Anliegen bei ihm hatte, durfte frei und ungehindert zu ihm kommen. Mit großer Liebe gedachte er der armen Gefangenen, die die wilden Gothen auf ihren Raubzügen fortschleppten, und kaufte ihrer, so viel es reichte, mit seinem Vermögen los; ja, als dieses dahin war, machte er den Kirchenschmuck und die Abendmahlsgefäße zum Lösegeld, denn er glaubte, es sei besser, aus geringeren Gefäßen das Mahl des Herrn zu genießen, als unschuldige Gefangene ihrem Elende zu überlassen.

Ambrosius war ein Mann voll Glaubens, und zugleich ein angesehener und erfahrner Mann, und wurde mehrmals von verschiedenen Kaisern zu wichtigen äußern Angelegenheiten gebraucht; dennoch blieb er demüthig, und seine größte Sorge war immer das Wohl der unsterblichen Seelen, die ihm anvertraut waren. Der junge, damals kaum 20jährige liebenswürdige Kaiser Gratian schrieb an Ambrosius einen Brief, der es werth ist, aufbehalten zu werden. „Ich wün-

sche" — schrieb er — „die Wahrheit des Christenthums, an die ich glaube, ganz zu erkennen, nicht aus Liebe zum Wortstreit, oder damit ich viel von Gott reden könne, den ich lieber im Herzen anbete; sondern damit die geoffenbarte Wahrheit desto tiefer in mein Herz eindringen möge." Ambrosius erfüllte das Verlangen des kaiserlichen Jünglings und ward sein Lehrer.

Mehrere Jahre nachher war unter dem Kaiser Theodosius ein Aufstand in Thessalonich ausgebrochen, und mehrere kaiserliche Beamte dabei getödtet worden. Der Kaiser, rasch und auffahrend, wollte Rache nehmen, aber auf Ambrosius Fürbitte verzieh er den Anführern. Doch als seine Räthe ihm nachher vorstellten, daß solch eine Uebelthat ernste Strafe verdiene und seinen Zorn aufs neue reizten, befahl er seinem Kriegsheere, die Thessalonicher zu züchtigen. Bald darauf besann er sich wieder und sandte seine Boten mit Begnadigung nach; aber der frühere Befehl war schon aufs Grausamste ausgeführt, und 7000 unschuldige Menschen vom Schwerdte erwürgt. Ambrosius schrieb darüber an den Kaiser, ehrerbietig aber ernst, und hielt ihm sein Unrecht vor. Theodosius antwortete nicht. Am nächsten Sonntage wollte der Kaiser mit seinem ganzen Gefolge am Gottesdienste und am Abendmahle Theil nehmen; aber an der Schwelle des Gotteshauses trat ihm Ambrosius entgegen, hielt ihn zurück und erklärte ihn, einen Mann mit blutbefleckten Händen, für unwerth, zu der Gemeinschaft Christi zu gehören. Theodosius berief sich auf das Beispiel des Königs David, aber der eifrige Bischof sagte: „Folge ihm in seiner Reue, wie du ihm folgtest in seiner Sünde." Es war eben so schön von Theodosius, daß er sich dieser Zurechtweisung unterwarf, als es von Ambrosius streng gewissenhaft war, auch einen Kaiser in seinem Glanze an seine Sünde zu mahnen. Erst nach acht Monaten, nachdem Theodosius sichtbare Merkmale der Reue gezeigt und versprochen hatte, künftighin die Ausführung aller Todesurtheile 30 Tage nach dem unterschriebenen Befehle zu verschieben, ward er wieder in die Kirchengemeinde aufgenommen.

Ambrosius starb nach 23jähriger segensreicher Wirksamkeit im Jahre 397.

---

28. Johannes Chrysostomus.

Johannes, mit dem Beinamen Chrysostomus (Goldmund), der größte Redner seiner Zeit, war der Sohn vornehmer Eltern in Antiochien.

Nachdem er anfangs eine Zeitlang ein mönchisches Leben geführt hatte, wurde er Presbyter (Aeltester oder Prediger) zu Antiochien. Hier gab ein entstandener Aufruhr ihm Gelegenheit, die große Kraft seiner Rednergabe zu zeigen. Der Aufruhr war sehr strafbar gewesen; man hatte die Bildsäule des Kaisers niedergerissen und höhnend durch die Straßen geschleppt, ihm die Abgaben verweigert und seine Amtleute geschmäht. Aus Furcht vor der Rache, die in solchen Fällen gewöhnlich den Unschuldigen mit dem Schuldigen traf, verließen Viele die Stadt. Die heidnischen Philosophen zuerst, die doch auf ihren Lehrstühlen so viel von Kraft und Muth zu reden wußten. Der Bischof reis'te nach Rom, um den Zorn des Kaisers zu besänftigen, und das Volk strömte in die Kirchen, um Gott zu bitten, daß er das Herz des Kaisers zur Barmherzigkeit lenke. Da trat Chrysostomus unter ihnen auf. „Ihr fürchtet" — sprach er — „die Vergeltung eines menschlichen Richters, und seid in ängstlicher Erwartung des Verlustes, den ihr an Gütern, an Ehre, an Leib und Leben leiden könntet, um Einer Sünde willen, die ihr gethan habt. Wie werdet ihr an dem großen Tage des Weltgerichts zittern, der über euer ewiges Schicksal entscheiden wird, und vor dem gerechten Richter, dem ihr Rechenschaft geben sollt über euer ganzes Leben! Ihr wendet Alles daran, denn Zorn des beleidigten Kaisers zu versöhnen, ihr demüthiget euch, sucht Fürsprache, — wie vielmehr sollte euch daran liegen, durch Demuth und Reue die Gnade Gottes wieder zu erlangen, die ihr durch eure Sünden verscherzt habt!" Unglaublich war die Wirkung dieser Rede, und noch größer war der Dank und die Freude, als Theodosius, auf die Fürbitte des Bischofs, der Stadt vergab.

Im Jahre 398 wurde Chrysostomus zum Erzbischof und Patriarchen von Constantinopel ernannt. Er begann sein Amt damit, freimüthig und strenge alle Mißbräuche zu rügen, die sich unter Lehrern und Gemeinden eingeschlichen hatten, und davon abzustellen, was er konnte. Aber auch die Ueppigkeit des Hofes, den Leichtsinn der höhern Stände, die allgemein eingerissene Ungerechtigkeit griff er mit

mächtiger Rede an. Das Volk hing an seinem Munde, und man sagt, daß oft, wenn er predigte, 10,000 Menschen versammelt waren. Aber am Hofe des Kaisers hatte er manchen Feind, vorzüglich haßte ihn die Kaiserin Eudoxia, weil er auch sie nicht geschont hatte. Er wurde nach Armenien verbannt, erduldete mehrere Jahre hindurch die größten Beschwerden und starb in der Verbannung 407. Sein steter Wahlspruch war: Gelobt sei Gott für Alles.

---

29. Aurelius Augustinus.

Wenige Männer haben in der Geschichte der christlichen Kirche einen so ausgezeichneten Namen, als Aurelius Augustinus. Den Gang seines äußern und innern Lebens hat er uns selbst mit großer Offenheit und Treue beschrieben. Dies Buch, Augustins Bekenntnisse genannt, ist noch vorhanden und werth, von jedem gelesen zu werden, der zu einer tiefen, gründlichen Selbsterkenntniß gelangen möchte.

Der große Kirchenlehrer war zu Tagasta in der Provinz Numidien, in Afrika, geboren. Sein Vater, Patricius, ein Rathsherr, blieb bis kurz vor seinem Tode dem Heidenthum ergeben; seine Mutter, Monika, war eine Christin von ausgezeichneter Frömmigkeit. Da sein Vater frühe starb, so übernahm die fromme Mutter allein die Erziehung. Sie führte sie mit ernstem Gebete und liebreicher Ermahnung. Tief schmerzte es sie jedesmal, wenn ihr Sohn sich Leichtsinn und Ungehorsam zu Schulden kommen ließ, und dieser dachte oft nicht daran, wie viel Kummer jeder seiner Fehltritte seiner geliebten Mutter machte. In reiferen Jahren trieb Augustin mit dem angestrengtesten Eifer die Wissenschaften und wurde überall als ein ausgezeichneter und fleißiger Jüngling gerühmt. Aber auch dieses Lobes konnte die fromme Monika sich nicht freuen, ihr Blick war immer nur auf das Wichtigste, auf eine demüthige, himmlische Gesinnung gerichtet, und sie erkannte mit tiefem Schmerze, daß ihren Sohn der Ehrgeiz und die Sucht zu glänzen trieb, und daß er die Besserung seines Herzens ganz darüber vergaß. Und was hilft auch die ausgebreitetste Erkenntniß, wenn der Mensch dabei sich über andere erhebt, und für seine Seele zu sorgen vergißt. Augustin kam überdies in einen verderblichen Umgang mit zwar gelehrten, aber auf-

geblasenen und unchristlichen Menschen, und dieser Umgang entfernte ihn noch mehr vom rechten Wege. Da konnte Monika, die eben so zärtlich um das innere Verderben ihres Sohnes trauerte, als andere Eltern um den leiblichen Tod ihrer Kinder, den Kummer nicht länger tragen, und klagte ihren Schmerz dem Bischof. Dieser aber rief ihr zu: „Sei getrost, Monika, der Sohn so vieler Gebete und Thränen wird nicht verloren werden!"

Dennoch schien es, als sollte Monika noch größeres Leid erleben an ihrem Sohne, auf dessen Gelehrsamkeit und Ansehen manche andere Mutter stolz gewesen sein möchte. Augustin beschloß, nach Rom zu reisen, um dort größeren Ruhm und größere Einkünfte zu erlangen. Die Mutter fürchtete sehr, daß die Zuchtlosigkeit der großen Hauptstadt ihn noch weiter vom guten Wege abbringen würde, und bat ihn mit Thränen, zu bleiben. Er versprach es, um sie zu beruhigen, aber in der Nacht schiffte er sich ein. Als die sorgsame Mutter früh am Morgen ihn suchte, sah sie in weiter Ferne auf dem Meere das Schiff segeln, das ihren Sohn hinwegführte. Da kniete sie nieder am Meeresstrand und bat Gott, daß er ihrem Sohn ein anderes Herz geben möge; ja wenn sein Aufenthalt in Rom zum größeren Schaden seiner Seele gereichen sollte, so möge er ihn lieber auf dem Meere umkommen lassen!

Ihr Weinen und Beten war nicht vergebens. Augustin fand in Rom kein Unterkommen, wie er es wünschte; er wurde nach Mailand gewiesen. Dort lernte er den frommen Ambrosius kennen. Anfangs zog ihn die große Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit dieses Mannes zu ihm hin; bald aber kam auch die Wahrheit, die Ambrosius predigte, seinem Herzen nahe. Er nahm nun die lang vergessene Bibel wieder zur Hand, las, betete und prüfte sein Herz. In dieser Gemüthsstimmung machte es tiefen Eindruck auf ihn, als ein frommer Greis ihm erzählte, daß ein gelehrter Heide, ein früherer Vertheidiger des Heidenthums, sich zu Gott bekehrt hätte. Bald darauf hörte er von einigen vornehmen Beamten, die alle Ehre und Herrlichkeit dahin gegeben hätten, um Christo zu dienen. Andre wenden sich zu Gott und reißen das Himmelreich zu sich, — rief er einem Freunde zu, — und wir bleiben zurück! — Dieser Augenblick war entscheidend. Er eilte in den Garten, warf sich unter einem Feigenbaum nieder und betete, — und der, der den Nathanael unter dem Feigenbaume gesehen und erkannt hatte, sah

und erkannte auch ihn. Dem verlornen Sohn gleich, kehrte Augustin weinend und betend zu seinem himmlischen Vater zurück, und ward aufgenommen, wie dieser.

Bald darauf kehrte Augustinus in sein Vaterland zurück, und wurde erst Presbyter, dann Bischof von Hippo, einer Stadt im nördlichen Afrika. Alle Gelehrsamkeit und alle Gaben, die er besaß, wandte er von nun an zur Förderung des Reiches Gottes an, und bald erkannte die ganze Christenheit des Morgen- und Abendlandes in ihm einen großen, von Gott besonders ausgerüsteten Mann. Außer seinen Berufsgeschäften hatte Augustinus noch manche Angelegenheit zu verwalten, die die ganze Kirche betrafen. Insbesondere führte er einen vieljährigen Streit gegen einen Irrlehrer Pelagius. Dieser hatte behauptet, der Mensch sei schon an und für sich gut, er bedürfe also keiner Umwandlung oder Bekehrung, sondern nur einer Verbesserung, und zu dieser habe er, auch ohne besondern göttlichen Beistand, schon Kraft genug in sich selbst. Das wußte Augustin aus eigner Erfahrung besser, und konnte darum ein so kräftiges Zeugniß gegen diese Irrlehre ablegen. Er bekannte frei, daß alles Gute in dem Menschen ein Werk Gottes sei und hielt es mit Pauli Ausspruch: Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin! Augustin schrieb viele Schriften gegen die Pelagianer und manche andere sich damals erhebende Irrlehrer, und noch jetzt bewundern wir in allen seinen Werken eine besondere Tiefe der Erkenntniß, und große Kraft und Gründlichkeit. Er starb im Jahr 430.

Ein Jahrtausend nachher las ein frommer Augustiner-Mönch — Luther, — in seiner Klosterzelle diese Schriften, und bekannte, daß er nächst der Bibel am meisten aus Augustinus Schriften die reine Lehre des Evangeliums kennen gelernt habe.

---

30. Die römischen Bischöfe.

Nach dem Willen des Herrn und nach der Einrichtung der ersten christlichen Kirche waren alle Christen einander als Brüder gleich. Auch die Lehrer (Bischöfe und Presbyter) hatten keinen Vorrang vor den übrigen Christen, sie waren nur diejenigen unter den Brüdern, die für die Belehrung und Erbauung der andern Sorge trugen, und dar-

über wachten, daß Wort und Wandel der Christen mit der heiligen Wahrheit übereinstimmte. Wenn die Lehrer dies heilige Amt mit Treue und ungeheuchelter Frömmigkeit führten und Vorbilder der Herde waren, so wurden sie dafür von den übrigen Christen als Väter geliebt und geachtet; und wenn manche von ihnen in Verfolgungszeiten ergriffen wurden, und in freimüthigem Bekenntniß der Wahrheit Marter und Tod erduldeten, so blieb ihr Andenken noch lange bei der Gemeinde im Segen. Als aber die Zahl der Christen sich sehr vermehrte, und die Bischöfe die Aufsicht über mehrere zahlreiche Gemeinden zugleich führen mußten, da wurde ihr Amt und ihre Würde immer bedeutender. Seit Constantins Zeiten fingen die Geistlichen an, einen besondern Stand zu bilden, der sich durch Kleidung und mancherlei Vorrechte von den übrigen Christen unterschied. Und wenn gleich viele treue Bischöfe dieser Zeit noch nach dem Vorbilde Christi und der Apostel in Einfalt und Demuth wandelten, so fehlte es doch auch nicht an solchen, denen die irdische Macht und Herrlichkeit wohlgefiel, die gerne über das Volk herrschten und nach hohen Dingen trachteten. So wurde oft, was die dankbare Liebe der Christen freiwillig ihrem frommen Bischofe dargebracht hatte, als Ehrenbezeugung oder Liebesgabe, später von dem ehrgeizigen Nachfolger gefordert als eine seinem Amte gebührende Leistung. Bald erhoben sich unter den Bischöfen, die anfangs alle einander gleich waren, einige der angesehensten zu Erzbischöfen (Oberbischöfen), denen andre Bischöfe untergeordnet wurden. So bildete sich allmählig in der Kirche die Hierarchie (Priesterherrschaft), in welcher immer ein höherer Geistlicher dem andern gebietet, und alle zuletzt unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupt stehen. Als dies Oberhaupt wurde in dem abendländisch-römischen Reiche der Bischof zu Rom erkannt, der allmählig ein großes Ansehn unter den abendländischen Bischöfen erlangt hatte. Es gab allerdings unter den römischen Bischöfen dieser Zeit manche glaubensvolle, weise Männer, die es werth waren, von den Christen als Väter und Rathgeber geehrt zu werden, doch trugen auch äußerliche Umstände viel dazu bei, den Bischöfen zu Rom dies große Uebergewicht über die andern Bischöfe zu geben. Schon von Constantin war der Glanz dieses Amtes durch reiche Geschenke sehr erhöht worden; der Kaiser fragte in vielen Fällen, bei Lehrstreitigkeiten, bei kirchlichen Einrichtungen u. s. w. den Bischof seiner Hauptstadt

um Rath, und wer von den Bischöfen irgend eine Sache beim Kaiser zu führen hatte, der suchte sich die Fürsprache des vielgeltenden römischen Bischofs zu verschaffen. Als später die Kaiser nicht mehr in Rom wohnten, und über das abendländische Reich viel Noth und Unglück kam, da wandte sich alles, was Schutz und Hülfe suchte, an die Bischöfe zu Rom, und diese wußten solche Hülfsleistungen zur Vergrößerung ihres Ansehens zu gebrauchen. Um den höhern Rang durch einen ausgezeichneten Namen auszudrücken, ließen sich die Bischöfe von Rom von den übrigen Bischöfen gern Papst oder Papa (das ist: Vater) nennen, und vor und nach wurde dieser Name allgemein eingeführt. Die höhern Bischöfe im morgenländischen Reiche wollten diesen Vorrang nicht anerkennen, und legte sich den Titel Patriarchen (Erzväter) bei. Durch diese Frage über den Vorrang der Bischöfe wurde das Band zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche immer loser.

Unter den römischen Bischöfen dieser Zeit finden wir mehrere Männer von wahrer Gottseligkeit. Ausgezeichnet vor allen sind Leo der Erste, auch der Große genannt (440 — 461), ein kluger, gewandter Mann und großer Redner, der bei einem Einfalle der Hunnen den Hunnenkönig Attila durch seine sanfte und eindringende Beredsamkeit bewog, aus Italien zurück zu ziehen, und so der Retter seines Vaterlandes wurde; und Gregor der Erste (starb 604), ein demüthiger, frommer Mann, der bei einem schwächlichen Körper sein Amt mit großer Treue verrichtete. Er benutzte jede Gelegenheit, die Bischöfe mündlich und schriftlich zum Ernst und zur Beharrlichkeit im Guten zu ermahnen. Bei einer furchtbaren Pest war er unablässig mit Gefahr seines Lebens bemüht, den Kranken Hülfe zu leisten. Durch seine unermüdete Sorgfalt wurde England, wo die heidnischen Angelsachsen das Christenthum ausgerottet hatten, wieder für das Evangelium gewonnen.

---

31. Ueberblick über diese Zeit.

Wir haben diesen Abschnitt der Kirchengeschichte „die Zeit der äußern Ruhe" genannt, denn seitdem der Kaiser Constantin sich zum Christenthum bekannte, hörten die Verfolgungen mit allen ihren Gräueln auf, und die Christen

genossen nach so vielen Stürmen Ruhe und Frieden. Dies galt aber freilich nur von dem weiten Umfange des römischen Reichs, in welchem die meisten Christen wohnten. In andern Ländern, und namentlich in Persien, dauerten die Christenverfolgungen fort, und wurden mit noch größerer Grausamkeit, als je im römischen Reiche betrieben.

Für die Ausbreitung des Christenthums geschah in dieser Zeit nicht so viel, als in der früheren; doch drang das Evangelium nach England, Irland, in viele Gegenden Deutschlands, Frankreichs, Spaniens und nach Armenien. Im Allgemeinen aber bestätigte die Christengemeinde im Großen und Ganzen, was wir so oft an einem einzelnen Menschen wahrnehmen, daß die Noth leichter zu ertragen ist, als gute Tage. Kaum war der Sturm der Verfolgungen vorüber, in dem die Christen so fest standen in Glaubensmuth und Einigkeit, so wurde der Bruderbund und die kindliche Einfalt durch mancherlei Lehrstreitigkeiten gekränkt. Obschon wir manche herrliche Männer Gottes aus dieser Zeit kennen lernten, so riß doch allmählig unter Geistlichen und Gemeinden mancherlei Verderben, Trägheit, Stolz, Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit ein, und es schien, als wollte sich die innere Herrlichkeit des Christenthums immer mehr verdunkeln.

An äußerer Pracht und Herrlichkeit fehlte es freilich nicht. Dem Kaiser Constantin schwebte immer der prachtvolle, alttestamentliche Tempeldienst vor, er wünschte auch dem christlichen Gottesdienste mehr äußeres Ansehen zu geben, und hatte darum in guter Meinung die Kirchen und ihre Diener reichlich beschenkt. Aber eben dadurch ging die alte christliche Einfalt immer mehr verloren, und die andern Gemeinden ahmten bald die Weise der Hauptstädte nach. In den prächtig ausgeschmückten Kirchen standen die Diener des Worts in kostbare, glänzende Gewänder gehüllt, Weihrauch duftete beim Gottesdienste, Instrumente begleiteten den Gesang der Gemeinde; man stellte feierliche Umgänge an mit großer Pracht, und die Zahl der kirchlichen Feste, der gottesdienstlichen Gebräuche und der kirchlichen Aemter vermehrten sich immer mehr. Aber ein Kirchenvater sagt von diesen Veränderungen: So lange die Kirchengeräthe hölzern waren, waren die Priester golden; seitdem die Gefäße golden sind, sind die Priester hölzern.

Auch die Mutter Constantins, Helena, gab durch ihren gutgemeinten Eifer zu manchem Aberglauben Veranlassung.

In Jerusalem ließ sie, nach Anweisung der dortigen Mönche, das Kreuz, an dem der Herr gestorben sein sollte, aus der Erde aufgraben, ließ es spalten und halb in Jerusalem und halb in Constantinopel zur Bewunderung und Verehrung aufstellen. Ueberall sammelte sie Ueberbleibsel von Märtyrern (Reliquien), und verschenkte sie als kostbare Schätze an verschiedene Bischöfe. Das öffnete dem Aberglauben und der Wundersucht die Thür. Schon fing man an, nach solchen Stätten zu wallfahrten, und es für ein verdienstliches gutes Werk anzusehen, wenn man dort betete.

Die Zahl der Einsiedler, Mönche und Nonnen wuchs unglaublich, und so groß war die Macht des Aberglaubens, daß auch die ausgezeichneten Männer, deren Geschichten wir erzählt haben, nicht frei von großer Verehrung dieser Lebensweise waren. Um diese Zeit stiftete Benedict von Nursia (starb 543) einen neuen Mönchsorden, die Benedictiner. — Auf eine eigenthümliche Weise zeichnete sich Simon, mit dem Beinamen der Säulenheilige, aus. Auf einem Berge bei Antiochien baute er sich eine Säule, die er allmählig bis zu 50 Fuß erhob, und wohnte auf derselben ohne Obdach 30 Jahre. In einem an einem Seile herabgelassenen Korbe empfing er seine Nahrung, die ihn das Volk, das ihn als einen Heiligen verehrte, von allen Seiten brachte. Er starb auf seiner Säule.

Doch wir wollen nicht vergessen, daß selbst unter diesen, von manchem Aberglauben und Irrthum befangenen Menschen auch noch manche wahrhaft fromme Leute waren. Zum Zeugniß dafür wollen wir zwei derselben aus dieser Zeit kennen lernen, einen Einsiedler und einen Mönch. Als Antiochien vor dem Zorne des Kaisers zitterte, und die heidnischen Weltweisen flohen, kamen die Einsiedler aus ihren Wüsten in die Stadt, das Volk zu beruhigen und, wo möglich, etwas zur Abwendung der Strafe zu thun. Schon ritten kaiserliche Beamte durch die Stadt, die Schuldigen aufzusuchen und zu richten, da fiel ein Einsiedler, Macedonius, dem Pferde des Vornehmsten unter ihnen in den Zügel, und der Zug hielt. „Saget dem Kaiser, unserm Herrn," sprach der ehrwürdige Greis, „daß er auch ein Mensch sei. Zürnt er darüber, daß man seine ehernen Bildnisse zertrümmert habe, wie vielmehr wird Gott darüber zürnen, wenn er um deßwillen Menschen erwürgt, die nach dem Bilde Gottes geschaffen sind. Seine ehernen Bilder sind leicht wieder aufgestellt, aber er, obgleich ein mächtiger Kaiser,

vermag nicht einen einzigen getödteten Menschen wieder lebendig zu machen!“ Die Beamten fühlten die Wahrheit dieser Worte und zögerten mit der Bestrafung, bis vom Kaiser die Begnadigung der Stadt eintraf.

Nicht weniger edelmüthig und christlich handelte der Mönch Abraham in Phönizien, am Ende des vierten Jahrhunderts. Aus Dankbarkeit dafür, daß Gott ihn von einer schweren Krankheit errettet hatte, wollte er in einem heidnischen Dorfe auf dem Gebirge Libanon, das Evangelium verkündigen. Da er aber die wilde Gemüthsweise der Einwohner kannte, so legte er sein Mönchsgewand ab und ging mit einigen Gefährten, als Kaufmann gekleidet, dorthin, miethete ein Haus und lebte still und unerkannt eine Zeitlang. Aber die Einwohner hörten ihn einst geistliche Lieder singen mit den Seinen, und nun eilten Männer und Weiber wüthend zusammen, verrammelten die Thür des Hauses, deckten das Dach ab und hörten nicht auf, eine Menge Schutt hinabzuwerfen, damit die Christen endlich unter demselben begraben werden sollten. Ihre Geduld und Ergebung ermüdete zuletzt die Wuth der Heiden, und einige mitleidige Menschen zogen sie unter dem Schutt hervor und hießen sie fliehen. In diesem Augenblicke kamen kaiserliche Abgaben-Einnehmer an, die mit Härte die rückständigen Steuern forderten. Die armen Leute konnten nicht bezahlen, und die Einnehmer schritten zu grausamen Maaßregeln. Da trat der mißhandelte Mönch hervor, verbürgte sich bei den Einnehmern für das Geld, eilte nach Emesa, borgte von seinen Freunden, und bezahlte die geforderte Summe. Die Heiden wurden gerührt, ihr Haß ging schnell in Liebe, Dankbarkeit und Verehrung über. „Wir haben keinen Dorfvorsteher,“ sagten sie, „bleibe du bei uns und sei es.“ Er bewilligt es unter der Bedingung, daß sie eine Kirche baueten. Das geschah, und der fromme Abraham war bis an sein Ende Vorsteher und Lehrer dieser Dorfgemeinde, die durch ihn eine blühende Christengemeinde ward.

IV.

Die Zeit des allmähligen Verfalls, vom siebenten bis zum elften Jahrhundert.

Joh. 15, 1. 2.: Ich bin ein rechter Weinstock, und mein Vater ein Weingärtner. Einen jeglichen Reben an mir, der nicht Frucht bringet, wird er wegnehmen; und einen jeglichen, der da Frucht bringet, wird er reinigen, daß er mehr Frucht bringe.

32. Mohammed.

Wenn ein edler Baum wilde Zweige getrieben hat, und dadurch am Fruchttragen gehindert wird, so tritt der treue Gärtner hinzu, und beschneidet ihn mit scharfem Messer. Der Baum verliert freilich für eine Zeitlang seine schöne Gestalt, und manches Reis fällt zur Erde und erstirbt, aber ihm geschieht dennoch wohl, er wird gereinigt und gerettet. So mußte der Herr in dieser Zeit mit seiner Kirche thun. Mancher wilde Zweig der Sünde und des Weltsinns war an dem edlen Baume hervorgeschossen, besonders im Morgenlande. Der tief gewurzelte Schade forderte eine ernste schmerzliche Heilung. Da ließ der Herr von Morgen her einen gewaltigen Feind wider die Kirche aufstehen, der furchtbarer wüthete, als Gothen und Hunnen je gethan, — es war Mohammed und seine Araber. Ach, daß die Christen damals diese Gedanken des Friedens erkannt hätten, und wiedergekehrt wären aus ihrer Abweichung, so würden sie auch den vollen Segen dieser Trübsal erfahren haben, und es wäre kein weiterer Verfall erfolgt. Wenn aber, wie die Geschichte uns zeigt, selbst unter so ernsten Züchtigungen, der innere Verfall nicht ganz aufgehalten wurde, was würde geschehen sein, wäre die Kirche sich völlig selbst überlassen geblieben. Während aber die Pflanzung Gottes an der einen Stelle verfiel und verdorrete, pflanzte der Herr an einem andern Orte ein junges Reis, das fröhlich grünte und bald zum neuen Baume ward.

In Arabien wohnten seit uralten Zeiten die Nachkommen Ismaels, des Sohnes Abrahams. Obgleich sie dem gelobten Lande so nahe waren, waren sie dennoch 600 Jahre nach der Geburt unsers Herrn immer noch heidnische Götzendiener geblieben, die in viele Stämme getheilt, als Hirten umherzogen, und vom Ertrage ihrer Herden und vom Raube lebten. Seit der Zerstörung Jerusalems wohnten auch viele Juden in Arabien, auch hatten christliche Mönche dort Klöster erbaut, aber sie lebten in so tiefer Unwissenheit, daß man Mühe hatte, sie für Christen zu erkennen. In diesem Lande, in der Stadt Mecca, trat im Jahre 611 ein Mann auf, der sich für einen von Gott gesandten Propheten ausgab. Mohammed war sein Name. Seine Mutter war eine Jüdin, sein Vater ein Heide, und da seine Aeltern frühe starben, so hatte ihn ein reicher Oheim erzogen, und zum Kaufmannsstande bestimmt. Er hatte mehrere große Handelsreisen nach Syrien und an den Euphrat gemacht, hatte später eine reiche Wittwe geheirathet und war ein angesehener Kaufmann geworden. Aber auf einmal legte er seine Handlung nieder, lebte eine Zeitlang, von allen Menschen geschieden, in einer Höhle, und trat dann plötzlich mit der Erklärung hervor, der Engel Gabriel habe ihm den Auftrag an seine Landsleute gegeben, den Götzendienst zu zerstören und den reinen Glauben ihres Vaters Abraham wieder herzustellen. Die Predigt Mohammeds war, der Hauptsache nach, sehr einfach, das Wesentliche derselben ist in dem Satze ausgesprochen, der noch jetzt die Loosung aller Mohammedaner ist: Nur Allah (arabischer Name für Gott) ist Gott, und Mohammed ist sein Prophet! Mohammed war ein schöner, kühner und gewandter Mann, in voller Kraft seiner Jahre, der die Gabe der Beredsamkeit und der Dichtkunst in einem hohen Grade besaß. Er wußte seine begeisterten Aussprüche, in wohlklingende Verse einzutheilen, dadurch wurden sie dem Ohre gefällig und dem Gedächtnisse behaltsam. Viele staunten den neuen Propheten an, aber nur seine Frau Kadidscha und sein Neffe Ali glaubten an ihn. Nach drei Jahren gewann sein Predigen mehr Eingang, und er zählte schon mehrere hundert Schüler. Das erregte ihm den Haß seiner Feinde, und da mehrere derselben sich verschworen hatten, ihn zu ermorden, mußte er sein Leben durch die Flucht retten. Er floh in eine mit Mecca in Feindschaft stehende Stadt, die damals Jatschreb hieß, die aber von nun an Medinat al Nabi, (Stadt des

Propheten,) oder kurzweg Medina genannt wurde. Hier wurde er mit offnen Armen empfangen, und die Zahl seiner Jünger mehrte sich unglaublich schnell. Mit dieser Flucht, (Hedschra genannt,) die am 6. Juli 622 geschah, beginnen die Mohammedaner ihre Zeitrechnung. Doch rechnen sie nicht, wie wir, nach Sonnenjahren, sondern nach Mondjahren, von 354 Tagen.

Die Meccaner wollten den Entflohenen mit Gewalt der Waffen wieder zurückführen, aber auch Mohammed hatte seine Schüler bewaffnet und führte sie gegen die Feinde. Anfangs ward er geschlagen, aber er sammelte sie aufs neue, und wußte sie so zu begeistern, daß er nun den Sieg gewann. Bald darauf eroberte er sogar Mecca und einige umliegende Städte. Nun ward er immer kühner. Er erklärte, er habe den Auftrag von Gott empfangen, seine Lehre mit Feuer und Schwert auszubreiten, wer sich ihm nicht unterwerfen wolle, der müsse sterben. Ein großes Heer tapferer und beutelustiger Streiter sammelte sich um ihn, und mit diesem zog er siegend von einem Ende Arabiens bis zum andern und fiel sogar in Syrien ein. Heiden, Juden und Christen bekannten sich theils gezwungen, theils freiwillig zum Islam (Glauben) und hießen dann Moslemim (Gläubige). Mohammed wagte es sogar, den König von Persien und den griechischen Kaiser zu Constantinopel, von denen der erste ein Heide, der letztere aber ein Christ war, aufzufordern, ihrem bisherigen Glauben zu entsagen und seine Lehre anzunehmen. Er würde seine Eroberungen noch weiter fortgesetzt haben, allein er starb, 63 Jahr alt, im Jahre 632, wie man sagt, an vergiftetem Fleische, das ihm eine Jüdin vorgesetzt hatte, um zu erfahren, ob er auch ein sterblicher Mensch, wie andere, sei.

Man hat viel darüber gestritten, ob Mohammed selbst geglaubt habe, was er lehrte, oder nicht; — mit andern Worten, ob er ein Schwärmer oder ein Betrüger gewesen sei? Wahrscheinlich glaubte er anfangs wirklich, göttliche Eingebungen empfangen zu haben. Er sah die Abscheulichkeit des Götzendienstes, der in seinem Vaterlande getrieben wurde, und dem sich damals noch viele seiner Landsleute ernstlich widersetzten, deutlich ein. Von Juden hatte er sich vieles aus der Geschichte ihres Volks und von ihrem Gesetze erzählen lassen. Die schöne, äußere Ordnung des Gottesdienstes gefiel ihm wohl, aber die Gebote dünkten ihm zu strenge zu sein. Auch das Christenthum lernte er kennen,

aber nur durch einige unwissende Mönche, die ihm kaum etwas von der Geschichte und Lehre des Herrn erzählen konnten, und ihn dann auf einige äußere Gebräuche, auf Fasten, Psalmenlesen, Kreuzschlagen und willkürliche Bußübungen hinwiesen, und ihm sagten, das sei Christenthum. Da konnte denn Mohammed freilich von der Herrlichkeit des Christenglaubens, von seinem Troste und seiner Kraft nichts erkennen, vielmehr dünkte es ihn, es sei in jeder Religion, in der heidnischen, jüdischen und christlichen etwas Wahres und Gutes, dieses zusammengenommen müsse die rechte Lehre sein. In seiner lebhaften Einbildungskraft hielt er sich von Gott berufen, diesen neuen Glauben aufzurichten. Als aber das Glück ihm günstig war, da bediente er sich offenbar betrügerischer Mittel zur Erreichung seines Zwecks. Er hatte eine Taube abgerichtet, die Erbsen aus seinem Ohre fraß, und durch diese behauptete er, Botschaft aus dem Himmel zu empfangen. Er erzählte, daß er des Nachts auf einem weißen Pferde in den Himmel ritte, und dort seine Lehre empfing. Wenn er Anfälle von der Fallsucht bekam, an der er litte, so gab er vor, Gott rufe seine Seele in den Himmel, um ihm etwas Neues zu offenbaren.

Sein Leben war eines göttlichen Gesandten völlig unwürdig. Er suchte Kriegsruhm und weltliche Ehre, er predigte Mord und Zerstörung und erklärte, Gott habe ihm die Erlaubniß gegeben, Lüste auszuüben, die er allen andern Menschen verboten habe.

---

33. Mohammeds Lehre und ihre Ausbreitung.

Mohammeds Lehre ist ganz so, daß sie dem sinnlichen Menschen wohlgefallen kann. Es ist eine schöne äußerliche Zucht, die das Leben von offenbaren Sünden rein hält und die der Mensch bei einiger Aufmerksamkeit auf sich selbst, ohne besondern göttlichen Beistand beobachten kann. Aber sie deckte das sündliche Verderben im Innern des Herzens nicht auf, viel weniger vermag sie den Schaden zu heilen; sie kann dem Sünder keine Antwort geben, wenn er fragt: Wie finde ich Gnade bei Gott und Vergebung meiner Sünde? Sie ist keine Gotteskraft, die selig macht, sondern eine trügerische, menschliche Erfindung, die weder Macht hat, zu trösten, noch das Innerste des Menschen zu erneuern.

Mohammed nannte freilich, um den Juden und Christen zu gefallen, auch Mosen und Jesum große Propheten Gottes, aber er selbst, behauptete er, sei der größte und höchste. Er lehrte, daß nur Ein Gott sei, der Allmächtige und Barmherzige, dem man durch Gutes thun gefalle, aber er nährte den Stolz des Menschen auf eine traurige Weise, indem er den äußerlich guten Werken ein großes Verdienst bei Gott zuschrieb. Täglich muß der Mohammedaner fünf mal beten, das Angesicht nach Mecca gewandt; von seinem Vermögen muß er den hundertsten Theil den Armen geben; „Beten," sagt der Koran, „führt auf halbem Wege zu Gott, Fasten bringt an den Eingang des Himmels, und Almosen öffnen die Thür. Aber für den Glauben in der Schlacht streiten und Feinde tödten, das führt zur höchsten Seligkeit." Außerdem führte Mohammed bei seinen Anhängern die Beschneidung, öftere Waschungen und die Feier des Freitags, als des heiligen Tages, ein. Er verbot den Genuß des Schweinefleisches, das Weintrinken und alle Glücksspiele. Jeder rechte Moslem mußte einmal in seinem Leben eine Wallfahrt nach Mecca machen. Um die Tapferkeit seiner Krieger noch mehr zu befeuern, lehrte er, jeder Mensch stehe unter einem unabänderlichen Schicksale, dem er durchaus nicht entgehen könne, und wenn sein Tod bestimmt sei, so müsse er sterben, er möge im heißesten Schlachtgewühle sein, oder daheim ruhig am Arme eines Freundes wandeln. Allen Redlichen, Tapfern und Frommen verhieß er zum Lohne das Paradies, wo sie in lauter sinnlichen Freuden schwelgen, an reich besetzten Tafeln sich ergötzen und in ewiger Jugendfülle prangen sollten.

Mehrere Jahre nach Mohammeds Tode wurden seine Aussprüche und Auslegungen gesammelt und in ein Buch geschrieben, welches der Koran heißt, und bei den Mohammedanern eben so heilig gehalten wird, als bei uns die Bibel. Neben dem vielen Unwahren, Ungöttlichen und Albernen, das im Koran steht, findet sich da auch manche schöne Stelle von der Weisheit und Güte Gottes. Unverkennbar ist das Wahre und Gute darin aus dem alten und neuen Testament geschöpft. Auch vieles aus der biblischen Geschichte von Noah, Abraham, Joseph und Moses steht darin, aber immer mit lächerlichen Fabeln vermischt und ganz verunstaltet. Alles, was die heilige Schrift von Isaak, dem verheißenen Sohne Abrahams, enthält, das erzählt der Koran von Ismael, von dem die Araber abstammen.

Die Nachfolger Mohammeds nannten sich Chalifen (Stellvertreter, Statthalter des Propheten). Sie fuhren fort, den neuen Glauben mit Feuer und Schwert auszubreiten, und verrichteten zugleich täglich als oberste Priester das vorgeschriebene Gebet in der Moschee (Bethaus). Vor ihrem Schwerte mußten die Heere der griechischen Kaiser weichen; Syrien und das heilige Land fiel in ihre Hände; Jerusalem, damals eine armselige, von Christen und Juden bewohnte Stadt, wurde eingenommen und El-Kodsch (die heilige Stadt) genannt. Darauf wurde Egypten geplündert und verwüstet, und bald war die ganze Nordküste von Afrika in der Gewalt der Sieger. Als diese weiter nach dem Westen vordrangen, wollte ihr Name Araber (Abendländer) nicht wohl mehr passen und sie nannten sich von nun an Sarazenen, (Morgenländer).

Es schien wirklich, als könne keine Macht der Erde den kühnen Sarazenen Widerstand thun. Wohin sie sich wandten, da folgte ihnen der Sieg. Im Morgenlande überwanden sie das mächtige Reich der Perser und zwangen diese heidnischen Feueranbeter zu ihrem Glauben. Ihre siegreichen Heere standen vor den Thoren von Constantinopel. Die Inseln Sicilien und Sardinien waren ihrer Herrschaft unterworfen; und fern im Westen setzte einer ihrer Feldherrn von Afrika aus nach Spanien über, und nahm auch dies reiche Land ein. Ganz Europa zitterte, denn schon brachen die Sarazenen aus Spanien hervor und hatten schon einen Theil von Frankreich erobert, da sprach der Herr der Heerschaaren auch zu diesen stolzen Kriegern: Bis hierher und nicht weiter! Sie wurden in einer großen Schlacht von den Franken geschlagen.

34. Die Christen unter dieser Trübsal.

Wenn die Christen jener Zeit die heilige Schrift fleißig gebraucht hätten, so hätten sie aus dem Buche der Richter deutlich ersehen können, warum der Herr den Sarazenen so viel Glück und Sieg verleihe und ein christliches Reich nach dem andern zu Grunde gehen lasse. Wie Gott das Volk Israel, wenn es sich versündigt hatte, in die Hände der Feinde fallen ließ, so übergab Gott die ausgeartete Christenheit dem Schwerte der Sarazenen, damit die Gottlosen

seinem Reiche nicht länger Schande machen, die Trägen aber und Verirrten aus dem Schlafe der Sicherheit aufwachen möchten.

Die Christen bedurften einer ernsten Züchtigung, denn sie waren sehr von dem rechten Wege abgewichen. Von den herrlichen Zügen, die wir in der Apostelgeschichte von den ersten Christen lesen, (Apg. 2, 42—47. 4, 32—35. 9, 31.) fanden sich nur noch wenige Spuren. Das Wort Gottes war den meisten Christen unbekannt und gleichgültig geworden, Unwissenheit und Aberglauben nahm immer mehr überhand, und man glaubte, ein rechter Christ zu sein, wenn man nur den Namen trug und die christlichen Gebräuche mitmachte. Man hielt prächtigen Gottesdienst, aber man wußte eigentlich nicht mehr, was man glaubte. Heidnische Sünden, Trunk, Spiel, Prachtliebe, Wollust und Ungerechtigkeit nahmen überhand. Vor allen andern Ländern war das Verderben groß im griechischen Reiche, (dem morgenländisch-römischen Kaiserthum.) Dort wurden die Lehrstreitigkeiten mit der größten Lieblosigkeit geführt und immer neue Fragen aufgebracht, die Zank gebären mehr denn Besserung im Glauben. So stritt man z. B. viele Jahre lang mit erbitterten Herzen darüber, ob Christus zwei Willen, einen göttlichen und einen menschlichen, habe, oder nur Einen; das nannte man den monotheletischen Streit, und vom Kaiser bis zum Bettler war alles in diesen Streit verwickelt. Die schändlichsten Ausschweifungen wurden begangen, Räuberei, Ehebruch, Mord, Aufruhr erfüllte das Reich, aber weder die Geistlichen noch die Richter straften solche Gräuelthaten. Die Christen waren nicht mehr, was sie sein sollten, das Salz der Erde. Wenn aber das Salz unschmackhaft wird, womit soll man salzen? Es ist zu nichts mehr nütze, denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten.

Das Gericht, das durch die Sarazenen über die Christengemeinde kam, war groß und schwer. Wenn die Christen vor den herannahenden Feinden zitterten, so mußten sie sich zugleich tief schämen, daß sie von diesen Schülern des falschen Propheten in so vielem Guten übertroffen wurden. Wie einfach und mäßig lebten diese Kinder der Wüste, indeß unter den Christen Trunkenheit und Unzucht herrschte. Redlichkeit und Treue war noch viel eher bei den Sarazenen zu finden, als bei den listigen Griechen, und was noch mehr war, während die Christenheit in ihrer Trägheit nichts

für ihren Herrn und für sein Reich wagen mochte, trat ihnen dies Volk gegenüber, das mit allem Eifer an seinem Gesetz hielt und mit Begeisterung Blut und Leben daran wagte, seinen falschen Glauben weiter auszubreiten. Wohin die Sarazenen drangen, da wurde das ganze Land eine weite, öde Wüste, Ströme von Blut flossen überall, wer nicht den mohammedanischen Glauben annahm, der mußte sterben. Ach, da wurde es erst recht offenbar, wie traurig es unter den Christen aussah. In der Zeit der ersten Verfolgungen würden die Jünger Christi ernstlich Buße gethan und sich mit einmüthigem Gebete zu ihrem Herrn gewandt haben, aber von solcher Gesinnung finden wir wenig Spuren. Die Meisten blieben leichtsinnig, bis das Schwerdt über ihnen gezückt war und Hunderttausende verläugneten aus Liebe zum Leben ihren treuen Herrn und wurden Mohammedaner, unbekümmert darüber, ob ihre Seele selig werde oder nicht. Merkwürdig ist das Schicksal der sieben asiatischen Christengemeinden, die wir aus der Offenbarung Johannes (Cap. 2. u. 3.) kennen. Auch sie waren, nachdem sie der Herr so lange mit göttlicher Geduld getragen, durch Unglauben, Gleichgültigkeit und Sünde zum Verderben reif geworden. Hundert Jahre lang streiften die Sarazenen an ihren Gränzen umher und thaten einzelne Einfälle, aber die Christen dort verstanden die Warnungsstimme des Herrn nicht mehr. Da ging denn die Drohung Offenb. 2, 5. in Erfüllung, ihr Leuchter ward umgestoßen, sie selbst kamen um, und ihre Wohnstätte ward zur Wüste. Ein Reisender, der in neuer Zeit diese Oerter besuchte, fand von manchen derselben nur Trümmer, da und dort einsame Hütten und einzelne Christen, überall aber die kläglichste Unwissenheit und stumpfe Gleichgültigkeit.

---

35. Die Bekehrung der Deutschen.

Während im Morgenlande das Schwerdt der wilden Sarazenen Christen mordete und in ganzen Ländern das Christenthum ausrottete, pflanzte der Herr im Abendlande seine Kirche und breitete sie weiter aus. Noch lag heidnische Finsterniß über dem größten Theile unsers deutschen Vaterlandes. Auch über Schottland und Irland, über Dänemark, Norwegen und Schweden, über Ungarn, Polen und

Rußland leuchtete noch kein Strahl des göttlichen Lichtes, nur die südlichen Länder Europa's waren zum größten Theile mit dem Christenthum bekannt geworden. England ist in dieser Zeit ein hell leuchtender Punkt. Es war schon in der frühern Zeit einmal ein christliches Reich gewesen, aber als die heidnischen Angelsachsen von Deutschland her dort eingewandert waren, hatten sie das Christenthum unterdrückt und sieben kleine Königreiche dort gegründet. Diese aber wurden vor und nach selbst christlich, und die ganze Insel empfing also zum zweitenmal den Segen des Evangeliums. Die englischen Christen hatten treue Lehrer und wohnten weit von Constantinopel und Rom, so daß sie weder von den Lehrstreitigkeiten im Morgenlande, noch von den Ansprüchen der Päpste im Abendlande etwas wußten, und ihr Christenthum war daher einfacher, lauterer und herzlicher, als in vielen andern Ländern zu dieser Zeit. Daher hatten sie aber auch mehr Liebe und mehr Kraft, auszugehen und auch andern Völkern die Wohlthaten des Evangeliums zu bringen. Der wahre Glaube an Christum ist immer in der Liebe thätig, und wer von Herzen ein Christ ist, der wünscht auch, daß alle Menschen so fröhlich und so selig in Gott sein möchten, wie er es ist. Die Engländer fingen ihre Missionen in den Ländern an, die ihnen zunächst lagen, in Schottland und Irland, und als dort das Wort Gottes Eingang gefunden hatte, fuhren sie über das Meer, dem festen Lande zu, und wurden in Gottes Hand die Werkzeuge zur Bekehrung unsrer Väter. Im Jahre 590 kam der fromme, irländische Mönch Columban aus seinem Vaterlande, um die Heiden im Frankenreiche zu bekehren. Er brachte zwölf Mönche als Gehülfen mit. Erst durchwanderte er einen großen Theil des Reichs, las überall den Leuten die heilige Schrift vor und erklärte sie ihnen, dann stiftete er mehrere Klöster auf dem Vogesengebirge und wohnte dort. Sein Wirken war sehr gesegnet, vorzüglich dadurch, daß er in seinen Klöstern manche heidnische Jünglinge zu christlichen Lehrern erzog. Später durchzog er als Verkündiger des Evangeliums die Länder der Sueven (Schwaben) und der Baiern. Auf einer solchen Missionsreise mußte einer seiner treuesten Gehülfen Gallus in der Nähe des Bodensees krank zurückbleiben. Als dieser genesen war, hielt er seine Krankheit für einen Wink der göttlichen Vorsehung, in dieser Gegend für die Verbreitung des Christenthums wirksam zu sein. Sein ungeheu-

chelte Frömmigkeit, seine freundliche Mildthätigkeit und sein fester, freudiger Glaube verschaffte ihm vielen Eingang bei den Heiden, so daß er es wagen durfte, in einem ihrer Tempel die drei vergoldeten Götzenbilder, die sie anbeteten, zu zerschlagen, und sie auf den wahren Gott hinzuweisen. In einer Wildniß stiftete er ein Kloster, das nach seinem Namen St. Gallen genannt und bei dem später die Stadt gleiches Namens gebaut wurde. Ungefähr um dieselbe Zeit starb in Würzburg der Irländer Kilian des Märtyrertodes. Er hatte bei dem Herzog Gosbert Eingang gefunden und ermahnte diesen, von seinen Sünden abzulassen, aber seine gottlose Gemahlin Geilana handelte an ihm, wie einst Herodias an Johannes dem Täufer, sie ließ ihn in Abwesenheit ihres Gemahls ermorden.

Gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts begab sich Willibrod, ein Engländer, mit elf Gehülfen nach Holland, um dort zur Bekehrung der heidnischen Friesen zu wirken. Anfangs wurden sie übel vom Könige und seinem wilden Volke empfangen, und einer seiner Gefährten wurde getödtet. Willibrod mußte nach Dänemark fliehen, aber im Jahre 693 kehrte er mit seinen Gehülfen zurück und nun war ihre Arbeit gesegnet. Willibrod wurde vom Papste zum Bischof von Utrecht ernannt. Er starb nach 50jähriger treuer Wirksamkeit, nachdem er viele Kirchen und Klöster gestiftet, viele junge Geistliche gebildet und eine große Menge von Heiden zum Lichte des Evangeliums geführt hatte. Seine Gehülfen und Schüler pflegten sich alljährlich in der Sommerzeit durch das ganze nordwestliche Deutschland zu zerstreuen. Vor dem Winter kehrten sie wieder nach Utrecht zurück, wo sie dann in der klösterlichen Stille durch das Lesen der heiligen Schrift, durch den Rath des väterlichen Bischofs und durch den gegenseitigen Umgang und die Erzählung der bisherigen Erfolge ihrer Wirksamkeit sich zu neuer Arbeit stärkten. Ueberhaupt war die Errichtung von Klöstern damals ein gesegnetes Mittel zur Ausbreitung des Evangeliums. Sie waren die Stützpunkte für die Arbeiten der Missionare, dort wurden junge Lehrer gebildet, dort legte man Schulen für die heidnischen Kinder an, und Neubekehrte fanden, wenn sie verfolgt wurden, dort eine sichere Zufluchtsstätte. Die Christen aber, die gerne in der Nähe ihrer Lehrer wohnen mochten, siedelten sich allmählig dort an, und so entstand aus manchem einsamen Kloster erst ein Dorf, und dann eine Stadt. Unter Willibrods Gehülfen

sind die beiden Ewalde und Switbertus die merkwürdigsten für uns. Die Brüder Ewald, von denen der eine der weiße, der andre der schwarze Ewald hieß, zogen vom Rheine her zu den Sachsen, die in der heutigen Grafschaft Mark ihren Sitz hatten. Aber ihre Wirksamkeit unter diesen war von kurzer Dauer. Sie begegneten eines Tages dem Beamten eines Fürsten, und verlangten von diesem, daß er sie zu seinem Herrn führen möchte. Unterwegs sangen sie Psalmen und beteten. Die rohen Heiden aber, die sie daran für christliche Lehrer erkannten, fürchteten, ihr Herr möchte zur Annahme des Christenthums bewogen werden, und ermordeten sie unweit Unna, dort wo jetzt das Dorf Aplerbeck steht.

Switbertus hatte sich das bergische Land vom Rheine bis an die Lippe zum Wirkungskreise ausersehen, wo damals Franken wohnten. Alljährlich reiste er von Utrecht dort hin und kehrte im Spätherbste wieder zurück. Aber er machte jedesmal, wenn er im Frühjahre wiederkehrte, die traurige Bemerkung, daß die guten Eindrücke, die das göttliche Wort im vorigen Jahre auf die Gemüther gemacht hatte, durch das wilde Jagdleben des Winters wieder verwischt worden war. Er reiste daher zu Pipin von Heristall, dem fränkischen Großhofmeister, der damals in Cöln war, und bat ihn um Hülfe zur Anlegung eines Klosters. Dieser schenkte ihm dazu eine wüstliegende Insel im Rheine, der Wehrt genannt. Switbertus baute dort ein Kloster, aus dem nachher eine Stadt entstand, die dem Geber zu Ehren, dessen Familie später auf den Kaiserthron kam, Kaiserswerth genannt ward, die freilich jetzt, weil der Rhein seinen Lauf geändert hat, nicht mehr auf einer Insel liegt. Von diesem Kloster aus wirkte Switbertus nebst den Gehülfen, die er sich erzog, zum Heile der Erwachsenen und der Kinder, dort starb er im Jahre 717. Seine Gebeine werden in einem goldenen Sarge aufbewahrt und alle hundert Jahre in feierlicher Prozession umhergetragen. Wir aber wollen dem lieben Gott herzlich danken für den Mann, den er unsern Vätern sandte, um sie aus der Nacht des Heidenthums zum fröhlichen Lichte seines Evangeliums zu führen. Switbertus, der Apostel des bergischen Landes, soll stets unter uns in gesegnetem Andenken bleiben!

---

36. Fortsetzung. Bonifazius.

Unter allen, die an der Bekehrung der deutschen Völker gearbeitet haben, war keiner eifriger und thätiger, als Winfried, ein Benedictiner-Mönch aus vornehmem englischen Geschlechte. Voll von dem Verlangen, Menschen zu dem Heile in Christo zu führen, reiste er zuerst nach Rom und erwirkte sich von dem Papste die Vollmacht, in Deutschland predigen zu dürfen, wo außer den Gegenden am Rhein und an der Donau noch alles mit heidnischer Finsterniß bedeckt war. Willibrod, mit dem er eine Zeitlang unter den Friesen gearbeitet hatte, hätte den kräftigen Genossen gerne bei sich behalten, aber dieser fühlte sich zu mächtig zu den Wäldern hingezogen. Predigend wanderte er durch einen großen Theil von Hessen und Thüringen, und hatte die Freude zu sehen, daß manche, die früher schon etwas vom Christenthum gehört hatten, es nun mehr zu Herzen nahmen, und viele, die zum erstenmale davon hörten, es begierig aufnahmen. Aber er hatte in seinem Berufe auch nicht wenig zu kämpfen und zu dulden, denn der alte Götzendienst ließ sich so leicht nicht verdrängen. In der Nähe von Geismar stand eine uralte Eiche, die dem Gott Thor (dem Donnerer) geheiligt war. Niemand nahete dem Baume, aus Furcht, getödtet zu werden. Winfried erbot sich, ihn umzuhauen, ohne daß ihm etwas zu Leide geschähe. So groß war das Vertrauen des Volkes auf die Macht seiner Götzen, daß es ihm den Versuch gestattete, in der gewissen Ueberzeugung, er werde darüber umkommen. Wie einst das israelitische Volk zu Elias Zeiten sich auf dem Berge Carmel versammelte, so strömten hier die Hessen und Thüringer in großen Haufen an dem bestimmten Tage zusammen, denn auch hier sollte entschieden werden, ob der Gott, den ihre Väter und sie bisher angebetet hatten, oder der von Winfried verkündigte Gott, der wahre sei. Der Missionar und einige Christen legten vor der versammelten Menge Hand an den heiligen Baum, ohne zu sterben. Unter den gewaltigen Schlägen ihrer Axte ward er erschüttert, und bald lag er am Boden zu ihren Füßen. Winfried ließ aus dem Holze ein Bethaus erbauen, die Heiden aber, von der Eitelkeit ihres Götzendienstes überzeugt, wurden nun williger, die neue Lehre kennen zu lernen. Immer weiter dehnte Winfried seinen Wirkungskreis durch ganz Deutschland aus,

und überall gründete er Bisthümer und Klöster. Die Bisthümer Fulda, Eichstädt, Erfurt, Freisingen, Passau, Salzburg, wurden theils von ihm gestiftet, theils mit Lehrern versorgt. Der Papst veränderte seinen Namen in Bonifazius (Gutthäter) und ernannte ihn erst zum Bischof, dann zum Erzbischof von Mainz. Dort hätte er nun seine Tage in Ruhe beschließen können, aber seine Liebe konnte nicht rasten; noch einmal wollte er, da Willibrod schon seit einiger Zeit gestorben war, die Friesen wieder besuchen, die erst zum Theile Christen waren. Sein Eifer wurde auch dort reichlich belohnt, aber auch sein Feierabend kam. Bonifazius hatte die Neubekehrten der ganzen Gegend in die Ebene von Dokkum beschieden, um sie dort durch Handauflegung zu confirmiren. Mit einigen Begleitern war er am Ufer eines Flusses gelagert, und erwartete sie. Aber statt ihrer erschien plötzlich ein Haufe wilder Heiden mit Lanzen, Schwertern und Schilden bewaffnet. Seine Begleiter schickten sich zur Gegenwehr an, aber Bonifazius sagte zu ihnen mit ruhiger Unerschrockenheit: Kinder, streitet nicht, der Tag, den ich lange erwartet habe, ist gekommen. Hoffet auf Gott, der wird eure Seelen erretten! So wurde der fromme Greis, der nicht mit Unrecht den Namen Apostel der Deutschen führt, in seinem 75sten Jahre erschlagen, mit ihm 53 seiner Gefährten. Das geschah im Jahre 755. Die deutschen Christen glaubten, seinen Tod rächen zu müssen. Sie brachten ein großes Kriegsheer wider die Friesen zusammen, verheerten ihr Land, erwürgten die Männer und führten Weiber und Kinder weg. Die Uebrigbleibenden erkauften den Frieden dadurch, daß sie äußerlich die christliche Lehre annahmen.

Auf solche Weise sind unsere Voraltern aus dem Heidenthume zur heilbringenden Erkenntniß Gottes und Jesu Christi gelangt. Aber so treu auch die Männer waren, die unsern Vätern diese gute Botschaft mit so vieler Aufopferung verkündigten, so konnten sie das Evangelium doch nicht anders geben, als sie es selbst hatten und kannten, d. h. schon vermischt und verunreinigt mit mancherlei Menschenlehren, Ceremonien und abergläubischen Gebräuchen. Es dauerte noch manches Jahrhundert, bis unserm lieben Vaterlande das reine Licht des Evangeliums aufging.

---

37. Karl der Große.

Unter den deutschen Völkerschaften war das Volk der Franken vor allen mächtig geworden. Anfangs wohnten sie im mittleren Deutschland am Rhein und Mayn, dann aber zogen viele von ihnen über den Rhein in das Land der Gallier, das nach ihnen Frankreich genannt würde. Dort wurden sie mit dem Christenthum bekannt, und im Jahre 496 ließ sich ihr König Chlodewig taufen. In diesem Frankenreiche, das vor und nach seine Grenzen über Frankreich, Deutschland, Holland, die Schweiz, Italien und einen Theil von Spanien und Ungarn ausgedehnt hatte, herrschte um diese Zeit (von 768—814) ein gewaltiger König, Karl der Große, der in einem kräftigen Körper einen hohen, kräftigen Geist besaß, und große Dinge unternehmen und ausführen konnte.

Er führte fast beständig Kriege mit allen Nachbarvölkern und war meist immer siegreich. Mit einem mächtigen deutschen Volke, den Sachsen, die noch Heiden waren, und die Kriegsgefangenen ihrem Götzen Wodan schlachteten, führte Karl einen 33jährigen Krieg und siegte über sie. Beim Friedensschlusse machte er es zur Bedingung, daß der Sachsenherzog Wittekind sich mit seinem ganzen Volke taufen lassen mußte. Das war freilich nur eine gezwungene äußere Annahme des Christenthums, und damit drang es ihnen nicht auch zugleich ins Herz. Aber es kamen doch nun christliche Lehrer in dies finstere Heidenland, der Götzendienst verschwand, und allmählig konnte auch die Kraft der himmlischen Botschaft unter den Sachsen sich wirksam erweisen.

Karl der Große, der in seiner Jugend in allem, was den Verstand und das Herz des Menschen bilden kann, vernachlässigt war, fühlte diesen großen Mangel und suchte unter seinen Völkern heilsame Erkenntniß zu verbreiten. Er selbst ging voran und schämte sich nicht in seinem Alter noch schreiben zu lernen. Er unterhielt sich gerne mit verständigen, gelehrten Männern, und zog sie, wo er nur konnte, an seinen Hof. Er las fleißig gute Bücher und ermunterte auch andere dazu. Er ließ in allen Klöstern Schulen anlegen, und sorgte besonders für die Erziehung junger Geistlichen. Nicht selten kam er selbst in eine solche Schule, prüfte die Schulkinder, munterte die Fleißigen auf

und bestrafte die Trägen. Den Geistlichen, die um ihn waren, legte er bald diese, bald jene Frage vor, die sie beantworten mußten. Da er die allgemeine, große Unwissenheit kannte, so verordnete er, daß ein Bischof wenigstens lesen können müßte. Auch ließ er Predigten der vorzüglichsten und frömmsten Lehrer der alten christlichen Kirche sammeln und abschreiben, damit diese in den Kirchen vorgelesen werden möchten, wo die Pfarrer nicht zu predigen verständen. Ebenso sorgte er für strenge Zucht und Verbesserung der Sitten. Kurz, wir können es nicht verkennen, daß er wohlthätig für sein Reich wirkte, obgleich er selbst sich oft durch Herrschsucht und Grausamkeit hinreißen ließ. —

Mit den römischen Päpsten stand Karl in gutem Vernehmen. Der Bischof zu Rom hatte dem Vorfahren Karls, der zuerst nur ein hoher Staatsbeamter (Haushofmeister) bei dem schwachen Könige der Franken war, die Königswürde zugesprochen, und dafür aus Dankbarkeit von dem neuen Frankenkönige ein Land in Italien geschenkt erhalten, den Kirchenstaat, so daß die Päpste von dieser Zeit an auch weltliche Herrscher wurden. Der jetzige Papst Leo III. kam einst als ein Flüchtling zum Könige Karl. Aufrührer hatten ihn beschimpft und aus Rom vertrieben. Karl zog sogleich mit einem Heere nach Italien und setzte den Papst wieder in seine Würde ein. Als bald darauf am Weihnachtsfeste der König sein Gebet in der Peterskirche verrichtete, trat der Papst mit einer kostbaren Krone hervor, und krönte ihn zum römischen Kaiser. Seit länger als 300 Jahren war kein römischer Kaiser mehr gewesen, nun kam diese Würde durch den Papst an den mächtigen Herrscher der Deutschen.

---

38. Ansgarius, der Apostel des Norden.

Die heidnischen Bewohner von Dänemark, Norwegen und Schweden waren in dieser Zeit unter dem gemeinschaftlichen Namen Normänner als grausame Barbaren und kühne Seeräuber bekannt und gefürchtet. Für die sanfte Lehre Christi schienen sie völlig unempfänglich zu sein, und bisher hatte es noch kein christlicher Lehrer gewagt, sich ihrer Heimath zu nähern.

Unter der Regierung Kaisers Ludwig des Frommen, des Sohnes und Nachfolgers Karls des Großen, kam Harald, König von Dänemark an seinen Hof. Er war aus seinem Reiche vertrieben worden, und suchte Schutz. Während seines Aufenthaltes im fränkischen Reiche hatte er das Christenthum angenommen und die Taufe empfangen, und bei seiner Rückkehr wünschte der Kaiser, daß ein erprobter christlicher Lehrer mit dem Könige reisen und ihn und sein Gefolge im Christenthume erhalten und bestärken möchte. Der Auftrag war schwierig und lebensgefährlich, und erforderte einen Mann von heldenmüthigem Glauben und unermüdeter Liebe. Ludwig wandte sich an den Abt des berühmten Klosters Corvey, und dieser schlug den Ansgarius, einen frommen Mönch und Lehrer im Kloster, dazu vor. Ansgarius war sogleich dazu willig, und Aubert, ein Mönch aus edlem Geschlechte, erbot sich, sein Begleiter zu sein.

Ansgarius hatte eine sehr fromme Mutter gehabt, und ob er sie gleich in seinem fünften Jahre verlor, so hatten ihre Ermahnungen doch solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er sie nie vergessen konnte. Er zeigte schon in der Schule so viel Ernst und vermied alle kindische Spielereien so sehr, daß sich jedermann über ihn wunderte. Als in der Folge dieser Ernst etwas nachließ, wurde er durch den Tod des Kaisers Karl des Großen, den er in seiner hohen Pracht gesehen hatte, wieder zum Nachdenken über die Nichtigkeit aller irdischen Dinge gebracht, und er faßte den Entschluß, sich dem Dienste Gottes völlig zu widmen. Im Kloster hatte er die größten Beweise des ausdauerndsten Fleißes, des Ernstes im Gebete und der sanftmüthigen Liebe gegeben und schien darum zu einer so wichtigen Unternehmung vorzüglich geschickt.

Schon auf der Reise hatte Ansgarius und sein Begleiter von den rauhen und barbarischen Sitten der Dänen viel zu dulden, so daß Hadebald, der Bischof von Köln, so tiefes Mitleid mit seiner Lage fühlte, daß er ihm ein kleines Schiff schenkte, um damit nach Dänemark zu fahren. In Friesland aber, wo sie bleiben mußten, weil Harald sein Königreich nicht wieder erhielt, arbeiteten beide unter Christen und Heiden mit unermüdetem Fleiße. Vorzüglich unterrichteten sie Sclaven, die ihnen der König zusandte, auch kauften sie wohl den wilden Einwohnern geraubte Kinder ab, und unterwiesen diese in Schulen, die sie errichtet hatten.

Als Aubert dort gestorben war, ging Ansgarius auf Anweisung des Kaisers Ludwig nach Schweden, um dort das Christenthum zu verkündigen. Auf der Reise fiel er den Seeräubern in die Hände und ward rein ausgeplündert. Seine Gefährten wollten umkehren, er aber reisete, in festem Vertrauen auf Gott, zum Könige von Schweden nach Birka, der damaligen Hauptstadt von Schweden, an dessen Stelle später Stockholm erbaut ward. Sein Aufenthalt war nicht ohne Segen, sowohl für die Schweden als auch besonders für die christlichen Gefangenen, die in die Sclaverei der Normänner gerathen waren. Bei seiner Rückkehr wurde Ansgarius zum Erzbischof von Hamburg und später auch von Bremen ernannt. Von hier aus wirkte er unter unzähligen Mühseligkeiten unablässig für die Verbreitung des Christenthums in den nordischen Reichen. Nach allen Gegenden wurden Boten des Evangeliums von ihm ausgesandt und unterstützt, Gefangene wurden losgekauft und im Christenthum unterwiesen, Kirchen, Klöster und Schulen gestiftet und mit Lehrern versehen. Die Missionare und Lehrer, die er aussandte, wurden angewiesen, so viel immer möglich, ihren Unterhalt durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen. Auch das konnte seine Liebe zu den Normännern nicht schwächen, daß bei einem räuberischen Einfalle derselben Hamburg verwüstet und er all seines Eigenthums beraubt ward. Schweden schien noch am meisten für das Gute verschlossen, der unermüdete Knecht Gottes reis'te daher noch einmal in seinem Alter dorthin, fand günstige Aufnahme bei dem Könige und seinen Räthen, aber die Priester widerstanden. Da forderten die Großen des Reichs, daß das Loos entscheiden möchte, welchem Gott man von nun an dienen sollte. Ansgarius betete zu Gott, und das vor dem versammelten Volke geworfene Loos entschied für die Annahme des Christenthums. Im Jahr 865 ging dieser Apostel des Nordens in seine Ruhe ein.

Der Blick auf die Missionsarbeiten unter den heidnischen Völkern ist fast der einzige erfreuliche in dieser Zeit, und ein Zeichen, daß noch einiges Leben in der immer mehr verfallenden Kirche war. Die abendländische Christenheit war darin weit thätiger, als die morgenländische. Brandenburg, Ungarn, Polen und Preußen wurden um diese Zeit mit dem Evangelio bekannt. Es drang nach Norwegen und von da aus in die neu entdeckten nordischen Länder, Island und Grönland. Auch Olga, die Königin von Rußland,

ward zum Glauben an Christum bekehrt. Mit dem Jahre 1000 war, mit geringen Ausnahmen, das Christenthum über ganz Europa ausgebreitet.

---

39. Die griechische und die römische Kirche.

Seitdem das große römische Kaiserthum in zwei Reiche, in das abendländische (lateinische) und in das morgenländische (griechische) getheilt war, wurden die Christen in beiden Reichen sich immer ferner und fremder. Jemehr die Ungerechtigkeit überhand nahm, desto mehr erkaltete die Liebe. Nun hätten freilich vor allen die Bischöfe den Beruf gehabt, das Band der Liebe unter den verschiedenen Gemeinde recht fest zu halten, aber gerade die angesehensten unter ihnen, der Bischof von Rom und der von Constantinopel, waren eifersüchtig auf einander und entzweiten sich bei jeder Gelegenheit. Von ihren Rangstreitigkeiten, daß der eine sich Papst nannte und der andere Patriarch, und jeder der Größte sein wollte, haben wir schon gehört. In dieser Zeit kamen noch mehrere Ursachen hinzu, um die Gemüther weiter zu trennen. Zwei fromme Missionare, Cyrillus und Methodius, hatten die heidnischen Slavonier und Bulgaren, die südlich von der Donau wohnten, zum Glauben an Christum gebracht. Der Papst zu Rom und der Patriarch zu Constantinopel stritten nun heftig darüber, unter wessen Oberherrschaft die Neubekehrten stehen sollten. Dazu kam noch der lange dauernde Bilderstreit. Man war vor und nach auf den Gedanken gekommen, als könne man der gesunkenen Andacht und Gottesfurcht auf sinnliche Weise zu Hülfe kommen, indem man den Menschen dasjenige sichtbar vor die Augen stellte, was sie belehren und erbauen sollte. Darum hing man in den Kirchen Gemälde auf, die die biblischen Geschichten und die Thaten der Heiligen darstellten. Bald fing man auch an, hölzerne und steinerne Bildsäulen des gekreuzigten Heilandes, der Maria, der Apostel und der Heiligen an solchen Orten aufzustellen, wo man das Gebet verrichtete. Freilich sollten sie nicht angebetet werden, der Beter sollte sich während des Gebets nur desto lebhafter an die guten Eigenschaften des abgebildeten oder in Stein gehauenen Heiligen erinnern, aber es war natürlich, daß daraus bald bei dem unwissenden Volke ein förm-

licher Bilderdienst wurde. Der griechische Kaiser Leo sah diesen Unfug ein, aber statt das Volk erst auf diese argen Mißbräuche aufmerksam zu machen, befahl er, die Bilder mit Gewalt aus den Kirchen wegzureißen. Das verursachte eine allgemeine Gährung, das ganze Volk theilte sich in zwei Partheien für und wider die Bilder, und ein förmlicher Bürgerkrieg brach aus. Die griechische Geistlichkeit erklärte sich allmählig gegen die Bilder, die römische für dieselben.

Die beiden Ober-Bischöfe thaten nun einander in den Bann und nannten sich Irrgläubige und Ketzer. Die ganze Christenheit theilte sich mit ihnen in zwei Kirchen, in die griechische und römische, von denen jede behauptete, die wahre Kirche zu sein. Die meisten europäischen Christen hielten es mit der römischen Kirche und mit dem Papste, die morgenländischen Christen, so wie die im griechischen (später auch im russischen) Reiche, blieben der griechischen Kirche getreu. Die griechische Kirche unterscheidet sich von der römisch-katholischen, mit der sie übrigens viele Aehnlichkeit hat, in folgenden Punkten: Sie gebraucht bei ihrem Gottesdienste die griechische Sprache, und duldet in ihren Kirchen des Mißbrauchs wegen nur Gemälde, aber keine geschnitzten Bilder. Die Taufe wird durch völlige Untertauchung unter das Wasser verrichtet; beim Abendmahle wird Brod und Wein, der mit Wasser vermischt ist, zusammen in einem Löffel den Communikanten gereicht. Auch kleine Kinder dürfen es genießen. Den untern Geistlichen ist die Ehe erlaubt, und die Bibel darf von allen gelesen werden, was in der römischen Kirche nicht zu allen Zeiten so unbedigt erlaubt war. Uebrigens wird jetzt die griechische Kirche von fünf Patriarchen regiert, von denen der zu Moskau der mächtigste ist. Nach ihm steht der in Constantinopel im größten Ansehen, obgleich die Christen im türkischen Reiche manche Bedrängniß leiden. Der Patriarch zu Jerusalem hat wegen dieses Drucks noch geringeren Einfluß; und die von Antiochien und Alexandrien haben nur wenige Gemeinden unter sich.

V.

Die Nacht und die Morgenröthe, oder die christliche Kirche vom elften bis zum sechszehnten Jahrhundert.

Jes. 21, 11: Hüter, ist die Nacht schier hin, Hüter, ist die Nacht schier hin?

39. Das Papstthum auf dem Gipfel seiner Macht.

Wir nannten den vorübergegangenen Zeitraum die Zeit des allmähligen Verfalls. Er zeigte uns das traurige Bild, wie vom siebenten bis zum elften Jahrhundert die Kirche Christi durch das Schwert der Mohammedaner von Außen und durch die vielen Mißbräuche und Sünden im Innern derselben verwüstet ward.

Es ist bei einer Gesammtheit wie bei einzelnen Menschen, ein sehr bedenkliches Zeichen, wenn eine Zeit der Noth nicht zu heilsamer Demüthigung und zur ernsten Umkehr von bösen Wegen führt, und die Klage des Propheten wahr wird: Du schlägst sie, aber sie fühlen es nicht! Durch Verachtung der Zucht geräth dann gemeiniglich der Mensch noch tiefer ins Verderben und wird stärker und sicherer im Bösen. So war im Allgemeinen der äußere Gang der christlichen Kirche in den nun folgenden fünf Jahrhunderten. Auf traurige Zeiten folgten noch traurigere. Unwissenheit, Lasterhaftigkeit und Menschenknechtschaft nahmen überhand. Das Licht schien gänzlich zu erlöschen, wie eine schwarze Nacht lagerte sich das Verderben über die Gemeinde Gottes, und ein Christ aus der ersten apostolischen Zeit würde sie in dieser ausgearteten Gestalt schwerlich wieder erkannt haben. Doch — völlig konnte das Licht und Leben in der Kirche Christi nicht untergehen, denn ihr Herr und Haupt hatte verheißen: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen!" Stille und allmählig wurde eine neue, bessere Zeit vorbereitet, theure Männer Gottes traten auf

und erhellten, gleich Sternen, die finstre Zeit, bis ein neuer Tag anbrechen konnte. Darum geben wir dieser Zeit die Ueberschrift: Die Nacht und die Morgenröthe.

Als die erste traurige Erscheinung dieser dunklen Zeit begegnet uns die immer noch wachsende Macht des Papstthums. Die römischen Bischöfe waren schon seit Jahrhunderten so angesehen, daß sie das allgemeine Vertrauen der Christenheit genossen, und daß ihre Entscheidung in geistlichen Sachen das größte Gewicht hatte. Ehrfurchtsvoll nannte man sie: Lehrer der Welt und allgemeine Väter (Päpste). Doch war ihre Gewalt in geistlichen Angelegenheiten durch die Bischöfe beschränkt, und in weltlichen Dingen der Macht des Kaisers unterworfen. Seitdem aber Pipin, der Frankenkönig, den Päpsten ein weltliches Besitzthum geschenkt, und Kaiser Karl der Große diese Schenkung bestätigt und erweitert hatte, trachteten die Päpste beständig darnach, durch Hülfe ihrer geistlichen Gewalt ihre weltliche Macht zu vergrößern. Mit beharrlichem Eifer suchten sie in allen weltlichen Angelegenheiten ein entscheidendes Ansehen zu erlangen, und unterhielten in dieser Absicht an den Höfen der christlichen Fürsten ihre Gesandten (Legaten) mit großen Vollmachten, unter dem Vorwande, als müßten sie, die Oberhirten, über den christlichen Wandel der Fürsten und Völker wachen, in der That aber, um genaue Kenntniß zu erhalten von allem, was in den verschiedenen Reichen vorging, um alles zu ihrem Vortheile zu benutzen. Mehrere Päpste der damaligen Zeit waren rohe, lasterhafte und stolze Menschen, und nicht selten waren die Kaiser in die Nothwendigkeit versetzt, solche unwürdige Priester abzusetzen und ihre Stellen andern zu übertragen.

Der Kaiser Heinrich III. hat während seiner kurzen Regierung vier neue Päpste eingesetzt. So vielen Einfluß hatten damals noch die Kaiser auf die Wahl der Päpste, und solche richterliche Macht über ihr Verhalten.

Aber nun trat ein Mann auf, der das Papstthum auf den höchsten Gipfel der Macht erhob. Hildebrand, ein Benedictinermönch, der Sohn eines armen Handwerkers aus Savona in Toskana, hatte sich durch seine ausgezeichnete Klugheit ein großes Ansehen am päpstlichen Hofe erworben. Er stieg schnell von Stufe zu Stufe empor, und ward der Rathgeber und Lenker mehrerer nacheinander folgenden Päpste, so daß lange Zeit am römischen Hofe Alles nur nach seinem Willen geschah. Im Jahr 1073 ward er selbst zum

Papste gewählt und bestieg den päpstlichen Stuhl unter dem Namen Gregor der Siebente. Denn es ist gebräuchlich, daß die Päpste bei ihrem Amtsantritte ihren Namen wechseln. Seine Erwählung war ohne Vorwissen des Kaisers geschehen, und als dieser sich darüber ernstlich beschwerte und ihn nicht anerkennen wollte, entschuldigte sich Gregor auf eine sehr demüthig scheinende Weise damit, er sei vom römischen Volke zur Annahme dieser Würde gezwungen worden, und erwarte zu seiner Einweihung nur noch die Genehmigung des Kaisers.

In wenigen Menschen ist eine solche Klarheit des Verstandes, so viel Klugheit und Scharfsinn mit solcher Thatkraft und unerschrockener Kühnheit vereinigt, als in diesem Gregor. Die dunkle unruhige Zeit, in der er lebte, bedurfte eines solchen Mannes; und wäre Gregor bei seinen Geisteskräften ein demüthiger, gläubiger, wahrhaft frommer Mann gewesen, so hätte er auf der hohen Stufe, zu der er erhoben war, zur Erleuchtung und Besserung vieler Millionen wirken können, er wäre ein Segen für die ganze Christenheit gewesen, und vielleicht hätte es der spätern Reformation gar nicht bedurft. Aber leider war er ein ehrgeiziger, stolzer, unbiegsamer Mensch, der nur seine Ehre suchte, und seinen Zweck unabläſſig, ohne Wahl der Mittel verfolgte. Sein höchstes Ziel war, die ganze christliche Kirche dem Willen und der Gewalt des Papstes zu unterwerfen, und zugleich dem päpstlichen Stuhl die Herrschaft über alle Reiche der Welt zu verschaffen. Es sollte in der ganzen Christenheit nur eine Macht bestehen, — die Macht des Papstes.

Sein erstes Augenmerk war auf die Abstellung eines allgemein eingerissenen, abscheulichen Mißbrauchs gerichtet. Die weltlichen Machthaber, die oft Geld bedurften, verkauften nämlich in ihren Staaten die geistlichen Stellen, Bißthümer, Abteien und Pfarreien an denjenigen, der das Meiste dafür bot, und die so angestellten Geistlichen suchten dann durch allerlei Erpressungen aus ihren erkauften Stellen den möglichst größten Vortheil zu ziehen. Diesen schändlichen Handel nannte man Simonie, nach Ap. Gesch. 8, 9., wo ein gewisser Simon den Aposteln Geld bot, wenn sie ihm die Kraft, Wunder zu thun, mittheilen wollten. Schon viele rechtschaffene Päpste hatten gegen diesen schändlichen Unfug geeifert, aber ohne ihn ganz abstellen zu können. Gregor, der zugleich wohl einsah, wie viele Gewalt dadurch die Könige und Fürsten über die Kirche bekamen, that jeden

in den Bann, der als Verkäufer oder Käufer der Simonie schuldig befunden ward, und er hatte Kraft genug, es gegen alle Gewaltige und Große der Erde durchzusetzen. Nun ging er weiter. Weil die Bischöfe und andere hohe Geistliche nicht nur ein geistliches Amt hatten, sondern auch ansehnliche weltliche Güter, oft ganze Grafschaften und Fürstenthümer besaßen, so betrachtete sie der Kaiser bisher als seine Lehnsleute, und ertheilte ihnen bei ihrer Wahl zum Zeichen, daß er sie in ihrer Würde und in ihrem Besitzthum anerkenne, einen Ring und einen Hirtenstab. Das nannte man die Investitur. Gregor behauptete, daß kein weltlicher Herrscher das Recht habe, die Geistlichen in ihren Aemtern und Würden zu bestätigen, sondern der Papst alleine; daß sie für ihre Personen unter keiner weltlichen Hoheit ständen, und alle ihr Gut ein Eigenthum der Kirche sei. Er that jeden Geistlichen in den Bann, der von einem Fürsten oder Könige die Investitur annähme. Doch dauerte dieser Streit noch lange nachher zwischen den folgenden Päpsten und Kaisern fort.

Um endlich die Geistlichen von allen Banden des bürgerlichen und häuslichen Lebens loszureißen, und sie allein abhängig von dem Papste und seiner Gewalt zu machen, verbot er ihnen die Ehe. Zum Vorwande dabei gebrauchte er das unordentliche Leben vieler Geistlichen, und daß sie dann desto ungestörter ihrem wichtigen Berufe obliegen könnten. Dies willkührliche, der Ordnung Gottes widerstrebende Gesetz gab Anlaß zu großen Leiden und bittern Klagen. Viele Geistliche, die in glücklichen häuslichen Verhältnissen lebten, mußten, wenn sie ihr Amt behalten wollten, sich von ihren Frauen und ihren Kindern trennen. Aber der eiserne Wille des gebieterischen Papstes kannte keine Nachgiebigkeit, und in wenigen Jahren war die Ehelosigkeit der Geistlichen (das Cölibat) allgemein eingeführt.

Von seiner päpstlichen Würde hatte Gregor hohe, stolze Gedanken. Der Papst, behauptete er, sei der Nachfolger des Apostels Petrus, und Christi Statthalter. Er habe als solcher die Macht, Sünden zu vergeben, auch könne er einen widerstrebenden Menschen durch den Bannfluch von allem Heile und von aller Seligkeit in dieser und in jener Welt ausschließen. Wie die irdische Welt durch zwei Lichter gelenkt werde, durch das größere, die Sonne und durch das kleinere, den Mond, so sei die apostolische (päpstliche) Gewalt der Sonne gleich, und die weltliche Macht gleich

dem Monde. Wie aber der Mond sein Licht von der Sonne habe: so seien Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott sei. Alle Gewaltige der Erde seien dem Papste, als dem Stellvertreter Christi, unterthan und ihm Gehorsam schuldig. Ihr Land aber sei ihnen von der geistlichen Obergewalt nur einstweilen übergeben, bis es dem Papste gefalle, es wieder an sich zu nehmen.

In diesem Sinne sandte er den Königen von Spanien, Frankreich und England und fast allen Herrschern Botschaft, um sie zu erinnern, daß sie und ihre Länder dem Apostel Petrus und seinem Nachfolger unterworfen seien, und verlangte, daß jeder ihrer Unterthanen einen Petersgroschen als Abgabe an ihn senden solle. Doch bekam er beinahe überall ausweichende oder abschlägige Antworten. Aber den härtesten Kampf hatte Gregor mit König Heinrich IV. von Deutschland zu kämpfen. Dieser, als der mächtigste Monarch der Christenheit, wollte sich die Anordnungen des römischen Bischofs nicht sogleich gefallen lassen. Er hatte überhaupt einen herrschsüchtigen, hochfahrenden Sinn, wodurch er sich schon längst in seinem eigenen Reiche viele Feinde gemacht hatte. Diese wachten jetzt auf, als sie sahen, daß der König mit dem Papste in Streit gerathen werde. Vor allen verklagten ihn die Sachsen, und nicht mit Unrecht, daß er ihnen ihre alten Rechte und Freiheiten genommen habe, und sie schimpflich behandle. Gregor schickte Botschaft an Heinrich, daß er sich in den nächsten Fasten zu Rom einfinden, und sich dort wegen der ihm zur Last gelegten Vebrechen vor dem geistlichen Gerichte verantworten solle. Heinrich versammelte sogleich einen Reichstag zu Worms und setzte den Papst ab. Aber dieser sprach dagegen den Bann über ihn aus, und band zugleich alle seine Unterthanen von dem ihm geleisteten Eide und Gehorsam gegen ihn los. So wenig das den König schreckte, so benutzten es doch die unzufriedenen Fürsten und erklärten ihm, daß sie unter keinem Herrn stehen wollten, der im Banne sei. Werde Heinrich sich nicht in Jahresfrist vom Banne losmachen, so wollten sie einen andern König wählen. Nun mußte sich der große Herrscher zu der Demüthigung entschließen, selbst zum Papste zu gehen und um seine Lossprechung zu bitten. Die Reise geschah im Winter durch unwegsame Gegenden über die Eisgebirge der Alpen, da auf allen gebahnten Wegen Heinrichs Feinde auf ihn lauerten. Der Papst war in dem festen Schlosse Kanossa in

Oberitalien, und wollte zuerst den Bittenden gar nicht vor sich lassen. Drei Tage und drei Nächte mußte Heinrich bei scharfem Winterfroste im Vorhofe des Schlosses stehen, barfuß mit entblößtem Haupte in ein wollenes Hemde, als ein Büßender, gehüllt. Am vierten Tage ließ Gregor ihn endlich vor sich kommen, sprach ihn zwar vom Banne los, verbot ihm aber, von der königlichen Gewalt Gebrauch zu machen, bis auf einem Reichstage entschieden sei, ob er König bleiben könne oder nicht. Doch diese Schmach war zu groß für einen solchen Mann. Kaum hatte Heinrich zu Hause einige Ruhe erlangt und einen Gegenkaiser besiegt, den einige Fürsten unterdeß gewählt hatten, so sammelte er ein Heer, belagerte Rom 3 Jahre hindurch, eroberte die Stadt, setzte den Papst ab und wählte einen neuen. Gregor that allen möglichen Widerstand, und wurde zuletzt von einige seiner Getreuen nach Salerno bei Neapel in Sicherheit gebracht, wo er im Jahre 1085 starb.

Diejenigen unter den Päpsten der folgenden Jahrhunderte, die Muth und Kraft besaßen, traten mehr oder weniger in Gregors Fußstapfen. Die Streitigkeiten mit den weltlichen Fürsten dauerten mit abwechselndem Glücke fort. Viele Gräuel und Sünden befleckten den päpstlichen Stuhl, nur wenige rechtschaffene Männer saßen auf ihm. Oft gab es durch innere Zwistigkeiten zwei, zuweilen gar drei Päpste, die sich unter einander in den Bann thaten. Alle aber fuhren fort, in der Kirche Christi eine geistliche und weltliche Macht und Hoheit zu behaupten, die ihnen nach Gottes Wort und Jesu Christi Lehre nicht zukam, bis die Zeit anbrach, in der der Herr seine Gemeinde von dieser drückenden Tyrannei erlösete.

---

40. Die Kreuzzüge und ihre Folgen.

Hätte Gregor nicht alle seine Kraft in dem Kampfe gegen Heinrich IV. aufwenden müssen, so würde er noch einen andern Lieblingsgedanken ausgeführt haben, den nämlich, mit einem Heere nach Asien zu ziehen, und das heilige Land den Mohammedanern zu entreißen. Fünfzigtausend Mann standen schon dazu gerüstet, aber die Zeitumstände und Gregors Tod verzögerten die Unternehmung noch um ein Viertel-Jahrhundert.

Schon seit die siegreichen Araber Palästina erobert hatten, war es der ganzen Christenheit ein schmerzlicher Gedanke, das Land in den Händen der Ungläubigen zu sehen, in welchem der Herr gewandelt hatte, wo die großen Offenbarungen Gottes geschehen und die Erlösung der Welt vollbracht war. Schaaren von Pilgern wallfahrteten jährlich aus allen christlichen Ländern nach Jerusalem, und mußten sich von jetzt an manche Bedrückungen gefallen lassen, obgleich die Sarazenen sie im Ganzen, weil die Wallfahrten ihnen Nutzen brachten, noch ziemlich milde behandelten. Nachdem aber das rohe Volk der seldschukischen Türken den Arabern dies Land entrissen hatte, wurden die armen Pilgrimme aufs härtestete mißhandelt, und nicht wenige von ihnen beraubt oder getödtet; und alle, die zurückkehrten, schilderten einstimmig die Türken als die unmenschlichsten Barbaren. Im Jahre 1093 kehrte Peter von Amiens, auch der Einsiedler oder der lahme Peter genannt, von einer Wallfahrt aus dem heiligen Lande zurück. Er machte eine so klägliche Schilderung von dem Elende der Christen im Morgenlande, daß der Papst Urban II. bewogen ward, eine Kirchenversammlung zu Piazenza in Italien, und im Jahre darauf eine zweite, zu Clermont in Frankreich zu halten, um die Christen zu einem Feldzuge gegen die Türken zu bewegen. Auf dieser zweiten Versammlung machte die Rede des Papstes und die Schilderung Peters einen solchen Eindruck, daß alles Volk begeistert ausrief: Gott will es! Gott will es! Mit diesem Rufe eilte alles zu den Waffen, Ritter und Knechte, Mönche und Bauern, selbst Weiber und Kinder griffen zum Schwerte. Der Papst aber verhieß allen, die an diesem heiligen Kriege Theil nehmen würden, Ablaß ihrer Sünden und das ewige Leben. Jeder Streiter heftete ein Kreuz von rothem, wollenem Tuch auf seine rechte Schulter; daher nannte man diese Bewaffnete, Kreuzsoldaten, und ihre Unternehmung hieß ein Kreuzzug. In kurzer Zeit war beinahe eine Million Menschen zum Kriege gerüstet, aber bei weitem der größte Theil dieses Heeres bestand aus ungeordnetem, zügellosem Volke. Dies zog in großen Schaaren von 80 bis 100,000 Mann ungeduldig voran, und Peter in seiner Mönchstracht, einen Strick um den Leib und ein großes Kreuz in der Hand, war der Heerführer. Niemand hatte an eine regelmäßige Versorgung dieses Heeres gedacht, die wilden Haufen legten sich überall, wohin sie kamen, aufs Rauben, Plündern und

Morden. Im Herzogthum Baiern allein wurden 12,000 Juden erschlagen. Aber auch die Räuberhorden selbst wurden durch Ausschweifungen, Pest und Seuchen, verbunden mit Hunger und Beschwerden, täglich geringer an Zahl; nur ein kleiner Theil erreichte Constantinopel und wurde nach Asien übergeschifft. Dort empfing sie sogleich das Schwert der Türken und ließ keinen übrig; Peter allein entkam durch die Flucht. Nun aber brach auch der Kern des Kreuzheeres, 90,000 auserlesene Streiter, unter Anführung des Herzogs von Nieder-Lothringen, Gottfried von Bouillon, und seines Bruders Balduin, auf. Andre Schaaren führten Raimund von Toulouse, Robert von Flandern und Boemund, der Normannen-Herzog. Dies Heer, obgleich es ebenfalls auf dem Wege drei Viertel seiner Mannschaft durch den Tod verloren hatte, eroberte Nicäa, Antiochien, Edessa, und nach einer Belagerung von fünf Wochen auch die Stadt Jerusalem. Die wilde Wuth der Eroberer richtete unter den Einwohnern ein schreckliches Blutbad an, dann wurde Gottfried von Bouillon zum Könige von Jerusalem erwählt. Aber der bescheidene Held weigerte sich, an dem Orte eine goldene Krone zu tragen, wo einst sein Heiland eine Dornenkrone trug, und nannte sich nur: Beschützer des heiligen Grabes. Als er aber schon im folgenden Jahre starb, nahm sein Bruder Balduin den Königstitel an. Zugleich vereinigten sich viele Ritter und Geistliche in verschiedene Gesellschaften, und thaten ein Gelübde, ihr Lebenlang gegen die Ungläubigen zu streiten und zugleich die kranken und verwundeten Kreuzfahrer zu pflegen. So entstanden die Orden der Tempelherrn (deren Stifter in Jerusalem, nicht ferne von dem ehemaligen Tempel wohnten), die Johanniterritter und der deutsche Ritterorden. Das Königreich Jerusalem hatte indeß mit mächtigen Feinden zu streiten. Schon im Jahre 1142 wurde ihm Edessa wieder von den Türken entrissen und Antiochien bedroht. Da predigte Papst Eugenius III. und Bernhard von Clairvaux aufs neue das Kreuz, und Kaiser Konrod III. und König Ludwig VII. von Frankreich zogen zum zweiten Kreuzzuge mit zahlreichen Heeren aus. Aber ihre Unternehmung hatte, weil die Einigkeit fehlte, keinen glücklichen Erfolg. Ein noch schwererer Schlag traf im Jahre 1187 das junge, wenig befestigte Reich; Sultan Saladin von Aegypten entriß den Christen die heilige Stadt Jerusalem. Der Papst Urban III. starb vor Schrecken über diese Botschaft, die Herrscher aber rüsteten sich zum

neuen Zuge ins heilige Land. Die beiden Könige Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England führten zahlreiche Heere nach Palästina, Kaiser Friedrich Barbarossa (der Rothbart) zog mit 150,000 Mann dahin. Doch auch diese Menschenmenge wurde umsonst dahingeopfert, Jerusalem blieb in der Gewalt der Mohammedaner, der Kaiser kam um, die Könige entzweiten sich, und nur ein kleiner Ueberrest der gewaltigen Herrschaaren kehrte wieder heim. Eben so fruchtlos waren die folgenden Kreuzzüge, die nacheinander ein König von Ungarn, ein deutscher Kaiser und ein König von Frankreich unternahmen; das Königreich Jerusalem war lange Zeit auf einen schmalen Uferstrich begränzt und erhielt sich kümmerlich nur dem Namen nach, bis im Jahr 1291 auch die letzte Stadt des heiligen Landes in die Gewalt der Feinde fiel. Das war das klägliche Ende der Kreuzzüge.

Waren denn aber die Kreuzzüge wirklich heilige Kriege, gottgefällige Unternehmungen? — Zuverlässig nicht. Wie konnte Gott ein Gefallen daran haben, daß man Menschen erwürgte, Städte und Länder zerstörte, und Millionen seiner Brüder unglücklich machte. Die Kreuzzüge sind aus Wahn und Schwärmerei hervorgegangen, und hätten die armen Menschen nur Einen Blick ins Wort Gottes thun können, so würden sie gelernt haben, daß Gott nicht denen, die das Land Kanaan erobern und besitzen, sondern denen, die an Christum glauben und ihm nachfolgen, das ewige Leben verheißen hat. Auch war es den meisten, die auszogen, nicht sowohl um Ruhe ihrer Seelen zu thun, als vielmehr um Ehre, zügellose Freiheit und reiche Beute. Auf solchem Wege noch obendrein eine himmlische Belohnung zu erhalten, das mußte den rohen Menschen freilich sehr willkommen sein.

Die Kreuzzüge hatten für das bürgerliche Leben wie für die christliche Kirche die traurigsten Folgen. Europa verlor dadurch einen großen Theil seiner Bevölkerung, viele ansehnliche Geschlechter starben ganz aus, die Abwesenheit der Regenten und der Kriegsheere brachte in den Staaten die größte Zerrüttung hervor. Rohheit, Grausamkeit und Unwissenheit nahm überhand. Die Geistlichkeit aber gewann durch sie sehr an Ansehen und Macht. Die Klöster wurden reich, denn viele, die nach dem Morgenlande zogen, verkauften ihre Güter an die Klöster oder vermachten sie denselben auf den Fall ihres Todes zum Erbtheil. Jedoch

die traurigste Folge der Kreuzzüge war die, daß dadurch der Aberglaube allgemein wurde, als könne man für seine Sünden eine Genugthuung leisten, oder sich durch Krieg und Blutvergießen ein Verdienst bei Gott erwerben.

---

43. Innerer Zustand der christlichen Kirche.

Mit vollem Rechte wird diese Zeit das dunkle Mittelalter genannt; dunkel war es überall, weil das göttliche Licht mangelte, das den Menschen in allen seinen innern und äußern Angelegenheiten allein richtig leiten kann. Das Wort Gottes wurde dem Menschen dadurch entrissen, daß fast Niemand mehr es zu lesen verstand. Zudem war es nur in einer lateinischen Uebersetzung vorhanden, und diese den Meisten unverständliche Sprache wurde auch beim öffentlichen Gottesdienste gebraucht. Die Priester konnten meist selbst kaum lesen, und statt der Predigt wurde entweder nur Messe gehalten oder alberne Wundergeschichtchen von Heiligen erzählt. Die Gelehrten versäumten es, sich in den Grundsprachen der Schrift, im Hebräischen und Griechischen, zu üben, und die Erkenntniß derselben ging für einige Jahrhunderte beinahe ganz verloren. Statt dessen stritten sie über allerlei spitzfindige Fragen, deren Beantwortung Niemand Nutzen schaffte. Diese Männer, die ihre Geisteskraft vielfach so unnütze anwendeten, hießen Scholastiker (Schulweise).

So arm diese dunkle Zeit ist an Gottes Wort und Erkenntniß, so fruchtbar und reich ist sie an Irrthümern und Menschenlehren, die jetzt nach einander aufkamen und dem armen, blinden Volke als göttliche Wahrheit mitgetheilt wurden. Die Verehrung der Jungfrau Maria und der zahllosen Heiligen stieg nicht selten bis zur Anbetung. Neue Feste und Heiligentage wurden eingeführt, der Gottesdienst und die christlichen Gebräuche mit allerlei Zuthaten ausgeschmückt. Das Gebet blieb nicht mehr ein freies und fröhliches Gespräch des Herzens vor Gott, sondern man betete nach dem Gebot der Kirche und nach vorgeschriebener Form ein und dasselbe Gebet unzähligemal wieder.

Am weitesten wich man in der Lehre vom heil. Abendmahl, von der reinen Wahrheit des göttlichen Wortes ab.

Man lehrte, daß Christus auf dem Altare aufs neue durch die Hand des Priesters geopfert werde, daher man es auch das Meßopfer nannte; man glaubte, Brod und Wein würden durch den Segen des Priesters darüber in den Leib und das Blut Christi verwandelt, und hielt es für Recht, den unter der Gestalt des Brodes verborgenen Christus auch anzubeten. Damit aber nicht etwa ein Tröpflein von dem Blute Christi verschüttet werde, so reichte man von nun an den Laien (den Nichtgeistlichen) nur das Brod, und nur die geweihten Priester durften auch den Kelch trinken. Von den Verstorbenen lehrte man, daß sie nach ihrem Tode in das Fegfeuer kämen, d. i. in einen Zustand, in welchem sie durch allerlei Schmerzen von den Sünden, die sie mit hinüber genommen hätten, gereinigt werden müßten. Doch könnten ihre Leiden sehr erleichtert werden durch die Fürbitte der Heiligen und der Priester; deswegen wurden häufige Seelenmessen für sie angestellt. Doch die traurigste Irrlehre, die das ganze Wesen des Evangeliums von der Gnade Gottes verkehrt, war die, daß der Mensch, um Vergebung seiner Sünde zu erhalten, sich dieselbe außer dem Glauben an Christum auch noch durch allerlei Bußübungen, Peinigungen oder Geschenke an die Kirche oder an die Armen erwerben müsse.

Zu diesen Irrlehren gesellte sich noch allerlei Aberglaube. Die Kreuzfahrer, die aus dem heiligen Lande zurückkehrten, brachten eine Menge Reliquien (Ueberbleibsel von heiligen Personen) mit, die ihnen die schlauen Griechen und selbst die Sarazenen um große Summen verkauft hatten, und die nun zur Verehrung aufgestellt wurden. Dort wallfahrteten große Prozessionen zu einem wunderthätigen Heiligenbild, da zog ein Haufen Büßender mit Ketten oder schweren Kreuzen belastet, durch die Straßen, dort geißelten sich andre mit Drathgeißeln bis aufs Blut, um ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun. Kinder und Helden fürchteten sich gleich stark vor Geistern, Hexen und Gespenstern, denn auch diese albernen Erdichtungen stammen aus dieser dunklen Zeit. Wenn vor Gericht über die Schuld oder Unschuld eines Menschen entschieden werden sollte, so untersuchten die Richter nicht lange die Sache, sie ließen es auf ein Gottesurtheil ankommen, d. h. sie forderten, Gott solle durch ein Wunder offenbaren, ob der Verklagte schuldig oder unschuldig sei. Der Unglückliche mußte also glühendes Eisen mit bloßen Händen anfassen, oder durchs

Feuer gehen; oder man warf ihn, auf ein Brett gebunden, ins Wasser. Dies nannte man die Feuer- und Wasserprobe. Blieb er vom Feuer unbeschädigt, und sank er im Wasser unter, ohne zu sterben, so war er unschuldig; im andern Falle wurde er als ein Schuldiger verurtheilt!

Eben so verderbt, wie die Lehre, war auch das Leben der Christen. Die geringeren Leute lebten, weil sie alles Unterrichts in Kirchen und Schulen entbehrten, in der finstersten Unwissenheit. Die Ritter und Grafen bauten sich Burgen auf unersteiglichen Bergen, und lebten unter einander in beständigen Kriegen, trieben auch wohl Straßenraub und andre Gewaltthat, aber an ein christliches Leben dachte keiner. Selbst die Bischöfe, statt die Herde Christi zu weiden, bestiegen lieber in voller Rüstung das Streitroß, und zogen in blutige Schlachten.

Auch an neuen Mönchsorden fehlt es nicht in dieser Zeit. Dominikus, ein Spanier, stiftete den Orden der Dominikaner, und Franziskus, ein Italiener, den Franziskanerorden. Beide haben in ihrem Gelübde kein anderes, als erbetteltes Brod zu essen, und heißen daher Bettelmönche. Die Dominikaner wurden außerdem noch von den Päpsten dazu gebraucht, Ketzer aufzuspüren und zu richten. So entstand im Jahre 1200 die Inquisition, dies schreckliche Blutgericht, das unter dem Vorwande der Ketzerei Hunderttausende unschuldiger Menschen, zum Theil unter den grausamsten Martern, erwürgt hat.

Bei einem so traurigen Gewirre von Irrlehren und Sünden möchte man fragen: Wie war es möglich, daß die Kirche Christi so von ihrer ursprünglichen Herrlichkeit herabsinken und ihr Licht sich so verdunkeln konnte? Wer trägt die Schuld von diesem Verderben? Die Antwort ist: Das ist nicht durch Veranlassung Eines oder einiger Menschen entstanden, es trägt nicht ein Einziges Zeitalter für sich allein die Schuld; es war die Frucht eines langen und beharrlichen Abweichens von Gottes Wort, und die Vermischung der menschlichen Irrthümer mit der göttlichen Lehre geschah so allmählig, und stimmte sowohl zu den sündlichen Neigungen der Menschen, daß niemand inne ward, wie weit man vom rechten Wege abgekommen sei. Laßt uns mit Mitleid auf die traurigen Verirrungen dieser Zeit zurückblicken, unter welchen so viele Millionen Menschen die Schätze der Erkenntniß und des Trostes ganz entbehrten, die ihnen doch der Herr in die Hand gegeben hatte, laßt

uns aber darin auch zugleich eine ernste Mahnung sehen zu der Bitte: Nimm ja nicht von meinem Munde das Wort der Wahrheit! (Ps. 119, 43.)

---

42. Spuren des wahren Christenthums in dieser Zeit.

Die wahre Kirche Christi kann nicht untergehn. Auch in der traurigen Dunkelheit dieser Jahrhunderte, mitten unter dem Gewirre so vieler Menschenlehren, finden wir deutliche Spuren von rechter Erkenntniß der Wahrheit, von demüthigem Glauben und heiligem Leben. Fast in allen Ländern der Christenheit gab es Menschen, die die große Verderbtheit der christlichen Kirche und der Geistlichen erkannten, die das Wenige, was sie aus dem Worte Gottes wußten, treu bewahrten, und sich im Stillen unter einander ihre Ueberzeugung mittheilten. Vorzüglich häufig waren sie in den Gebirgsthälern von Oberitalien, wo sie Wallenser (Thalbewohner) genannt wurden, in Flandern, wo sie Piphles hießen, in ganz Frankreich, wo sie den Namen Tisserands (Weber) führten, weil die meisten von ihnen geringe Handwerksleute und Weber waren, und — in der ganzen Umgegend von Köln am Rhein. In Deutschland nannte man sie spottweise Katharer (d. i. die Reinen), woraus später das Wort Kazarer und dann — Ketzer geworden ist. Wann diese Partheien sich gebildet haben, und woher sie mehr aus der Schrift wußten, als ihre damaligen Lehrer ihnen mittheilten, ist unbekannt. Am wahrscheinlichsten ist es, daß sie die Schriften des Bischofs Claudius von Turin kannten, der ums Jahr 817 gelebt und mit großem Ernste gegen die Unwissenheit und gegen die eingerissenen Mißbräuche gekämpft hatte. Dieser theure Gottesmann predigte fleißig und mit großer Treue, schrieb Auslegungen der heiligen Schrift, und leuchtete seinen Zeitgenossen mit einem wahrhaft christlichen Wandel vor. Um ihn aus wenigen Worten kennen zu lernen, höret nur, wie klar und kräftig er gegen den Bilderdienst sprach. „Wenn wir," sagte er, „das Kreuz anbeten wollen, weil Christus daran gehangen hat, so müssen wir auch eine Krippe

anbeten, weil er darin gelegen. Es ist uns befohlen, nicht das Kreuz anzubeten, sondern es zu tragen, und uns selbst zu verläugnen!" Solche Lehren, die dem Worte Gottes so gemäß waren, trugen noch nach Jahrhunderten ihre Frucht. Eben so wenig, als über den Ursprung, wissen wir auch etwas Bestimmtes über die Lehre der Katharer, wir kennen sie nur aus den Zeugnissen ihrer Feinde. Aber wo auch diese sie loben, da dürfen wir es desto zuversichtlicher glauben, daß sie lobenswerth sind. Einer ihrer Gegner sagt von ihnen: Diese Ketzerei ist die schlimmste, die je entstanden ist, denn erstens ist sie so alt, daß sich ihr Ursprung bis in das Zeitalter der Apostel erstreckt; zweitens ist sie so weit verbreitet, daß kein Land ist, wo sie nicht Anhänger findet, und drittens haben diese Leute einen so guten Schein, sie enthalten sich aller Laster und aller Lügen, sie bekennen das apostolische Glaubensbekenntniß und verehren die heilige Schrift. Fängt man aber an, mit ihnen vom Papste zu reden, so offenbart sich ihre Ketzerei, denn sie verwerfen ihn, wie den Antichrist selbst. Ein anderer erzählt, das sei ihre Ketzerei, sie behaupteten, sie wollten den Fußstapfen Christi nachfolgen, und dem Vorbilde der Apostel und der ersten Christen; sie hielten die Mönche für träge Müssiggänger und die reichen Bischöfe für falsche Apostel und ausgeartete Lehrer. Sie wollten weder vom Papste noch vom Fegefeuer, noch von Seelenmessen etwas hören, und kamen oft in ihren Kellern und Weberstuben zusammen, um sich am Worte Gottes zu erbauen. Sie kamen freilich auch zur Kirche, aber das könne nur Heuchelei sein. Außerdem führten sie einen rechtschaffenen Wandel in Demuth und Liebe, und beriefen sich oft auf das Wort Christi: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Er verwundert sich dabei, daß mehrere solcher Ketzer, die man verbrannt habe, mit so viel Muth und Freudigkeit gestorben seien, als man kaum unter den frömmsten Christen finde.

Wer freut sich nicht, hier aus dem Munde der Feinde eine Beschreibung von diesen Menschen zu finden, wie sie nur auf wahre Christen paßt. Freilich leuchtete das Licht des göttlichen Worts damals nur mit schwachem Schein, und neben der Wahrheit, die sie erkannten, blieb diesen armen Leuten auch noch mancher Irrthum. So hielten viele es für sündlich, daß ein Christ etwas besitze in dieser Welt, weil auch Jesus arm gewesen sei. Andre verwarfen die Taufe und das Abendmahl, weil sie in der Gestalt, wie

man diese Sakramente jetzt feierte, die Stiftung des Herrn nicht erkennen konnten; aber die Hauptsache, worauf alles beruht, hatten sie ja, sie glaubten an Christum und folgten ihm nach, — darum zählen wir sie gerne zu den Zeugen Christi und zu seiner wahren Kirche.

---

43. Bernhard von Clairvaux.

Mitten aus dieser Finsterniß, die damals die Kirche Christi bedeckte, leuchtet ein Mann hervor, der sich in Rede und That sowohl durch große Geistesgaben als durch ungeheuchelte Frömmigkeit auszeichnet. Das war Bernhard, der von der römischen Kirche der Heilige genannt und gemeiniglich als der letzte unter den Kirchenvätern angesehen wird.

Er war im Jahre 1091 zu Fontaine, einem Dorfe in Burgund, geboren. Seine Jugend war ausgezeichnet durch Fleiß, Ernst und Andacht. In einem Alter von 23 Jahren zog er mit 30 Gefährten als Mönch in das Cistertienser-Kloster Clairvaux (spr. Clerwo) bei Langres in Frankreich, und wurde bald Abt desselben. Eine höhere Würde begehrte er nie. Er wurde zum Bischof von Genua, Mailand und Rheims ernannt, aber er schlug diese, so wie alle andre Ehrenstellen aus, weil er glaubte, daß ein Jünger Christi nicht nach hohen Dingen trachten müsse. Aber der Ruf seiner Frömmigkeit war so groß, daß von allen Seiten junge Männer in sein Kloster zogen, um von ihm gebildet zu werden. Viele seiner Schüler gelangten zu den höchsten Ehrenstellen in der Kirche, und einer derselben, Eugenius, ward zum Papst erwählt. Zu seiner Zeit geschah in den Staaten und in der Kirche nichts Wichtiges ohne ihn; Fürsten und Könige fragten ihn um Rath, und folgten ihm. Oft, wenn er eben noch in seinem Klostergarten gegraben hatte, wurde er zu den wichtigsten und schwierigsten Geschäften gerufen, mußte zwischen entzweiten Monarchen den Frieden vermitteln, oder die Spaltungen der Päpste schlichten, oder an der Spitze einer Kirchenversammlung die Angelegenheiten der Kirche entscheiden. Zum Predigen hatte er so große Gaben und war so geschickt, zugleich zu Vornehmen und Geringen zu reden, daß er auf Verlangen der Päpste und vieler Bischöfe bald da bald dort predigen mußte.

Auch im Umgange mit Menschen wußte er alles zu heilsamen Zwecken zu benutzen, und verstand es, das Gespräch auf ernsthafte Dinge zu lenken, die doch angenehm und unterhaltend waren. Er war sehr erfahren in der heiligen Schrift, aber er verabscheute alle müßigen Spitzfindigkeiten und wollte alles aufs Leben angewandt haben. Viele Irrthümer und Vorurtheile seiner Zeit erkannte er, und das Verderben in der Kirche betrübte ihn tief. Er hielt immer fest an dem Mittelpunkte des Evangeliums, daß ein Mensch seine Seligkeit nicht bei Gott verdienen könne, daß keine Fasten und Büßungen, noch sonst etwas, ihm dazu helfen könne, sondern daß er sie als ein Geschenk der Gnade Gottes empfangen müsse durch den Glauben an die Liebe Jesu Christi.

Als Eugenius Papst geworden war, schrieb Bernhard einen herrlichen Brief an ihn, aus dem wir Einiges hier mittheilen.

„Verlange," schrieb er, „nichts von der Kirche für dich selbst, vielmehr mußt du dein Leben für sie lassen, wenn es nöthig sein sollte. Wenn dich Christus gesandt hat, so wird es dein Sinn sein, zu dienen, nicht dir dienen zu lassen. Ein ächter Nachfolger von Paulus wird mit ihm sagen: Nicht, daß wir Herren seien über Euren Glauben, sondern wir sind Gehülfen Eurer Freude. Der Nachfolger Petri soll die Stimme des Petrus hören: Nicht als die über das Volk herrschen, sondern werdet Vorbilder der Herde. Obgleich ich jetzt den Namen des Vaters gegen dich ablege, so fühle ich doch die Liebe, die Furcht, die Aengstlichkeit eines Vaters gegen dich. Ich denke an deine Erhebung und fürchte einen Fall. Du bist zu einem hohen aber nicht zu einem höhern Loose gelangt. Gedenke, daß du ein Nachfolger dessen bist, der gesagt hat: Silber und Gold habe ich nicht! O möchte ich doch, ehe ich sterbe, die Kirche Gottes sehen, wie sie in alten Zeiten war, als die Apostel ihr Netz auswarfen, nicht nach Silber und Gold, sondern nach den Seelen der Menschen!"

Hätten doch alle Päpste solche treue Rathgeber gehabt, und wären solchen Lehren gefolgt! Eugenius bat seinen väterlichen Freund um weitere Ermahnung, und dieser schrieb noch fünf Bücher voll der trefflichsten Lehren an ihn.

Daß ein so herrlicher Mann, wie Bernhard von Clairvaux, ein so mönchisch strenges Leben führte, daß er die Katharer, die er nicht kannte, in seinen Predigten angriff,

daß er mit all seinem Einflusse die Kreuzzüge beförderte, das thut uns freilich wehe; aber wir dürfen nicht vergessen, in welcher dunklen Zeit er lebte.

Bernhard starb im Jahre 1153, ungefähr 63 Jahre alt, geehrt und geliebt von allen, die ihn kannten. Er hatte 160 Klöster seines Ordens gestiftet oder geordnet. Im Kloster zu Clairvaux waren damals 700 Mönche, und die Cistertienser nannten sich von da an ihm zu Ehren Bernhardinermönche. Ueber seinen Glauben sprach er sich kurz vor seinem Ende so aus: „Ich betrachte drei Dinge, auf denen meine Hoffnung zu Gott ruht; die Liebe Gottes, die mich an Kindes Statt angenommen hat, die Wahrheit seiner Verheißung und die Macht, diese Verheißung in Erfüllung zu bringen. Dies ist das dreifache Band, das nicht zerrissen werden kann, das aus unserm himmlischen Vaterlande auf die Erde herabgelassen wird, das wir festhalten sollen, und an welchem Gott uns einst in seine Herrlichkeit hinaufleitet.“

Luther aber sagt von ihm: Ist jemals ein wahrer, gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, so war es St. Bernhard, den ich allein viel höher halte, denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden, und zwar habe ich seines Gleichen niemals weder gelesen noch gehört!

---

44. Die Waldenser.

Peter Waldus, ein gottesfürchtiger und vornehmer Kaufmann zu Lyon im südlichen Frankreich, saß ums Jahr 1160 mit seinen Freunden bei einem Gastmahle. Das Gespräch wandte sich auf den großen Schaden der Kirche, auf das Verderben in Lehre und Leben der Christen, als plötzlich einer der Gäste, vom Schlage gerührt, todt niedersank. Das machte auf alle einen tiefen Eindruck, aber den tiefsten auf den Waldus. Er versank in ein ernstes Nachdenken über sich selbst und lernte, wie einst der Kerkermeister zu Philippen, fragen: Was soll ich thun, daß ich selig werde! — Da er von der Unwissenheit und dem Aberglauben der Priester überzeugt war, wollte er sich bei ihnen nicht Rath holen. Er bat Gott, ihm den rechten Weg zu zeigen, und suchte dann in seiner Büchersammlung, ob ihm vielleicht die Schriften einiger frommen Männer Aufschluß geben könnten.

Als ein reicher Mann hatte er eine gute Anzahl Bücher, die damals, weil die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, abgeschrieben werden mußten, und mithin sehr theuer waren. Er fand die Schriften einiger alten Kirchenlehrer, die er mit Freuden las, aber noch einen köstlicheren Schatz, eine Bibel in lateinischer Sprache. Nun las er Tag und Nacht, und fand nicht nur, was seiner Seele Ruhe gab, sondern entdeckte auch zugleich, wie weit die Christenheit von der lautern Quelle der Wahrheit abgewichen war. Da hielt er es denn für heilige Pflicht, was er gefunden hatte, auch andern mitzutheilen, und die verborgene Wahrheit ans Licht zu ziehen, es möge kosten, was es wolle. Er legte seine Handlung nieder und machte es zu seinem Geschäfte, die heilige Schrift in die Landessprache, ins Französische, zu übersetzen. Sein Vermögen aber wandte er dazu an, diese Uebersetzung, oder auch Erklärungen der Schrift aus den alten Kirchenlehrern abschreiben zu lassen, und vertheilte das Uebrige unter Dürftige. Das erregte in Lyon und in der ganzen Umgegend großes Aufsehen, viele Tausende kamen zu ihm, Waldus schenkte ihnen die Schrift und legte sie ihnen aus, und ermahnte sie, allem Menschenwerke zu entsagen, und sich allein an Christum und sein Wort zu halten. Vergebens verbot der Erzbischof von Lyon dem Waldus das Lehren; das Evangelium war eine viel zu köstliche Speise für so viele nach Wahrheit verlangende Menschen. In unzähligen Abschriften wurde es überall verbreitet, und in der Furcht, das theure Gut möchte ihnen durch Feindeshand wieder geraubt werden, lernten Viele das sogleich auswendig, was sie abgeschrieben hatten. Aber nun that der Papst den Waldus und alle seine Anhänger in den Bann. Waldus mußte sein Vaterland verlassen und heimathlos umherirren, bis er nach langer, mühseliger Flucht im Jahre 1197 in Böhmen starb, freudig darüber, daß ihn Gott zu einem Zeugen der Wahrheit berufen hatte.

Mit seiner Sache aber ging es, wie Ap. Gesch. 8, 4. mit der ersten Christengemeinde. Die in der Verfolgung zerstreut waren, gingen umher und predigten das Wort. Waldus hatte die Thalbewohner in Italien nie gekannt und gesehen, aber als die Schrift und ihre reine Lehre durch ihn verbreitet ward, da eilte alles herzu, was Wahrheit suchte, Katharer, Tisserands, Wallenser, alle nahmen das Wort mit Freuden auf, und bald zählte man im südlichen Frankreich, in Italien und in der Schweiz, längs des ganzen

Rheinstromes in Flandern, Böhmen und Ungarn, Millionen Menschen, die keine andre Lehre wollten, als die des Wortes Gottes. Die Feinde nannten sich nun alle gemeinschaftlich, nach Peter Waldus, Waldenser, auch wohl nach der Stadt Albi im südlichen Frankreich, Albigenser.

Wir kennen also die Waldenser ihrem Glauben und ihrem Namen nach zum Theil schon aus dem 42. Abschnitte unsers Büchleins. Aber da sie nun das Wort Gottes hatten, konnte ihre vorhin unvollkommene Erkenntniß der Wahrheit desto lauterer, und ihre Ueberzeugung desto fester werden. Ueberhaupt suchten sie überall dem Bilde der ersten christlichen Kirche ähnlich zu werden. Wir glauben, sagen sie, daß die heilige Schrift alles enthalte, was zu unsrer Seligkeit nöthig ist, wir bedürfen keiner andern Lehre. Wir halten uns an Christum allein, weil wir unser ganzes Heil bei ihm finden. Warum sollen wir Heilige anrufen, da unser Mittler viel liebevoller und bereitwilliger ist zu helfen, als sie? Warum sollen wir bei Menschen Ablaß unsrer Sünden begehren, da Gott selbst das Wort von der Versöhnung aufgerichtet hat? Warum sollen wir der römischen Kirche angehören? Die Kirche Christi ist da, wo man sein Wort hört und bewahrt. Ihre Feinde selbst geben ihnen das Zeugniß, daß unter ihnen eine bewundernswürdige Erkenntniß des Wortes Gottes gefunden werde. Sie sind meist rohe, ungebildete Leute, schreibt einer derselben von den französischen und italiänischen Waldensern, sie gehen oft in Thierhäute gekleidet und wohnen theils in elenden Hütten, theils in Höhlen, aber alle können lesen und schreiben. Wir fanden Bauern, die das Buch Hiob auswendig wußten, andre das ganze neue Testament. Jeder Knabe hat von ihrem Glauben einen deutlichen Begriff, und ihre Priester müssen, ehe sie angestellt werden, den größten Theil des neuen Testaments auswendig wissen. Ein Mönch, der ausgesandt worden war, um sie wieder zur römischen Kirche zu bringen, kam betreten zurück und bekannte, in seinem Leben habe er nicht so viel aus der Schrift erfahren, als in den wenigen Tagen, seit er sich mit den Ketzern unterredet hätte. Gelehrte und berühmte Leute, die man zu ihnen sandte, um sie zu widerlegen, erklärten, die Kinder in den Katechesationen hätten sie beschämt gemacht. Einer der Untersuchungsrichter, ein Dominikaner, giebt ihrem Wandel folgendes schöne Zeugniß: sie vermeiden Handlungsgeschäfte, um nichts mit Falschheit und Betrug zu thun zu haben. Sie suchen

nicht Reichthümer zu sammeln, sondern sind mit der Nothdurft des Lebens zufrieden; sie sind keusch, mäßig und nüchtern, und nehme sich vor dem Zorne in Acht. Man hört unter ihnen kein Schwören, keine Gotteslästerung, keine Possen. In allen ihren bürgerlichen Pflichten sind sie höchst gewissenhaft und pünktlich, in der Erziehung ihrer Kinder sorgfältig und ernst, und strenge gegen die Vergnügungen der Welt. —

Die Waldenser hatten einen sehr einfachen Gottesdienst, sie sangen Psalmen, und hörten das Wort Gottes an; bei ihren Mahlzeiten beteten sie kniend und führten ernste Gespräche, so wie sie überhaupt im Umgange unter einander freundlich ernst waren. Die Taufe und das heilige Abendmahl verrichteten sie einfach nach der Einsetzung des Herrn. Als König Ludwig XII. von Frankreich solch einen Bericht über diese Leute empfing, rief er aus: Wahrlich, diese Ketzer sind besser, als ich und mein ganzes Volk!

Das mußten ihnen selbst ihre Feinde zugestehen, daß ihr Wandel christlich, ihr Wort wahrhaftig, ihre brüderliche Liebe aufrichtig sei; auch suchte man häufig aus diesem Volke wegen ihrer großen Treue die Männer zu Knechten und Dienern, und die Frauen zu Ammen und Wärterinnen der Kinder zu bekommen. Aber dennoch sind die armen, schuld- und wehrlosen Waldenser mit einer Grausamkeit und Wuth von ihren Mitbrüdern verfolgt worden, wie sie nie die Heiden gegen die Christen geübt haben. Der bittere Haß ersann die abscheulichsten Schimpf- und Spottnamen, man nannte sie Hunde, Schurken, Grubenheimer (die in Gruben wohnten) und Wolfsgenossen; die schändlichsten Laster und Sünden wurden ihnen angedichtet, ohne allen Grund. Bei allen Verhören, die mit ihnen angestellt wurden, beriefen sie sich immer mit unerschütterlicher Festigkeit auf die heilige Schrift, und achteten den Befehl nicht, der ihnen die Auslieferung ihrer Bibel gebot. Selbst mancherlei Martern waren schon vergebens gegen sie angewandt, und es fehlte an Kerkern, um alle der Ketzerei wegen Verklagte gefangen zu halten. Da ließ der Papst Innocenz III. das Kreuz gegen die Albigenser im südlichen Frankreich predigen, und verhieß Vergebung der Sünde und das ewige Leben allen, die wider sie ausziehen würden. Bald brach ein Heer von 300,000 Kreuzfahrern in die Grafschaft Toulouse ein, wo die meisten wohnten. Nun begann 1209 ein 20jähriger Vertilgungskrieg gegen dies Märtyrervolk, denn die Ketzer sollten aus-

gerottet worden, war des Papstes Befehl. Männer und Weiber wurden gleich grausam umgebracht, der Greis und der Säugling mußte sterben, kein Alter und Geschlecht schonte das Würgerschwert, und die teuflische Grausamkeit der Peiniger ersann dabei Martern und Qualen, vor der die Natur schaudert. Ihre Wohnungen wurden zerstört, ganze Dörfer mit Soldaten umstellt, dann angezündet und sammt den Einwohnern verbrannt, ihr Vieh erwürgt, ihre Saaten zertreten, ihre Bäume umgehauen und das Land zu einer furchtbaren Einöde gemacht. Und wer dem Schwerdte der Krieger entrann, der wurde von den Ketzerrichtern, den Dominikanern und der Inquisition verurtheilt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

In andern Gegenden wüthete die Verfolgung ebenfalls; in Bingen wurden 18, in Mainz 35, in Straßburg 50 Waldenser verbrannt. In einem von den engen Thälern Italiens hatten sich 400 Mütter mit ihren Kindern in einer Höhle verborgen. Die Unmenschen legten Feuer an den Eingang der Höhle und erstickten sie alle durch den Rauch. Ein andres Mal wurden sie mitten im Winter über die Eisgebirge der Alpen gejagt. Die armen Mütter trugen ihre kleinen Kinder in Wiegen und leiteten die andern an der Hand, indeß die Männer die Feinde abwehrten. Viele wurden ermordet, viele verhungerten, 180 Kindlein lagen todt in ihren Wiegen, und die Mütter folgten ihnen vor Gram bald nach. Alle diese Verfolgungen beugten den Glaubensmuth der Waldenser nicht. Selten trat einer von ihnen aus Todesfurcht zurück, aber nicht selten sind die Beispiele, daß selbst ihre Verfolger durch ihre Standhaftigkeit zur Bewunderung, zum Nachdenken, und zur Erkenntniß der Wahrheit kamen. Als einer von ihnen den Scheiterhaufen bestieg, begehrte er zwei Steine, und als diese ihm gereicht wurden, hob er sie empor und sprach: Wann ich diese Steine werde gegessen haben, dann werdet ihr das Ende des Glaubens sehen, um deßwillen ich jetzt freudig sterbe!

Jetzt giebt es, da die übrigen sich später an die Reformatoren angeschlossen haben, nur noch Waldenser in den Thälern von Piemont und Norditalien, ihre Zahl ist 20,000. Sie haben noch manche schwere Verfolgung leiden müssen, und sind bis auf die neuesten Zeiten sehr gedrückt. Aber unser edler König hat sich der armen Ueberreste jener herrlichen Glaubenszeugen liebreich angenommen, hat ihnen eine Kirche geschenkt, sich bei ihrer Regierung für sie verwandt,

und seine Unterthanen ermuntert, die Waldenser zu unterstützen. Dafür sind diese Gemeinden von Herzen dankbar und beten sonntäglich in ihren Kirchen, daß Gott den König von Preußen segne und sein mildthätiges Volk.

45. Johann Wiklef.

Immer näher kam die Zeit, wo der stolze Bau der Menschenknechtschaft in seiner innersten Tiefe erschüttert werden sollte. Immer neue Zeugen der Wahrheit traten auf. Im Jahr 1371 erhob sich Johann Wiklef, Professor an der Universität zu Oxfort in England. Er predigte und schrieb so scharf gegen die Laster der Bettelmönche und gegen die herrschenden Mißbräuche der Kirche, daß alle Geistlichen seine erbittersten Feinde wurden. Da er immer weiter in der Erkenntniß der Wahrheit kam, so entdeckte er immer mehr die Anmaßungen des Papstes, und griff auch diese ungescheut an. Freilich forderte ihn der Papst nach Rom zur Verantwortung, aber der König, der es nicht ungern sah, wenn der Einfluß des Papstes in seinem Reiche etwas verringert wurde, schützte ihn. Es wurden in England zwei Kirchenversammlungen gehalten, aber nichts gegen ihn entschieden, und da gerade jetzt 40 Jahre hindurch zwei Päpste waren, einer in Rom und der andre in Avignon, und beide sich unter einander mit Fluch und Bann belegten, so war Wiklef auch von dieser Seite gesichert, und starb ruhig im Jahre 1387 an einem Schlagflusse. Späterhin aber wurde er als Ketzer verdammt, seine Schriften öffentlich verbrannt und auch seine Gebeine wieder ausgegraben, durch Henkershand auf einen Scheiterhaufen geworfen und die Asche zerstreut. Davon fühlte er nun, Gottlob nichts mehr! —

Wiklef hat die lateinische Bibel in das Englische übersetzt, und empfahl sowohl den Studenten als allen Christen das fleißige Lesen derselben. Seine Arbeit hatte einen stillen aber tiefwirkenden Einfluß auf das englische Volk. Ein böhmischer Edelmann, der in Oxfort studirte, brachte Wiklefs Schriften mit nach Böhmen.

46. Johann Huß.

In Böhmen zündeten Wiklefs Schriften neues Licht und neues Feuer an. Johannes Huß, ein gelehrter und gottesfürchtiger Professor an der damals berühmten Universität Prag, wurde mit den Schriften des englischen Reformators und dadurch mit der Bibel und mit der unverfälschten Wahrheit bekannt. Da er zugleich Prediger an der Bethlehemskirche und Beichtvater der Königinn war, so hatte er Gelegenheit genug, unter Gelehrten und Ungelehrten die reinere Erkenntniß zu verbreiten, und er that es mit großer Kraft und Freimüthigkeit. Er ließ sich darin auch dadurch nicht irre machen, daß der Erzbischof von Prag Wiklefs Schriften öffentlich als ketzerisch verbrennen ließ; ja selbst der Bann von Rom aus gegen ihn ausgesprochen, schreckte den muthigen Verkündiger der Wahrheit nicht; immer schärfer tadelte er vor allen die Menschenlehren vom Fegfeuer, von den Seelmessen und von der Entziehung des Kelchs im heiligen Abendmahle.

Die Gebrechen und Unordnungen in der Kirche hatten um diese Zeit den höchsten Grad erreicht. Es gab nicht weniger als drei Päpste zugleich, von denen jeder behauptete, der einzig rechte zu sein, und die andern in den Bann that. Da wurden die Kirchenvorgesetzte und Fürsten einig, eine Kirchenversammlung (Concilium) zu halten, d. h. eine Versammlung der vornehmsten Geistlichen der Kirche, um, wie man sagte, eine Verbesserung an Haupt und Gliedern zu bewirken. Diese merkwürdige Kirchenversammlung trat im Jahre 1415 in der Stadt Kostnitz (jetzt Constanz) am Bodensee zusammen. Außer einem der Päpste, Johann XXIII. kamen dorthin 22 Cardinäle, 20 Erzbischöfe, 150 Bischöfe, 150 Prälaten, 200 Doctoren der Theologie und viele geistliche Abgeordnete aus andern Ländern; auch der Kaiser Sigismund war gegenwärtig, viele Churfürsten, Fürsten, Grafen und Herren mit großer Begleitung, zusammen 18000 Priester und 80,000 vornehme und reiche Laien. Vor diese ansehnliche Versammlung wurde Huß geladen, um sich wegen seiner Lehre zu verantworten. Zu seiner Sicherheit gab ihm der Kaiser für die Hin- und Rückreise freies Geleit, d. h., das schriftliche Versprechen, daß er ihn schützen wolle gegen jeden Angriff und gegen jede Gefahr. Huß ahnete freilich nichts Gutes von dieser Reise, und nahm Abschied

von den Seinen, als wäre es für immer, aber im Vertrauen auf seinen Gott und die Gerechtigkeit der Sache ging er dennoch dort hin. Kaum war er in Kostnitz angekommen, so wurde er auf Befehl des Papstes ins Gefängniß geworfen. Einige Freunde von Huß beriefen sich vergebens auf des Kaisers Versprechen; Sigismunds Gewissen regte sich wohl, aber die Priester schrien: Einem Ketzer dürfe man nicht Wort halten!

In einem finstern, feuchten Kerker schmachtend, mit schweren Ketten belastet, wurde Huß auf alle mögliche Weise von den listigen Menschen überredet, sich durch einen Widerruf zu retten. Er blieb standhaft und forderte von der Kirchenversammlung verhört zu werden. Das mußte man ihm endlich bewilligen, aber es geschah nur zum Schein. Denn kaum stand er vor der Versammlung und wollte Rechenschaft von seiner Lehre geben, als alle, ohne ihn zu hören, mit großem Geschrei und Tumult verlangten, er sollte sich für einen Ketzer bekennen, und seine Ketzerei widerrufen!

Nun erkannte Huß wohl, wie seine Sache stand, er bereitete sich im Kerker durch Gebet auf's Sterben, und schrieb viele köstliche, rührende Briefe an seine Freunde in Böhmen und bat sie mit ihm der Wahrheit treu zu bleiben bis in den Tod. Aus diesen Briefen lernen wir ihn und seine Gemüthslage recht kennen. Er hatte einen schweren Kampf mit sich zu kämpfen, bis er den Gedanken ertragen konnte, eines so schmerzlichen und schmählichen Todes zu sterben, aber sein Glaube gab ihm Muth. Ich bin weit davon entfernt, schreibt er, die Stärke und den Eifer des Apostels Petrus zu besitzen; aber das sage ich, ich setze mein ganzes Vertrauen auf Jesum Christum, und so bin ich entschlossen, bei der Wahrheit standhaft bis in den Tod zu bleiben! Am 6ten Juli 1415 wurde er aus seinem Kerker in die Domkirche geführt und an einen besondern, erhabnen Ort gestellt. Die ganze Kirchenversammlung sammt dem Kaiser und den Reichsfürsten war gegenwärtig. Der Bischof von Lodi bestieg nach der Messe die Kanzel und predigte über Röm. 6, 6.: „Auf daß der sündliche Leib aufhöre!" und ermahnte die Versammlung, alle Ketzerei auszurotten, und hauptsächlich diesen hier anwesenden hartnäckigen Ketzer. Huß lag während der Zeit auf seinen Knien und betete. Nach geendigter Predigt las man laut die ketzerischen Artikel vor, die man in Hussens Schriften wollte gefunden haben. Huß bat um Gottes Willen, man solle ihm erlauben,

sich zu verantworten, hernach, sagte er, könnt ihr mit mir machen, was ihr wollt. Aber man hieß ihn schweigen. Er blickte den Kaiser an und sprach: Ich habe mich freiwillig zum Verhör gestellt unter Treue und Glauben des hier anwesenden Kaisers. Sigismund erröthete und — schwieg. Da befahl er seine Sache Gott, der da recht richtet, und ließ sie das Urtheil sprechen, indem er betete, daß Gott seinen Feinden diese Ungerechtigkeit nicht zurechnen wolle. Das Urtheil lautete dahin, daß Huß seines Priesteramtes entsetzt und dann der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung übergeben werden sollte. Er wurde hierauf völlig als Priester angekleidet und ihm der Abendmahlskelch in die Hand gegeben. Huß aber sprach: So haben sie auch einst dem Herrn Jesus spottweise ein weißes Kleid angezogen und ihn dann dem Pilatus übergeben! Einer der Bischöfe trat herzu, riß den Kelch aus seinen Händen, und sprach: O du verfluchter Judas, wir nehmen diesen Kelch von dir, in welchem das Blut Jesu Christi enthalten ist! Aber der Märtyrer rief laut: Ich vertraue der Barmherzigkeit Gottes, daß ich noch heute in seinem Reiche davon trinken werde! Nun wurde mit ähnlichem Fluche ihm der Priesterschmuck Stück vor Stück entrissen, und ihm dann eine hohe papierne Mütze aufs Haupt gesetzt, mit gelben Flammen und schwarzen Teufeln bemalt, mit der Inschrift: Erzketzer! Dabei sagte man: Wir übergeben deine Seele den höllischen Teufeln! Huß erwiederte: Ich empfehle meinen Geist in deine Hände, o Herr Christe, der du mich erlöset hast, und trage gerne um deinetwillen diese schmähliche Krone, da du für mich eine Dornenkrone trugst!

Die weltliche Obrigkeit nahm ihn hierauf in Empfang, und er ward sogleich hinausgeführt, um verbrannt zu werden. Auf dem Richtplatze durfte er nicht mehr zum Volke reden, aber er betete so inbrünstig, daß das Volk sich verwunderte und ihn geradezu einen frommen Mann nannte. Ein Pfahl war errichtet, sein Hals wurde daran angekettet und der Leib und die Beine mit Seilen daran gebunden, um ihn her wurde Stroh und Holz gelegt. Auch ein Bauer, der gehört hatte, daß man einen Ketzer verbrenne, glaubte Gott einen Dienst zu thun, wenn er dazu etwas beitrüge, und brachte eine schwere Bürde Reiser herzu und legte sie auf den Haufen. O heilige Einfalt! sagte Huß lächelnd. Noch einmal trat der Kurfürst zu ihm und ermahnte ihn zum Widerruf. Was ich geschrieben und gelehrt habe, ant-

wortete Huß, das habe ich gethan, um Seelen zu erretten, und will es nun gerne mit meinem Blute versiegeln! Da zündete man den Holzstoß an. Als die Lohe gegen ihn schlug, betete der Märtyrer: Christe, du Lamm Gottes, erbarme dich mein; — als ers zum drittenmale betete, erstickte der Rauch seine Stimme. Aber durch die Flammen hindurch sah man, wie seine Lippen sich noch betend bewegten, bis er verschied. Seine Asche wurde in den Rhein zerstreut, damit keine Spur von dem Ketzer übrig bleibe.

Im folgenden Jahre verbrannte die Kirchenversammlung an derselben Stelle einen Freund und Glaubensgenossen Johann Hussens, den Hieronymus von Prag, der nach Kostnitz gekommen war, seinen gefangenen Freund zu unterstützen und zu trösten.

Die Kirchenversammlung zu Kostnitz dauerte noch bis zum Jahre 1418. Die drei unwürdigen Päpste wurden abgesetzt, und man schritt zur neuen Papstwahl. Die Fürsten erinnerten, daß man erst die eingerissenen Mißbräuche abstellen, und die so gereinigte Kirche unter die Obhut eines neuen Papstes stellen möchte, aber die Geistlichen behaupteten, erst müsse die Kirche ein neues Haupt haben, von dem das alles ausgehen müsse. Man wählte nun einen Mann, der am lautesten die Verbesserung der Kirche gefordert hatte, unter dem Namen Martin V. Allein, sobald er Papst geworden war, erklärte er, es sei jetzt noch nicht Zeit, an Verbesserungen zu denken, und löste die Versammlung auf. So hatte also dieses so viel Gutes versprechende Concilium nichts ausgerichtet, als daß auf demselben drei Päpste abgesetzt und zwei fromme Glaubenshelden verbrannt wurden. Das war der augenscheinlichste Beweis, daß von der höhern Geistlichkeit keine Kirchenverbesserung zu hoffen war.

Die Anhänger Hussens aber, empört durch die an ihrem lieben Lehrer verübte Ungerechtigkeit, griffen zu Schwerte, und es entstand ein 13jähriger blutiger, gräuelvoller Krieg, den man in der Geschichte den Hussitenkrieg nennt.

---

47. Allgemeiner Ueberblick.

Nirgend in dieser dunklen Zeit finden wir in der christlichen Kirche etwas recht Erfreuliches. Selbst über die

Ausbreitung des Christenthums in diesen Jahrhunderten kann man sich nur halb freuen, weil die Weise, wie dieselbe betrieben ward, gemeiniglich eine sehr ungöttliche war. Die Missionsarbeiten unter den dänischen Normännern, in Norwegen, Schweden und Island wurden mit gutem Erfolge fortgesetzt; im 12ten Jahrhundert drang das Evangelium auch zu den Pommern, Rügen, Slaven, Wenden und Liefländern. Als die Kreuzzüge aufhörten und die Streiter nicht weiter gegen die Mohammedaner zu Felde liegen konnten, unternahmen es die Ritter des deutschen Ordens, die heidnischen Preußen zu bekehren, sie eroberten und verwüsteten in einem 50jährigen Kriege das Land und zwangen die Ueberwundenen, sich taufen zu lassen. In ganz Europa verfolgte man die Juden aufs grausamste, um sich zum christlichen Glauben zu zwingen. Als die Portugiesen im Anfange des 15ten Jahrhunderts auf ihren Seereisen neue Inseln entdeckten, wurden die Einwohner auf derselben unter den schrecklichsten Bedrückungen genöthigt, Christen zu werden. Am grausamsten handelten sie in Ostindien, nachdem es ihnen gelungen war, um Afrika herum einen Seeweg dahin zu entdecken, und in diesem reichen Lande Niederlassungen zu gründen. Sie trafen dort zu ihrem Erstaunen Christen, die seit den ältesten Zeiten hier gewohnt und das Christenthum in unverstellter Lauterkeit bewahrt hatten. Diese syrischen Christen, so nannte man sie, wußten nichts vom Papste zu Rom, von der Messe, von der Verehrung der Heiligen und der Jungfrau Maria; sie kannten nur zwei Sakramente, die Taufe und das heil. Abendmahl, da seitdem in der römischen Kirche noch fünf hinzugekommen waren, die Firmung, die Buße, die Ehe, die Priesterweihe und die letzte Oelung; sie hielten ihren Gottesdienst auf ihre alte einfache Weise, und nicht in der lateinischen Sprache und mit so vielen Ceremonien; sie glaubten selig werden zu können durch den Glauben an Jesum Christum und durch seine Nachfolge, und wußten nichts von schmerzhaften Bußübungen und vom Kaufen des Ablasses. Das alles schien den römischen Christen eine arge Ketzerei zu sein, und sie eilten, mit Gewalt der Waffen, die Inquisition dort einzuführen, die diese Abtrünnigen richten sollte. Da mußten denn diese armen Menschen entweder das harte Joch der römischen Knechtschaft auf sich nehmen oder unter Qualen sterben. Nur ein kleiner Ueberrest floh in die Gebirge, wo ihn in neueren Zeiten die englischen Missionare

zu ihrer großen Freude gefunden haben. Eben so empörend wie die Portugiesen in Ostindien, handelten die Spanier in Amerika. Als Christoph Columbus im Jahre 1492 erst die westlichen Inseln und bald darauf das feste Land von Amerika entdeckt hatte, eilten die Spanier sogleich, sich alles dort gefundene Land von dem Papste, dem Statthalter Christi, schenken zu lassen. Die Portugiesen widersprachen, da sich das noch unbekannte Land bis in die Nähe ihrer Besitzungen erstrecken konnte. Da zog der Papst Alexander VI. auf der Karte eine Linie und erklärte, alles Land, was bis 360 Meilen westwärts der Azoren liege, solle den Portugiesen gehören, was jenseits liege, den Spaniern. Dadurch blieb später Brasilien ein Eigenthum Portugals.

Diese Schenkung war unter der Bedingung geschehen, daß man die neuentdeckten Völker zum Christenthum bringe. Es wurden daher so bald als möglich eine große Anzahl Franziskaner und Dominikaner dorthin gesandt, die überall den Länderentdeckern folgten, und ihr Bekehrungsgeschäft mit Feuer und Schwert betrieben. Man forderte von diesen armen Indianern, daß sie sich dem Papste unterwerfen, das Kruzifix anbeten und die Gebräuche der römischen Kirche mitmachen sollten, aber es fiel keinem ein, die Unwissenden aus dem Worte Gottes zu belehren. Doch genug von dieser finstern Zeit und ihren Gräueln!

Wunderbar sind die Wege des Herrn! Zwei Begebenheiten, dem Orte nach weit von einander liegend, und ohne sichtbaren Zusammenhang, wirkten vereint dahin, daß eine neue Zeit in der Kirche Christi hervorkommen konnte. Im Jahr 1453 eroberte Sultan Mohammed II die Stadt Constantinopel, machte so dem griechischen Reiche ein Ende und schlug in dieser altchristlichen Stadt den Sitz des türkischen Kaiserreichs auf. Das schien ein harter, schmerzhafter Schlag für das Christenthum zu sein, in der That aber war es ein Segen Denn in Constantinopel waren viele gelehrte Männer, die sich auf die Wissenschaften und morgenländischen Sprachen gelegt hatten. Diese, um der türkischen Barbarei zu entgehen, wanderten jetzt aus, und ließen sich im westlichen Europa, in Italien, Frankreich und Deutschland nieder. Sie wurden die Lehrer dieser, ganz in Unwissenheit versunkenen Nationen, und nach Jahrhunderten lernten nun da und dort einzelne Professoren und Priester wieder die Grundsprachen der heiligen Schrift, und fanden Lust daran und wandten Fleiß darauf. Das war eine

gute Vorbereitung auf das Werk, das nachmals Luther begann. Das andre segensvolle Ereigniß war die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Guttenberg im Jahre 1436. Dadurch wurde es möglich, daß Einzelne die erlangten Erkenntnisse schnell verbreiten, und vielen Andern mittheilen konnten. Vor allem konnte nun auch die heilige Schrift, die sonst nur in die Hände sehr weniger Menschen kam, unter mehreren bekannt und da und dort wieder gelesen werden.

Indem wir Abschied nehmen von dieser Zeit, und uns im Voraus auf die schönere freuen, die von nun an über die Kirche Christi anbrach, muß ich noch zwei Männer euch nennen, die durch ihre Schriften noch immer still und gesegnet wirken. Der eine heißt Johann Taulerus, und war ein frommer Dominikaner und Prediger zu Köln und nachher zu Straßburg, (starb 1361). Seine Predigten sind fern von dem Aberglauben seiner Zeit, und dringen auf lebendiges Christenthum. Luther bekennt, vieles von diesem Manne gelernt zu haben. Der andere heißt Thomas und war Augustinermönch im Kloster Kempen bei Köln, daher er gewöhnlich Thomas von Kempis genannt wird, (starb 1471). Seine vier Bücher von der Nachfolge Christi enthalten einen reichen Schatz christlicher Lehre, und sind in viele fremde Sprachen, sogar ins Türkische und Arabische übersetzt.

VI.

Der neue Tag, oder die Reformation im sechszehnten Jahrhundert.

Röm. 13, 12: Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbei gekommen; so laßt uns ablegen die Werke der Finsterniß und anlegen die Waffen des Lichts.

49. Nächste Veranlassung zur Reformation.

Wenn die Noth am größten ist, ist Gott am nächsten! das zeigte sich recht in der Kirchenverbesserung im 16ten Jahrhundert. Das Verderben in der christlichen Kirche hatte den höchsten Grad erreicht; die ihm abhelfen konnten, wollten es nicht, die es wollten, wurden mit dem Schwerte und auf dem Scheiterhaufen erwürgt; aber der Herr der Kirche hatte den Weg und die Zeit der Hülfe längst ausersehen. Aus der Morgenröthe, die so viele treue Zeugen der Wahrheit gebracht hatten, ging endlich durch Gottes Barmherzigkeit ein neuer Tag voll Licht und Leben hervor. Gott sei Dank für die reine Lehre des Evangeliums und für die Männer, die es uns wiederbrachten!

Auf dem päpstlichen Stuhle saß seit 1513 Leo X. aus dem Hause Medici, ein milder, gutmüthiger, aber auch prachtliebender und verschwenderischer Mann, der zwar Künste und Wissenschaften liebte, dem aber alles Christliche völlig fremd und gleichgültig war. So viel Geld auch fortwährend aus allen christlichen Ländern nach Rom floß, so war doch in kurzer Zeit die päpstliche Schatzkammer völlig erschöpft, und es entstand eine beträchtliche Schuldenlast. Ueberdies wünschte Leo noch den Bau der Peterskirche in Rom, den sein Vorfahr Julius II. mit großer Pracht begonnen hatte, zu vollenden. Um sich aus dieser Verlegenheit zu retten, schrieb der Papst einen Ablaß aus, d. h. er bot Allen, die sein frommes Unternehmen mit Geld unterstützen würden, dafür die Vergebung ihrer Sünden an.

Dieser abscheuliche, frevelhafte Handel ward nicht erst jetzt erfunden, er stammte aus einer früheren Zeit. Schon während der Kreuzzüge hatte Papst Urban II. Allen, die in das gelobte Land zogen, um dort wider die Ungläubigen zu streiten, Vergebung ihrer Sünden und das ewige Leben verheißen. Wer durch Alter, durch körperliche Schwachheit oder durch andere Umstände gehindert wurde, selbst mit auszuziehen, der hatte gleichen Antheil an dem Ablaß, wenn er zur Ausrüstung armer Krieger oder zur Pflege der Verwundeten eine Summe Geldes gab. Später wurde der Ablaß auch wegen Unterstützung mancher andern frommen Unternehmung ertheilt, und die Päpste fanden diesen Handel so einträglich, daß sie von Zeit zu Zeit einen solchen unter irgend einem Vorwande ausschrieben.

Derjenige, den Papst Leo im Jahre 1517 ausschrieb, sollte von vorzüglicher Kraft sein; er sollte sich über die ganze Christenheit erstrecken, und nicht blos den Lebendigen, sondern auch den Seelen der Verstorbenen im Fegefeuer zu Gute kommen. Der Churfürst und Erzbischof von Mainz, Albert, bekam den Auftrag, dies Geschäft im deutschen Reiche zu betreiben, und der übertrug es wieder einem Dominikanermönch, Namens Tetzel. Dieser Mensch war ein abscheulicher Bösewicht, der schon einmal wegen schändlicher Verbrechen zum Tode verurtheilt worden war. In schlimmere Hände hätte der abscheuliche Handel nicht gerathen können. Hört nur, wie er es trieb. Wenn er in irgend eine Stadt kam, so wurde eine große Feier veranstaltet. Alle Glocken wurden geläutet, die Obrigkeit, die vornehmsten Einwohner, die Lehrer und ihre Schüler zogen in feierlicher Procession durch die Straßen; vor ihnen her trug Tetzel auf einem sammtenen Kissen das päpstliche Schreiben (die Ablaßbulle). In der Kirche war ein rothes Kreuz mit dem Wappen des Papstes errichtet, und alles Volk strömte hinzu, um den Abgesandten des heil. Vaters von der wunderthätigen Wirkung des Ablasses predigen zu hören. Mit der unverschämtesten Frechheit brachte Tetzel seine Lügen vor. Dies Kreuz des Papstes, sagte er, sei eben so kräftig, als Christi Kreuz; der Herr Christus habe alle seine Macht auf Erden dem Papste übertragen, dieser könne seligsprechen und verdammen. Reue und Leid über die Sünde sei gar nicht nöthig, wenn Jemand nur bei ihm Ablaß kaufe, sei Alles gut. Er habe schon mit seinem Ablaß mehr Seelen erlöset, als St. Petrus mit seiner Predigt.

Wer seine Seele und die Seelen seiner verstorbenen Freunde lieb habe, der solle eilen, den Ablaß zu lösen, denn sobald das Geld in den Kasten klinge, springe die Seele des Verstorbenen aus dem Fegefeuer in den Himmel. Da eilte denn das arme, betrogene Volk zu der auf dem Markte errichteten Bude, und kaufte die Ablaßbriefe. Die verschiedenen Sünden hatten ihren bestimmten Preis; Unzucht kostete 6 Dukaten, ein Mord 8 Duc., Zauberei 2 Duc., Kirchenraub und Meineid 9 Duc. Auch für zukünftige Sünden, die Jemand noch zu begehen sich vorgenommen hatte, konnte man im Voraus Ablaß kaufen.

Das brachte ungeheure Summen zusammen; in der Stadt Görlitz allein nahm Tetzel in drei Wochen 45,000 Thaler ein, eine für jene Zeit erstaunlich große Menge Geldes. — Aber alle redliche, einsichtsvolle und fromme Männer trauerten tief, daß das leichtgläubige Volk so um sein Geld betrogen, und was noch weit schlimmer war, von dem guten Wege zu falschem Troste irre geleitet und zur Sünde verführt wurde. Doch schwiegen Viele aus Furcht, Andere, weil sie doch keine deutliche Einsicht in die Sache hatten, und nur Einzelne wagten es, ihre Stimme zu erheben. Unter diesen war M a r t i n L u t h e r, ein Prediger und Professor zu Wittenberg in Sachsen. Er hatte schon, sobald er vom Ablaß hörte, seine Zuhörer in seinen Predigten darauf hingewiesen, daß der heil. Vater zu Rom nur d i e mit seinem Ablaß meinen könne, denen ihre Sünden auch wirklich leid seien. Als Tetzel seinen Handel immer frecher trieb, schrieb er an vier Bischöfe, und bat sie, daß sie, wie es ihr Amt erfordere, den gotteslästerlichen Reden und dem ärgerlichen Leben des Ablaßpredigers Einhalt thun möchten. Aber sie antworteten entweder gar nicht, oder riethen ihm, sich nicht in Dinge zu mischen, die den Papst und die Kirche beträfen. Unterdeß wurden die Folgen des Ablaßhandels immer schrecklicher. Zu Luther selbst kamen mehrere Leute, die sich frei und offen des Wuchers, des Diebstahls, des Ehebruchs schuldig bekannten, und als der fromme Seelsorger ernstlich in sie drang, ihr Leben zu ändern, weil sie sonst keine Vergebung bei Gott erlangen könnten, zeigten sie trotzig ihre Ablaßbriefe, die sie in Jüterbock und Zerbst vom Tetzel gekauft hatten, und wollten von keiner Bekehrung hören. Da konnte sich Luther nicht länger halten, am 31. October 1517 schlug er 95 Sätze über den Ablaß an die Schloßkirche zu Wittenberg an, mit

dem Erbieten, ihre Wahrheit am folgenden Tage, am Allerheiligenfeste, gegen Jedermann öffentlich zu vertheidigen.

Am folgenden Tage erschien Niemand, um mit Luther darüber zu disputiren; aber in vierzehn Tage waren diese Sätze durch ganz Deutschland verbreitet. Es war, so erzählt ein Zeitgenosse, als wären die Engel selbst Botenläufer, und trügen's vor aller Menschen Augen. Luther hatte, ohne daß er es wußte und wollte, das gesegnete Werk der Kirchenverbesserung begonnen.

---

50. Luthers früherer Lebensgang.

Martin Luther wurde am 10. November 1483 zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld geboren. Seine Aeltern waren arme, aber gottesfürchtige Leute, die es für ihre Pflicht und Freude hielten, ihre Kinder sorgfältig zu erziehen, und mit herzlichem Danke erinnerte sich Luther noch oft in seinen spätern Jahren daran, wie ihn sein guter Vater oft auf seinen Armen zur Schule getragen, und seine Mutter es sich blutsauer um ihn habe werden lassen. Frühe zeigte der Knabe Spuren eines hohen Verstandes, dabei war er sehr fleißig und ein gehorsames, frommes Kind. Dies bewog seinen Vater, obgleich er selbst nur ein Bergmann war, seinen Sohn zum Studiren zu bestimmen. Der kleine Luther besuchte nun die Schule zu Magdeburg und zu Eisenach, mußte aber, wie es damals arme Schüler zu thun pflegten, außer den Schulstunden mit Singen auf der Straße sich so viel erwerben, um sich Kleider und Bücher anschaffen zu können. Auch hier verschaffte sein Fleiß und die herzliche Andacht, die ihn vor allen Mitsingenden auszeichnete, ihm Freunde, und eine fromme und wohlhabende Frau, die ihn einst vor Hunger weinen sah, nahm ihn in ihr Haus auf und versorgte ihn mit allem Nöthigen. Um desto mehr wandte jetzt Luther alle Zeit und allen Fleiß auf's Studiren, und brachte es so weit, daß er in seinem 18. Jahre schon die Universität Erfurt beziehen, im 22sten schon als Magister der Weltweisheit (Philosophie) Andere unterrichten konnte. Sein Aufenthalt in Erfurt ist auch dadurch noch merkwürdig, daß Luther dort in der großen Büchersammlung ein ihm bis jetzt unbekanntes Buch, eine

lateinische Bibel, fand, die er mit großer Begierde und staunender Freude las.

Sein Vater, der als ein verständiger Mann das böse Wesen im geistlichen Stande wohl erkannte, hatte gewünscht, daß sein Sohn ein Rechtsgelehrter werden möge, und bisher hatte sich Luther diesem Fache gewidmet, aber eine unerwartete Begebenheit änderte plötzlich seinen Entschluß. Als er einst mit seinem Freunde Alexius von einem Besuche bei seinen Aeltern zurückkehrte, und sie schon wieder nahe bei Erfurt waren, zog ein heftiges Gewitter herauf, und ein Blitzstrahl erschlug den Freund an seiner Seite. Dieses Ereigniß wirkte tief auf Luthers Seele. Zum Erstenmale fühlte er die große Bedeutung der Lebenszeit und der Ewigkeit. Wie, dachte er, wenn du an deines Freundes Stelle so schnell zur Ewigkeit gerufen worden wärest, wärst du bereit gewesen? — Sein Gewissen wachte auf, sein ganzes vergangenes Leben kam ihm ungöttlich und sündhaft vor, und er beschloß, sich zu bekehren und ein neues Leben zu beginnen. Um diesen Vorsatz desto gewisser auszuführen, entsagte er seinem bisherigen Stande und ging als Mönch in das Augustinerkloster zu Erfurt.

Luthers Vater war tief betrübt über diesen Schritt seines Sohnes. Luther selbst hätte eben so viele Ursachen gehabt mit seiner neuen Lage unzufrieden zu sein, denn er mußte im Kloster zuerst als dienender Bruder die niedrigsten Arbeiten verrichten, die Kirchthüren auf- und zuschließen, die Klosteruhr stellen, Feuer anmachen und mit dem Bettelsacke durch die Stadt ziehen. Allen diesen Diensten unterzog er sich mit der größten Willigkeit; außerdem studirte er fast Tag und Nacht die hebräische und die griechische Sprache, um die heil. Schrift in ihren Ursprachen lesen zu können; eine Bibel, die er auch hier auf der Klosterbibliothek an einer Kette liegend fand, war seine tägliche Unterhaltung. Dabei war sein Betragen so demüthig, liebreich und ernst, daß er der Stolz und die Freude seiner Vorgesetzten war. Aber bei dem Allen konnte er die Ruhe seiner Seele nicht gewinnen. Er hatte sich vorgesetzt, ein ganz heiliges, fleckenloses Leben zu führen, und dahin konnte er es nicht bringen; sein zartes Gewissen erinnerte ihn jetzt an diesen, dann an jenen Fehler. Da schloß er sich einst voll Gram in seine Zelle und wollte nicht mehr essen und trinken. Aber ein treuer Freund von ihm, ein alter frommer Mönch, drang am dritten Tage mit Gewalt hinein,

und als er die Ursache des Kummers seines jungen Freundes erfahren hatte, rief er ihm aus dem dritten Artikel des christlichen Glaubens die Worte zu: Ich glaube an die Vergebung der Sünden! Das war es, was Luther jetzt bedurfte, dies Wort ward ihm eine Quelle des Trostes und der Freude.

Bald darauf empfing Luther die Priesterweihe, und 24 Jahre alt, predigte er zum Erstenmale. Sein Vater kam mit mehreren Verwandten von Erfurt herüber, ihn zu hören, und da er nun sich völlig überzeugte, daß sein Sohn kein gewöhnliches, träges Mönchsleben im Kloster geführt habe, so schenkte er ihm seine ganze Liebe wieder. Ja, der Ruf seiner Gelehrsamkeit und seines Fleißes war so groß, daß er im Jahr 1508 an die von Churfürst Friedrich dem Weisen kurz zuvor errichtete Universität Wittenberg als Professor berufen wurde; zugleich bekam er das Amt eines Predigers an der Stadtkirche.

In seinem neuen, großen Wirkungskreise behielt Luther die ganze Strenge seines mönchischen Lebens bei. Dadurch hoffte er, endlich zum innern Frieden zu kommen; denn alle seine strengen Bußübungen, sein Beten und Fasten hatte ihm bis jetzt noch nicht die Versicherung gegeben, ob er die Vergebung der Sünden bei Gott, die er suchte, auch wirklich habe, und darüber war er noch immer innerlich traurig. Die Augustinermönche hatten um diese Zeit (1510) eine Sache beim Papste zu schlichten, und wollten ein Glied ihres Ordens nach Rom senden, dazu wurde Luther ausersehen. Wie glücklich pries er sich über diesen Auftrag. In der heiligen Stadt, bei dem Stellvertreter Christi, im Umgange mit so vielen frommen, heiligen Priestern, — da mußte ja Rath zu finden sein für den Unfrieden seiner Seele. Auf der ganzen Hinreise lag ihm ein Spruch im Gemüthe, der ihm einst bei der Erklärung des Briefes an die Römer aufgefallen war, ohne daß er ihn recht verstehen konnte: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben!" — aber seine ganze Hoffnung war auf Rom gerichtet. Er sah die heilige Stadt, und fand, daß in ihr mehr Sünde und weniger Gottesfurcht wohne, als in Deutschland; er sah die römische Geistlichkeit, wie sie ein ärgerlich Leben führte, und seiner Andacht beim Gottesdienste spottete; er vernahm, daß der heilige Vater sich viel mehr um andere Dinge, als um das Seelenheil der Christen bekümmere; — das schmerzte ihn tief und ließ einen unauslöschlichen Ein-

druck bei ihm zurück. „Ich wollte, pflegte er nachmals zu sagen, nicht tausend Gülden nehmen, daß ich Rom nicht sollten gesehen haben!

Noch Eins blieb ihm, als das äußerste und letzte Mittel zur Beruhigung seines Gewissens zu thun übrig. In Rom war die Pilatustreppe, nach römischem Vorgeben dieselbe, die einst vor dem Richthause zu Jerusalem lag. Wer auf den Knien hinaufstieg, der büßte damit seine Sünden, und ihm war vom Papste vollkommner Ablaß zugesagt. Unter heißen Gebeten rutschte Luther dort mit bloßen Knien lange auf und nieder, aber kein Friede wollte in seine Seele kommen, und es war immer, als riefe ihm Jemand das Wort zu: Der Gerechte wird seines Glaubens leben! — Ungetröstet ging er von dannen; aber schon auf der Rückreise wurde es ihm klarer, was der Spruch des Wortes Gottes ihm sagen wollte; nicht seine Bußübungen und sein Fasten, nicht der Papst und nicht die Pilatustreppe konnte ihm den Trost der Vergebung seiner Sünden verschaffen, er sollte ihn haben, ohne ihn verdienen zu können und zu müssen, allein durch den Glauben an Jesum Christum, der uns Sündern die Gnade Gottes und das ewige Leben erworben hat.

Gott, der nach seiner wunderbaren Weisheit jeden Menschen so erzieht, wie es für die Stellung, die er ihm anweist, am angemessensten ist, hatte Luthern durch seine ganze Lebensführung dazu vorbereitet, das gesegnete Werkzeug der Kirchenverbesserung zu werden. An sich selbst mußte er erleben, was der Kirche und jedem Gliede derselben Noth that. Der Tod des Alexius mußte seinem Leben die neue Richtung geben, daß er Gott dienen wollte mit einem neuen Leben in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit; der Mönch im Kloster mußte ihm sagen, daß Vergebung der Sünde der rechte Grund und die rechte Kraft des neuen Lebens sei, und in Rom mußte er lernen, wo und wie die Vergebung allein zu finden sei. Die freie Gnade Gottes, ohne Verdienst der Werke, allein durch den Glauben an Christum! — das war und blieb von nun an der Grund seines Lebens und der Mittelpunkt der Lehre, die er als das rechte Evangelium wieder an das Licht brachte.

Bei seiner Zurrückkunft wurde Luther Doctor der Theologie, und leistete dabei das eidliche Versprechen, die heil. Schrift gegen alle Irrlehren zu vertheidigen. Groß war

schon der Ruf seiner Gelehrsamkeit, seiner Beredsamkeit und Frömmigkeit, ehe er noch wider den Tetzel und seinen Ablaßkram sich erhob.

---

51. Luther, der Reformator, seine Mitarbeiter und seine Feinde.

Luthers Sätze wider den Ablaß erregten überall, wo sie bekannt wurden, Staunen und Bewunderung; Viele freuten sich über den kühnen Mann und gaben ihm Recht; Alle aber, die von dem alten Aberglauben Gewinn und Vortheil hatten, wurden seine unversöhnlichsten Feinde. Tetzel zündete auf dem Markte zu Jüterbock ein großes Feuer an, und erklärte, in solch' einem Feuer solle der Ketzer verbrannt werden. Er ließ sich auch von irgend einem gelehrten Manne (denn er selbst vermochte es nicht,) eine Schrift wider den Luther machen und gab sie heraus; aber Luther antwortete ihm so kühn und gewaltig, daß er schweigen mußte. Uebrigens glaubte Luther immer noch, daß alle diese Mißbräuche nur von solchen schändlichen Leuten, wie Tetzel und seines Gleichen waren, ausgingen, und er war so ferne davon, zu denken, daß der heil. Vater zu Rom so etwas billigen werde, daß er auch an diesen seine Sätze schickte, und sie mit einem sehr demüthigen Schreiben begleitete. Leo meinte anfangs, es sei nur ein unbedeutender Streit zwischen einigen Mönchen; als aber die Feinde Luthers eine Anklage auf die andere wider ihn nach Rom sandten, befahl er dem Churfürsten von Sachsen, den aufrührerischen Mönch nach Rom zur Untersuchung zu schicken.

Das war eine von den gnädigen Fügungen Gottes, der seiner tief gesunkenen Kirche Hülfe senden wollte, daß gerade zu der Zeit Churfürst Friedrich der Weise in Sachsen regierte. Dieser fromme Regent hatte eine große Ehrfurcht vor Gottes Wort, obgleich er es anfangs eben so wenig kannte, als die andern Leute. Luthers Grundsatz, daß beides, Lehre und Leben der Christen sich auf Gottes Wort gründen und damit übereinstimmen müsse, machte tiefen Eindruck auf sein Herz, und er liebte den kühnen Mann wegen seiner gründlichen Gelehrsamkeit, seines unerschrockenen Muthes und seiner herzlichen Frömmigkeit. Mit Recht fürchtete er, wenn er Luthern nach Rom gehen ließe,

so würden seine Feinde ihn dort umbringen oder wenigstens für immer gefangen halten. Er erlangte es auch wirklich vom Papste, daß Luthers Sache in Deutschland untersucht und entschieden werden solle, und dieser mußte im October 1518 nach Augsburg reisen, um sich dort vor dem Cardinal Cajetan zu verantworten. Der Cardinal hielt es für zu geringfügig, sich mit einem armen Mönche in weitere Untersuchung seiner Lehre einzulassen, und forderte sogleich, daß Luther augenblicklich seine Irrthümer widerrufen solle. Vergebens berief sich Luther auf die heilige Schrift und bat, man möge ihn daraus widerlegen, der Cardinal bestand auf seiner Forderung. Einige unter den Begleitern des Cardinals versuchten es auch, Luthern zu schrecken. Sie versicherten ihn, daß, wenn er in seiner Ketzerei beharre, er von dem Papste in den Bann gethan werden würde, und fragten ihn, wo er dann bleiben wolle, wenn nun kein Fürst ihn mehr in seinem Lande dulden dürfe? — „Unter dem Himmel oder im Himmel!“ war seine heldenmüthige Antwort.

Noch in demselben Jahre erließ der Papst einen schriftlichen Befehl an die ganze Christenheit (eine Bulle), daß Jedermann glauben solle, daß er die Sünden vergeben könne. Zugleich mußte der päpstliche Kammerherr, Carl von Miltitz, ein milder und gewandter Mann, nach Sachsen reisen (1519), und sich dort mit Luthern unterreden. Diesem versprach Luther, er wolle die Sache Gott überlassen und fernerhin davon schweigen, wenn nur auch seinen Gegnern Stilleschweigen auferlegt würde. Damit schien die Reformation zu Ende zu sein.

Aber die Feinde konnten nicht ruhen. Doctor Johann Eck, Professor zu Ingolstadt, ein gelehrter Mann und gewaltiger Streiter, forderte Luthern auf, mit ihm in Leipzig über Glaubenssachen zu disputiren. Luther erschien; aber obgleich Eck alle seine Kraft und Gewandtheit anwandte, seinen Gegner durch spitzfindige Gründe zu besiegen, so behielt doch Luther, der sich unablässig nur auf die heilige Schrift berief, den Sieg, und sein Lob war in Aller Munde. Das kränkte den ehrgeizigen Eck tief, und er reiste sogleich nach Rom, um den Papst zu bewegen, daß er Luthern in den Bann thäte. Die Bannbulle erschien wirklich 1520, und der Fluch war darin über Luthern, seine Schriften und seine Freunde ausgesprochen. Aber an vielen Orten wurde sie gar nicht angeschlagen, an andern riß sie das Volk wieder ab. Luther selbst, der nun aus Gottes Wort völlig über-

zeugt war, daß des Papstes Ansehen und Macht nicht von Gott sei, versammelte am 10. December 1520 die ganze Universität Wittenberg vor dem Elsterthore, und verbrannte die päpstliche Bannbulle auf einem Scheiterhaufen mit den Worten (Jos. 7, 25.): „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer!“ — Durch diesen kühnen Schritt hatte er sich für immer von der römischen Kirche losgesagt.

Das Religionsgespräch zu Leipzig brachte freilich Luthern viel neue Unruhen und Verfolgung, aber es erwarb ihm dagegen auch einen Freund, der von nun an sein unzertrennlicher Gefährte blieb. Philipp Melanchthon (Schwarzerd), 1497 zu Bretten in der Pfalz geboren, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und sanfter Gemüthsart, war, ohngeachtet er noch sehr jung war, seit einigen Jahren Professor der griechischen Sprache in Wittenberg. Da er eifrig nach Wahrheit forschte, reiste er auch nach Leipzig, und war als Zeuge bei den Streitreden zugegen. Dem Scharfsinne, womit Eck seine Gründe vorbrachte, konnte er seine Bewunderung nicht versagen; als aber Luther seine Beweise immer aus der heiligen Schrift herleitete, so wurde er so sehr von der Wahrheit seiner Lehre und von der rechtschaffenen Frömmigkeit seines Freundes überzeugt, daß er den Entschluß faßte, von nun an sich mit ihm zur Vertheidigung der Wahrheit zu vereinigen. Und er hat treulich Wort gehalten, oder vielmehr, der Herr hatte die beiden Männer zusammengeführt, damit einer dem andern in der Förderung des großen Werkes behülflich sei. Ihre ganz verschiedene Gemüthsweise machte diesen Bund nur noch inniger und für die gute Sache nützlicher. Melanchthons Schüchternheit und natürliche Furchtsamkeit hatte an Luthers unerschrockenem Muthe eine feste Stütze, und wenn Luther zuweilen von allzugroßer Heftigkeit sich hinreißen ließ, so wußte es Melanchthon mit sanfter Weisheit zu mildern und zum Besten zu lenken.

Kaiser Maximilian war im Jahre 1519 gestorben, und an seiner Statt, hauptsächlich durch Verwendung des Churfürsten von Sachsen, König Karl von Spanien zum römischen Kaiser gewählt worden (1520). Eben jetzt (1521) kam der junge Kaiser aus seinen spanischen Erbländern zum Erstenmale nach Deutschland und schrieb sogleich nach Worms einen Reichstag aus, d. h. eine Versammlung der deutschen Fürsten und Stände, um die Wohlfahrt des Reiches zu

berathen. Als Zweck dieses Reichstages nannte der Kaiser ausdrücklich die Beilegung der kürzlich entstandenen Religionsstreitigkeiten.

Der päpstliche Gesandte auf dem Reichstage, der Cardinal Aleander, wandte Alles an, daß Luther sogleich und ohne weiteres Verhör möge verdammt werden, da ihn ja der Papst bereits in den Bann gethan habe. Aber der Kaiser begehrte Luthern zu sehen, und der Churfürst von Sachsen erwirkte ihm für die Hin- und Rückreise freies kaiserliches Geleit, d. i. einen Brief, daß Niemand ihn beunruhigen oder verfolgen dürfe. So wurde Luther auf den Reichstag zu Worms vorgefordert, und der Kaiser schickte seinen eigenen Herold, Caspar Sturm, nach Wittenberg, der ihn auf der Reise geleiten sollte.

Luthers Freunde waren sehr für sein Leben besorgt, wenn er dem Rufe folgen wollte, und nicht mit Unrecht. So war auch Johann Huß vor hundert Jahren unter freiem Geleite des Kaisers Sigismund nach Costnitz gezogen und hatte dort den Tod auf dem Scheiterhaufen gefunden. Aber Luther dachte ganz anders darüber. — „Wenn ich berufen werde, sagte er, so will ich, so viel an mir ist, mich eher krank lassen hinführen, wenn ich nicht gesund kommen kann, denn es ist nicht zu zweifeln, daß ich von Gott berufen werde, wo mich der Kaiser beruft. Der lebt und herrschet noch, welcher die drei Männer im glühenden Ofen erhalten. Will er mich aber nicht erhalten, so ist's um meinen Kopf eine schlechte Sache.“ Am 5. April 1521 reiste Luther von Wittenberg ab, unter dem Gebete und den Thränen des zahlreich versammelten Volkes. Außer dem kaiserlichen Herolde und einem Rechtsgelehrten begleitete ihn auch Justus Jonas, damals Probst an der Stiftskirche zu Wittenberg, Luthers Freund und ein thätiger Beförderer der Reformation. Luther war auf der ganzen Reise fröhlich und heiter, und dichtete unterwegs das herrliche Glaubenslied: Ein' feste Burg ist unser Gott! — aber seine Freunde wurden immer banger um ihn, je näher er an Worms kam. Noch in Oppenheim, nicht weit von Worms, sammelten sich alle um ihn, und baten ihn beweglich, nicht weiter zu ziehen; sein Freund Spalatinus, der mit dem Churfürsten von Sachsen in Worms war, rieth ihm durch einen Brief, den er hier erhielt, umzukehren; er aber antwortete auf das Alles: „Wenn auch so viel Teufel in Worms

sind, als Ziegel auf den Dächern, so will ich dennoch hingehen und mich im Geringsten nicht fürchten!"

Bei seinem Einzuge in Worms war die ganze Stadt in Bewegung, als ob ein Kaiser oder König ankäme. Jeder wollte den Mann sehen, der sich so kühn gegen die päpstliche Macht erhoben hatte. Luther saß auf einem offenen Wagen; beim Absteigen sagte er mit Glaubenszuversicht in Gegenwart vieler Umstehenden: „Gott wird auf meiner Seite sein!"

Schon des folgenden Tages wurde er vor die Reichsversammlung geführt. Das Volksgedränge war außerordentlich, sogar die Dächer waren abgedeckt und voll neugieriger Zuschauer. Man mußte mit Luthern durch abgelegene Wege und Gärten ziehen. An der Thüre des kaiserlichen Palastes stand ein alter, frommer General, Georg von Freundsberg. Der klopfte Luthern auf die Achsel und sprach: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst heute einen schwereren Gang, als ich, wenn ich in's Schlachtgetümmel trat. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so sei nur getrost und fahre in Gottes Namen fort! Gott wird dich nicht verlassen!" — Ehrerbietig, demüthig, aber auch fest und freudig trat Luther in den Saal, wo der Kaiser mit seinen Fürsten und geistlichen und weltlichen Räthen versammelt war. Unerschrocken und ungeblendet von der höchsten irdischen Herrlichkeit, die ihn hier umgab, redete er den Kaiser an, und dieser blickte gnädig auf ihn. Auf einem Tische lagen Luthers Schriften, und er wurde gefragt, ob er diese Bücher geschrieben habe? Auf die bejahende Antwort wurde ihm dann die Frage vorgelegt, ob er ihren Inhalt noch behaupte, oder widerrufen wolle? Darüber bat Luther sich einen Tag Bedenkzeit aus; „denn sagte er, diese Frage betrifft Gottes Wort, den christlichen Glauben und die Seligkeit!" — Und wie wohl that er, daß er sich nicht übereilte; war er gleich seiner Sache gewiß, so gewann er doch dadurch Zeit, Alles noch einmal reiflich zu überdenken, und sich durch ernstes Gebet zu einem freudigen Bekenntniß zu stärken. Am andern Tage redete er ausführlich erst in deutscher, dann in lateinischer Sprache über seine Schriften, und gab deutlich und vollständig die Gründe an, warum er bei seinem Glauben bleibe und nicht widerrufen könne. Da stand der Kanzler des Churfürsten von Trier auf und sagte, er habe nichts zur Sache geantwortet, es solle hier nicht disputirt werden, son-

dern man verlange eine kurze, entscheidende Antwort von ihm, ob er widerrufen wolle oder nicht! — „Nun, sagte Luther, so will ich eine Antwort geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll: Dem Papst und den Concilien (Kirchenversammlungen) glaube ich nicht; überführt bin ich nicht; widerrufen kann ich nicht! Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen."

Alles staunte über den heldenmüthigen Mann. Der Kaiser rief verwundernd aus: Der Mönch redet unerschrocken und mit getrostem Muthe! Und Churfürst Friedrich gewann neue Freudigkeit, diese Sache und ihren muthigen Vertheidiger zu schützen. Zwar drangen die spanischen und päpstlichen Räthe in den Kaiser, er möge seinen Geleitsbrief zurücknehmen, und den Ketzer dem Gerichte übergeben; aber Karl V. antwortete: Wenn auch in der ganzen Welt keine Treue und Glauben ist, so muß sie doch bei einem deutschen Kaiser sein! — Dennoch brachten es die Feinde dahin, daß, als der Reichstag schon geschlossen und die meisten Fürsten schon abgereist waren, Luther von dem Kaiser und den wenigen noch anwesenden Ständen in die Reichsacht erklärt wurde, doch erst nach Ablauf der im Geleitsbriefe bestimmten Zeit. Aleander, der päpstliche Gesandte, hatte diesen kaiserlichen Befehl aufgesetzt; es heißt darin unter andern: „Den Martin Luther nit hauset, hovet (in Haus oder Hof aufnehmet,) etzet, tränket, noch enthaltet, wo ihr ihn betreten möget, gefänglich annehmet, und ihr üm ein solch heilig Werk auch ewre Müh und Kost ziemlich Ergötzlichkeit (reichliche Belohnung) empfahen möget."

Aber die göttliche Vorsehung wachte über das Leben eines Mannes, der zur Ausführung so großer Dinge berufen war. Der Churfürst von Sachsen beschloß, den Reformator der Gewalt und List seiner Feinde zu entziehen. Auf der Rückreise mußten einige vermummte Reiter ihn im Thüringer Walde überfallen, und ihn auf das Schloß Wartburg bei Eisenach in Sicherheit bringen. Hier mußte er seine geistliche Kleidung mit der eines Ritters vertauschen, und ein Schwert um sich gürten. So hielt ihn die Dienerschaft im Schlosse für einen Staatsgefangenen, und Keiner ahnete, daß er der vom Papste und Kaiser gebannte Mönch sei. Unterdeß, daß seine Freunde über sein räthselhaftes Verschwinden trauerten und seine Feinde frohlockten, benutzte Luther die stille Abgeschiedenheit, in der er sich befand, zu einem Werke, das fast noch größer und wichtiger

war, als Alles, was er bisher gethan hatte, und dessen Segen wir noch täglich genießen, — er übersetzte die Bibel in's Deutsche. Bisher hatte man außer dem hebräischen und griechischen Urtexte nur eine lateinische Uebersetzung, die Vulgata genannt. Diese war nur den gelehrten Leuten verständlich und selten zu haben; überdies war sie sehr mangelhaft und in mehreren wichtigen Stellen unrichtig. Luther übersetzte daher nach dem Grundtexte, und machte mit dem neuen Testamente den Anfang, dann ging er an die Psalmen und darauf an die übrigen Bücher des alten Testamentes. Obschon er seit vielen Jahren sich fleißig in den alten Sprachen geübt hatte, so hatte er doch so wenig Vorarbeiten und Hülfsmittel, daß er nur mit dem angestrengtesten Nachdenken, unter unermüdetem Fleiße und anhaltendem Gebete das Werk vollbringen konnte. Wochenlang soll er oft über den Sinn einer einzigen Stelle nachgedacht haben; auch fragte er schriftlich seine gelehrten Freunde in Wittenberg, vor Allen Melanchthon und Justus Jonas um Rath. Noch jetzt zeigte man auf der Wartburg den kleinen Garten, wo er oft sinnend umherwandelte, und in seinem engen Gemach steht noch der alte Tisch, an dem er bei dieser Arbeit gesessen hat. Das Werk aber, das er hier begann, ist noch heute unerreicht an Sprache, Geist und Kraft, und man merkt es wohl, daß es nur unter einem besondern göttlichen Beistande so herrlich gelingen konnte. So oft wir unsere deutsche Bibel in die Hand nehmen, sollen wir dem lieben Gott danken, daß er diesen Mann erhielt und dazu ausrüstete, dem deutschen Volke das unbekannt gewordene, theure Gotteswort in einer verständlichen Sprache wieder in die Hand zu geben. Das neue Testament erschien schon im Jahre 1522 gedruckt, die erste vollständige deutsche Bibel kam erst im Jahre 1534 heraus. Und so begierig griffen die Menschen allenthalben nach diesem Worte des Lebens, daß täglich 10,000 Bogen gedruckt werden mußten. In vierzig Jahren hatte eine einzige Buchdruckerei 100,000 Exemplare ausgegeben. Drei Schiffsladungen Bibeln gingen auf einmal von Antwerpen nach Spanien ab, und noch bei Lebzeiten Luthers brachte ein Edelmann eine deutsche Bibel von seinen Reisen zurück, die er in Jerusalem gekauft hatte. Auch wußte Luther wohl, welch einen Schatz der untrüglichen Wahrheit er damit den Menschen darbiete, und wie mit dieser Bibel-Uebersetzung das Reformationswerk gewissermaßen vollendet

sei. Als er hörte, daß seine Feinde fortführen, seine Bücher und sein Bildniß zu verbrennen, sagte er: „Mir ist es recht, mögen sie mich und alle meine Bücher verbrennen; haben die Leute doch noch die heilige Schrift, die wird ihnen schon die Augen öffnen!"

Aber erst neun Monate war er in seinem sichern Aufenthaltsorte, als Nachrichten aus Wittenberg ihn dringend zur Rückkehr aufforderten. Ein Freund und bisheriger Mitarbeiter Luthers, Karlstadt, Professor zu Wittenberg und Doctor der heiligen Schrift, hatte gefährliche Neuerungen angefangen. Diesem sonst redlichen, aber von Natur hitzigen und unbesonnenen Mann ging das Werk der Reformation viel zu langsam, und während Luther den alten Aberglauben allmählig durch eine bessere, aus Gottes Wort geschöpfte Ueberzeugung verdrängen wollte, meinte er, alle Irrthümer der römischen Kirche müßten mit einem Male abgeschafft werden. Er führte daher eine Anzahl Studenten in die Kirchen, zerschlug und zertrümmerte die Bilder und Altäre und verjagte die Geistlichen, welche Messe hielten. Durch diesen unüberlegten Eifer reizte er den Unwillen vieler, die an diesen Dingen noch mit Verehrung hingen, und es entstand große Unruhe und Unordnung. Außerdem waren einige schwärmerische Menschen aufgestanden, und unter ihnen Thomas Münzer, ein abgesetzter Prediger, welche vorgaben, sie hätten göttliche Eingebungen, es solle jetzt ein neues Gottesreich auf Erden beginnen, alle Menschen darin frei und gleich sein, Obrigkeit, Schulen, Bücher, Gelehrsamkeit, alles sei abgeschafft, Gott selbst wolle durch seinen Geist die Frommen lehren und regieren. Diese böse Lehre gefiel vielen Menschen sehr wohl, und Luthers Freunde konnten bei dem besten Willen nichts wider sie ausrichten. Da kehrte Luther unerwartet und ohne Vorwissen des Churfürsten nach Wittenberg zurück und predigte acht Tage hindurch mit großem Eifer und mit gewaltiger Kraft wider die Unruhstifter, und zeigte immer auf's Neue aus Gottes Wort, daß der rechte Glaube mit einer demüthigen, schonenden Liebe verbunden sei, und sich um des Herrn willen aller menschlichen Ordnung gern unterwerfe. Der Erfolg war, daß viele, die schon verführt waren oder noch wankten, zur Ordnung und Ruhe zurückkehrten. Karlstadt ließ zwar von seiner Bilderstürmerei ab, konnte es aber Luthern nicht vergessen, daß dieser ihn in seinem Wesen gestört hatte. Er ging später nach der Schweiz, ward Pfarrer in Basel

und starb dort 1531. Münzer aber und seine Genossen wichen in eine andere Gegend, um dort ihr gottloses Wesen weiter zu treiben.

---

52. Fortgang des Reformationswerks.

Seit seiner Wiederkunft nach Wittenberg schwebte Luther in beständiger Todesgefahr, denn das Wormser Edict gab allen seinen Feinden Erlaubniß, ihn zu fangen oder zu tödten. Dieser stete Blick auf Tod und Ewigkeit gab all seinem Denken und Beginnen einen heiligen Ernst und lehrte, ihn, jeden Schritt in seinem Werke thun, als einer, der vielleicht in Kurzem Gott Rechenschaft geben muß von all seinem Thun. Aber das machte ihn weder traurig noch verzagt, vielmehr setzte er sein Werk mit Freudigkeit fort und der Herr wachte sichtbar über sein Leben. Wie einst Saul in seiner Verfolgung den David nie erreichen konnte, obgleich er so große Macht hatte, und ihm oft so nahe war, so konnten auch Luthers Feinde ihre Absicht gegen ihn nie vollbringen. So oft das Wormser Edict ausgeführt werden sollte, kam immer eine Hinderung dazwischen, die Türken oder die Franzosen brachen ins Land, oder der Kaiser war abwesend, oder die Fürsten waren nicht einig. Unterdeß gewann die reine Lehre täglich neue Bekenner. Von allen Seiten kamen junge Studirende nach Wittenberg, genossen dort den Unterricht der Reformatoren, und verkündigten später in ihrer Heimath das Evangelium, Luthers und Melanchthons Schriften wirkten auch viel zur Ausbreitung der Reformation, vorzüglich aber wurde den Menschen der Unterschied zwischen göttlicher Lehre und menschlicher Erfindung durch die deutsche Bibel recht klar. Von diesem Lichte geleitet, schaffte eine Stadt nach der andern die Messe und die übrigen päpstlichen Mißbräuche ab, und führte die Predigt des Wortes Gottes und die schriftgemäße Verwaltung der Sakramente wieder ein. Dies thaten vor allen Ulm, Straßburg, Nürnberg, Frankfurt, Magdeburg und andere. Ganze Länder, wie Sachsen, Preußen und Hessen, ja selbst Dänemark und Schweden folgten nach. Luther fand sich dadurch bewogen, eine Anweisung, zu taufen und das Abendmahl zu halten, herauszugeben. Bald folgte eine

Ordnung des Gottesdienstes und endlich das erste deutsche Gesangbuch, welches meist Lieder von Luther enthielt.

Die Feinde waren freilich auch nicht müßig. An manchen Orten wurden die Bekenner der reinen Lehrer fast mit eben der Grausamkeit verfolgt, wie einst die Christen von den Heiden. Viele wurden da und dort als Ketzer zum Scheiterhaufen verurtheilt und starben mit dem Glaubensmuthe der alten Blutzeugen. In Köln wurden Adolph Klarenbach und Peter Fliestädt um ihres evangelischen Glaubens willen verbrannt, in Brüssel starben gleichen Todes zwei junge Augustinermönche, Heinrich Voes und Johann Esch, deren Märtyrerthum Luther in einem herrlichen Liede besungen hat. Aber wie in alter Zeit, war auch jetzt wieder das Blut der Märtyrer der Same der Kirche. Ein Schriftsteller sagt davon: „Ueberall, wo man Ketzer verbrannte, war es, als ob man Ketzer säete!“

Aber kein Ereigniß war für Luther so betrübend, als der sogenannte Bauernkrieg, der jetzt ausbrach. Münzer hatte fortgefahren, seine schwärmerische Lehre durch Predigten und Schriften auszubreiten. Er fand überall vielen Anhang vorzüglich unter den Bauern, die bisher von den Edelleuten mit harter Leibeigenschaft gedrückt worden waren, und überdies noch große Abgaben an die Klöster und Priester bezahlen mußten. Münzer und seine Genossen predigten ihnen, jetzt sei es Zeit, dies Joch zu zerbrechen, und geistlich und leiblich frei zu werden; ja sie scheuten sich sogar nicht Gottes Wort dazu zu mißbrauchen, um die Unterthanen zum Aufruhr gegen ihre Obrigkeit zu reizen. Da standen denn die Bauern in Schwaben, in Elsaß, in Franken, Thüringen und Sachsen auf, plünderten und raubten, zerstörten Klöster und Schlösser und vergossen viel Blut. Die Feinde lästerten, das sei die Frucht der neuen Lehre, aber Luther und Melanchthon schrieben beide ernste Schriften wider die aufrührerischen Bauern und verdammten nach Gottes Wort alle Selbsthülfe und allen Ungehorsam gegen die Obrigkeit, so daß jedermann einsah, daß der Aufruhr der Bauern mit der evangelischen Lehre nichts gemein habe. Luther reiste selbst unter die Empörer, und brachte große Haufen zur Ordnung zurück. Aber der größte Theil blieb verblendet. Ihren falschen Propheten Münzer an der Spitze, stellten sie sich bei Mühlhausen in offener Feldschlacht dem Kriegsheere der Fürsten entgegen. Sie wurden geschlagen,

4000 kamen ums Leben; Münzer und die übrigen Aufruhrstifter wurden gefangen und hingerichtet.

Mitten in dieser unruhigen Zeit (1525) starb Churfürst Friedrich der Weise, Luthers Beschützer. Das schien ein neues Unglück für die evangelische Sache zu sein. Aber sein Bruder, Johannes der Beständige, der jetzt die Regierung antrat, war nicht nur, wie sein Vorgänger, im Stillen der guten Sache zugethan, sondern sogar ein offner, freudiger Bekenner der Wahrheit. Luther aber bekam durch so viele und mannigfaltige Erfahrungen der Hülfe Gottes eine so feste Zuversicht, daß Gott sein Leben vor den Nachstellungen seiner Feinde bewahren werde, daß er in eben demselben Jahre sich mit einer vormaligen Klosterjungfrau, Catharina von Bora, ehelich verband. Dadurch erklärte er zugleich die Menschenlehre, die den Geistlichen das Heirathen untersagte, für nichtig.

Ein großer Fortschritt in der Kirchenverbesserung war die im Jahre 1527 auf Befehl des Churfürsten von Sachsen vorgenommene Kirchenvisitation. Luther und seine Mitarbeiter von weltlichen Räthen begleitet, durchreisten das ganze Land und besuchten jede Gemeinde. Ueberall erklärten sie den Christen den großen Werth der Wohlthat, die ihnen Gott durch die reine Lehre erzeige, schafften die Ueberreste des alten Aberglaubens ab, und setzten statt der unwissenden oder lasterhaften Geistlichen neue, geschickte und fromme Prediger ein. Die Mönche und Nonnen, die in den Klöstern bleiben wollten, bekamen lebenslänglichen Unterhalt, die übrigen Einkünfte der Klöster wurden zum Besten der Kirchen und Schulen verwandt. Um die Schulen erwarb sich Luther ein besonderes Verdienst, er verbesserte die vorhandenen und stiftete viele neue. „Denn, sagte er, es ist kein größerer Schade der Christenheit, als der Kinder versäumen. Soll man der Christenheit wieder helfen, so muß man fürwahr an den Kindern anheben, wie vor Zeiten geschehen!" Die klägliche Unwissenheit, die er auf dieser Reise unter den Geistlichen und unter dem Volke fand, bewog ihn, seinen kleinen und großen Katechismus zu schreiben; der erstere war zum Unterricht des Volks bestimmt, der letztere eine Unterweisung für die Lehrer. Kein Buch ist vielleicht so oft und in so vielerlei Sprachen gedruckt worden, als Luthers kleiner Katechismus.

Ein abermaliger Sturm drohete gegen die evangelische Lehre auszubrechen. Als die deutschen Fürsten 1529 auf

dem Reichstage zu Speier versammelt waren, wurden die Evangelischen ernstlich aufgefordert, sich unverweilt sammt ihren Unterthanen dem Papste wieder zu unterwerfen. Doch die evangelischen Fürsten verloren den Muth nicht. Sie reichten wider diesen Beschluß des Reichstags eine von 6 Fürsten und den Abgeordneten von 14 Städten unterschriebene, auf Gottes Wort gegründete Weigerungsschrift (Protestation) ein. Von dieser Protestation bekamen sie den Namen Protestanten. Der eifrigste und kühnste unter allen evangelischen Fürsten war der fromme, heldenmüthige Landgraf Philipp von Hessen. Er hatte mit Freuden sein Blut für die Sache Gottes vergossen. Als er vernahm, daß auch Zwingli in der Schweiz das Werk der Kirchenverbesserung begonnen habe, wünschte er, daß die beiden Reformatoren sich kennen lernen und inniger vereinigen möchten. Er lud sie daher beide zu einem Religionsgespräche nach Marburg ein (1529). Beide erschienen, von mehreren ihrer Freunde begleitet, und fanden, daß sie beinahe in allen Punkten übereinstimmten. Nur in der Lehre vom Abendmahle zeigte sich einige Verschiedenheit, indem Luther das Wort des Herrn: Das ist mein Leib! buchstäblich nahm, Zwingli aber behauptete, es heiße so viel, als: das bedeutet mein Leib. Beim Abschied versprachen beide, sich ungeachtet dieser Verschiedenheit aufrichtig als Brüder zu lieben.

Und nun nahete der schöne Tag, wo das in der Stille immer kräftiger gewordene Gottes-Wort frei, öffentlich vor Freunde und Feinde hervortrat! Kaiser Karl V. schrieb im Jahre 1530 einen neuen Reichstag nach Augsburg aus.

Er wollte, ließ er den Fürsten sagen, selbst dorthin kommen, und eines Jeden Meinung in Liebe und Gütlichkeit hören! Der Churfürst von Sachsen befahl den Gottesgelehrten in Wittenberg, ihn zu diesem Reichstage zu begleiten; Luther aber, der als ein vom Kaiser Geächteter nicht in Augsburg erscheinen durfte, blieb in der nahegelegenen Stadt Coburg zurück, und begleitete die Verhandlungen des Reichstages mit seinem Rathe und mit seinem Gebete. Der Kaiser forderte Rechenschaft von dem Glauben der Evangelischen, und diese waren bereit. Melanchthon hatte eine gründliche Bekenntnißschrift entworfen und die Protestanten erhielten nach vielem Widerspruche der päpstlichen Gesandten endlich die Erlaubniß, sie dem versammelten Reichstage vorlesen zu dürfen. Sie thaten das mit einer Festigkeit und Freudigkeit, daß man wohl sahe, daß sie guten Grund für

ihren Glauben hatten. Die Anwesenden erstaunten, daß die bisher als Ketzer verachteten Leute so unverkennbar Recht hatten, selbst der Kaiser schien geneigt, und griff selbst nach der Bekenntnißschrift. Dennoch wußten die Italiener und Spanier ihn wieder so umzustimmen, daß er zuletzt ein hartes Urtheil gegen die evangelische Lehre fällte. Aber was halfs, sie ließ sich, weil sie Gottes Wort war, nicht dämpfen, und dieser Tag hatte ihr ganze Schaaren neuer Freunde gewonnen. Inniger als je waren die Bekenner des Evangeliums durch dies gemeinschaftliche Bekenntniß verbunden worden, und entschlossen, der Wahrheit getreu zu bleiben, bis in den Tod. Der 25. Juni 1530 bleibt darum ein Denk- und Danktag für alle evangelische Christen. Die augsburgische Confession (Bekenntnißschrift), die das Wesentliche der evangelischen Lehre kurz zusammengefaßt enthält, wurde fast in alle europäische Sprachen übersetzt.

Rastlos arbeitete Luther im Dienste des Herrn bis an sein Lebensende. Immer war es sein Wunsch und sein Gebet, daß bei seinen Lebzeiten kein Krieg um des Evangeliums willen entstehen möge, und er ward erhört. Sein von vieler Arbeit ermatteter Leib sehnte sich nach der Ruhe des Feierabends. Da ersuchten ihn die Grafen von Mansfeld, daß er nach Eisleben kommen, und dort eine Streitigkeit in ihrer Familie schlichten möge. Luther war schon krank, als er die Reise im Winter antrat, in Eisleben überfiel ihn Kolik und Brustbeschwerde, und er ahnte bald, daß sein Ende nahe sei. Ich bin hier in Eisleben geboren und getauft, sagte er, wie, wenn ich hier bleiben sollte? — Darauf wandte er seine Seele unter herzlichem Gebete ganz seinem nahen Ziele zu und bereitete und stärkte sich aus Gottes Wort. Als er sterbend da lag, trat Justus Jonas an sein Bette und fragte ihn: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf Christum und die Lehre, wie Ihr sie gepredigt habt, nun standhaft sterben?“ — Ja, Ja! sprach er laut und stark. — Es war sein letztes Wort, nach kurzem Todeskampfe war seine Seele zu Gott gegangen, dem er hienieden so treu gedient hatte. Er starb am 18. Februar 1546 im 63. Jahre seines Alters.

Luthers Tod versetzte das ganze Land in tiefe Trauer. Der Churfürst befahl, daß sein Leichnam nach Wittenberg gebracht und dort in der Kirche beigesetzt werde. Das geschah, und seine Freunde und Mitarbeiter weinten an seinem Grabe, wie Kinder, denen ihr Vater durch den Tod

entrissen ward. Das Gedächtniß dieses Gerechten bleibt im Segen und sein Name lebet! Das Werk aber, daß er begonnen hatte, ging nicht mit seinem Tode unter, es war nicht auf ihn, es war auf einen andern Fels erbaut!

---

53. Die Reformation in der Schweiz. — Ulrich Zwingli.

Zu derselben Zeit, als Luther in Deutschland den harten Kampf gegen die päpstlichen Irrlehren begann, stand auch in der Schweiz ein treuer Zeuge der Wahrheit auf, Ulrich Zwingli. Beide Männer hatten im Wesentlichen dieselbe Ueberzeugung, beide arbeiteten an demselben Werke, die Kirche zu reformiren nach Gottes Wort, und doch hatten sie einander vorher nicht gekannt und wußten nichts von einander. Aber sie hatten beide denselben Lehrer gehabt, das untrügliche Wort Gottes, das da richtig lehrt.

Ulrich oder Huldreich Zwingli wurde am 1. Januar 1484 zu Wildenhausen in der Grafschaft Toggenburg geboren. Seine Aeltern bestimmten ihn, da er frühe gute Anlagen verrieth, zum Studiren. Seine erste Bildung empfing er in Basel, später ging er nach Bern und dann nach Wien. Redlicher, aufrichtiger Sinn, treuer Fleiß und wahre Gottesfurcht zeichneten ihn vor andern aus. Immer war es sein Streben, den Beruf, den ihm einst die Vorsehung anweisen möchte, zur Ehre Gottes und zum Heile seiner Mitmenschen recht auszufüllen. Mit diesem Sinne trat er im Jahre 1506 sein Pfarramt zu Glarus an. Ernstlich forschte er, wie er seine Zuhörer recht erbauen und ihnen den guten Weg des Lebens am besten zeigen könnte. Da gerieth er, nachdem er viele andere Bücher gelesen hatte, auch an die Bibel. Und nun gings ihm, wie Luthern in Erfurt, jemehr er las, desto mehr erkannte er zu seiner Verwunderung das rechte Wesen des Christenthums, und desto unschätzbarer wurde ihm das theure Gotteswort. Bald wußte er sämmtliche Briefe des Apostels Paulus in der Grundsprache auswendig, und zuletzt fast das ganze neue Testament. Was er als Wahrheit erkannte, das predigte er seiner Gemeinde, jedoch mit weiser Schonung und ohne gegen Andersdenkende zu streiten.

Im Jahre 1516 wurde er nach Maria Einsiedeln berufen, einem kleinen Orte mitten im Waldgebirge. Hier hatte er Gelegenheit, die Macht des Aberglaubens noch tiefer kennen zu lernen. Schaaren von Wallfahrern kamen von allen Seiten an diesen Ort, um ein wunderthätiges Marienbild zu besuchen, das sich dort befinden sollte; und über dem Thore der Abtei stand die Ueberschrift: Hier ist voller Ablaß aller Sünden von Schuld und Strafe! Außerdem zog ein Ablaßkrämer, Bernhard Samson, in der Nachbarschaft umher und trieb sein schändliches Handwerk, wie Tetzel in Sachsen. Zwingli predigte mit Eifer gegen das alles, und sein Zeugniß hatte den Erfolg, daß die Ueberschrift weggenommen, und viele Reliquien begraben wurden.

Schon nach zwei Jahren (1516) wurde er als Pfarrer an den großen Münster zu Zürch versetzt. Bei dem Antritte dieses Amtes erklärte er frei öffentlich, er werde seinen Zuhörern nur Gottes Wort, nicht Menschenlehren, vortragen, denn er wünsche jenem treuen und klugen Haushalter zu gleichen, von dem der Herr im Evangelio rede, der dem Gesinde zur rechten Zeit Speise austheile. Zwei Rathsherrn, die seine erste Predigt gehört hatten, sprachen: „Das ist einmal ein rechter Prediger der Wahrheit! der wird uns sagen, wie die Sachen stehen!"

Ernst, besonnen und still ging Zwingli seinen Gang. Er legte in seinen Predigten das Wort Gottes aus, und seine Gemeinde wurde allmählig von der Wahrheit überzeugt. Als Samson seine Ablaßbude auch in Zürch aufschlagen wollte, ward er nicht eingelassen; denn auch die Obrigkeit gab dem Reformator und seiner Lehre Beifall. Gerne hätte auch der Papst den klugen und gelehrten Mann für seine Sache wiedergewonnen; Adrian VI., Leo's Nachfolger, bot ihm wiederholt hohe Ehrenstellen in der Kirche an, aber Zwingli diente einem andern Herrn.

Im Jahre 1523 ordnete der Rath zu Zürch nach damaliger Sitte zweimal ein feierliches und öffentliches Religionsgespräch an, in welchem Zwingli seine Lehre vertheidigen, seine Gegner ihm aber alle möglichen Einwendungen machen konnten; so sollte es sich dann zeigen, auf wessen Seite die Wahrheit sei. Mehrere gelehrte Streiter erschienen, um für das Papstthum zu streiten, aber Zwingli siegte über sie alle, und zwar mit derselben Waffe, mit der auch Luther gegen alle seine Widersacher immer das Feld behielt. Er rief seinen Gegnern zu: „Ich will keinen andern

Richter haben, als die göttliche Schrift, wie dieselbe durch den Geist Gottes geredet und ausgesprochen ist. Ehe ihr mir Einen Artikel der Schrift umstoßet, muß das Erdreich brechen: denn sie sind das Wort Gottes!" Der Rath aber verordnete darauf: „Das freie göttliche Wort soll über alle Menschen herrschen, urtheilen und alle gewiß berichten. Es sollen auch alle Menschen hören, was ihnen das Wort Gottes sagt, und soll das Wort Gottes nicht hören, was ihm die Menschen sagen!" Dennoch eilte die Obrigkeit auf Zwinglis Rath nicht allzusehr damit, die alten Mißbräuche abzuthun, sondern wartete, bis die Gemüther der Menschen dazu recht vorbereitet waren, und verfuhr auch dann sehr weise und milde. „Die Zürcher, sagt ein Schriftsteller, schafften nichts Altes ab, und setzten nichts Neues ein, was nicht zuvor durch die Lehre in den Herzen der Gläubigen geordnet gewesen wäre." Erst im Jahre 1524 wurde die Messe und die übrigen Ceremonien abgeschafft und einige Abgeordnete der Obrigkeit nahmen bei verschlossenen Thüren in aller Stille die Bilder und Altäre und allen überflüssigen Schmuck aus den Kirchen hinweg, und richteten sie zum evangelischen Gottesdienste ein, ohne daß der geringste Widerspruch sich dagegen erhob. In demselben Jahre trat Zwingli in den Ehestand und schrieb in dem folgenden sein Glaubensbekenntniß von der wahren und falschen Religion. Dem Cantone Zürch folgten mehrere andere Cantone auf gleiche Weise in der Kirchenverbesserung, vor allen Bern, und etwas später Genf. Im Jahre 1529 reiste Zwingli zu dem Religionsgespräche nach Marburg und lernte da die deutschen Reformatoren kennen. Sein vorzüglichster Begleiter auf dieser Reise und sein treuer Mitarbeiter am Reformationswerk war Johannes Hausschein, gewöhnlich mit seinem griechischen Namen Oekolampadius genannt, ein Mann voll Sanftmuth, Ernst und Weisheit, Professor und Prediger zu Basel. Der Landgraf hatte zu den Verhandlungen Zwingli mit Melanchthon und Luther mit Oekolampadius gepaart, damit die Heftigkeit und Strenge des Einen gemildert werde durch die bescheidene und milde Friedfertigkeit des Andern. Die schweizerischen Reformatoren kehrten zurück, mit Ehrfurcht und aufrichtiger Liebe gegen ihre deutschen Brüder erfüllt, ohngeachtet sie nicht über alle einzelne Lehrsätze sich hatten vereinigen können.

Je weiter aber das Reich der Wahrheit sich verbreitete, desto mehr wuchs auch der Haß der Feinde. Zwingli hatte

nicht nur persönlich manche Verfolgung zu bestehen, sondern im Jahre 1531 rüsteten sich die fünf katholischen Cantone Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug gegen die beiden reformirten Cantone Zürch und Bern zum Kriege. Zwingli konnte den Frieden nicht erhalten, er mußte sogar selbst mit hinausziehen in den Streit. Schon früher, als er noch Pfarrer in Glarus war, hatte er in zwei Feldzügen die schweizerischen Kriegsvölker als Feldprediger nach Italien begleitet, jetzt forderte sein Amt von ihm, daß er das Banner (die Fahne) der Stadt Zürch tragen mußte. Am 11. Oktober standen die Heere bei Cappel einander gegenüber, 500 Zürcher gegen 8000 Feinde. Es kam zur Schlacht. Zwingli, die Fahne in der Hand, rief den Seinen zu, auf Gott zu vertrauen! und heldenmüthig stritten seinen Genossen. Aber sie wurden umringt, und mußten der Uebermacht weichen. Zwingli, von einem Steinwurfe getroffen, sank zu Boden. Dreimal raffte er sich auf, und sank wieder ohnmächtig nieder. Auf seinen Knien betete er, bis der Schmerz ihn überwand. Mit auf der Brust gekreuzten Händen lag er sterbend unter dem Getümmel, so fanden ihn die Feinde. „Willst du beichten und zur heiligen Jungfrau beten," rief ihm ein roher Kriegsknecht mit gezücktem Schwerte entgegen. Zwingli schüttelte das Haupt, und das Schwert des Feindes durchstach ihm den Hals. Sein Leichnam ward von den Feinden geviertheilt, dann verbrannt und die Asche in den Wind gestreut. Zwinglis Gattinn erhielt die Trauerpost, daß in derselben Schlacht ihr Mann, ihr Sohn, ihr Schwiegersohn, ihr Bruder und ihr Schwager umgekommen sei. Oekolampadius überlebte seinen Freund nicht lange, er starb in demselben Jahre am 1. December, fromm und still, wie er gelebt hatte. Als seine Freunde den Sterbenden fragten: Ob er ein Licht begehre, rührte er lächelnd an seine Brust und sprach: Hier ist Licht genug!

54. Johann Calvin.

Das schweizerische Reformationswerk, das Zwingli begonnen hatte, wurde von Johann Calvin vollendet. Dieser ist der jüngste unter den Reformatoren, er wurde 1509 zu Noyon in der Picardie geboren und war also noch

ein Knabe, als Luther und Zwingli schon für die reine Wahrheit kämpften. Er wurde in Paris erzogen und frühzeitig zum Studiren bestimmt. Hätten irdische Vortheile ihn an die römische Kirche binden können, so hatte er alle Ursache, ihr treulich anzuhangen. Denn schon in seinem 12ten Jahre genoß er das Einkommen einer geistlichen Stelle, und in seinem 16ten Jahre hatte er den Titel und die Einkünfte einer Pfarrei, ohngeachtet er erst studirte, und sie noch keineswegs verwalten konnte. Das gehörte mit vielem Andern zu den Mißbräuchen der damaligen Zeit. Ein Anverwandter, Robert Olivetan, machte den wißbegierigen Jüngling zuerst mit der heiligen Schrift bekannt, und erzählte ihm, was die großen Männer für die Reinigung der Kirche gethan hätten. Calvin fand einen so großen Widerspruch zwischen der Lehre der Schrift und zwischen dem, was seine bisherigen Lehrer ihm gesagt hatten, daß er die Theologie aufgab und Rechtsgelehrsamkeit studirte; doch kehrte er bald zur Gottesgelahrtheit zurück. Alle seine Einkünfte und Unterstützungen, die er bisher von geistlichen Stellen erhalten hatte, gab er freiwillig auf, wie denn Uneigennützigkeit immer ein Hauptzug in seiner Gemüthsart war. Er war kaum 22 Jahr alt, als er schon in den wichtigsten Angelegenheiten um Rath gefragt ward; auch gab er um diese Zeit schon mehrere Bücher heraus. In denselben vertauschte er seinen französischen Namen (er hieß eigentlich Jean Cauvin) mit dem lateinischen, Johannes Calvinus. Wegen seiner großen Gelehrsamkeit war die Schwester des Königs von Frankreich, die Königinn Margaretha von Navarra, seine Freundinn und Beschützerin, aber dennoch mußte er 1533 aus Frankreich fliehen, weil einige seiner Aeußerungen gegen die römische Kirche bekannt geworden waren. Er ging darauf nach Basel und schrieb dort, 29 Jahr alt, sein wichtiges Buch, seine christliche Unterweisung, ein Werk, das seiner Gründlichkeit wegen, noch immer sehr geschätzt wird und seinem Verfasser den Namen des großen Theologen erwarb. Im Jahr 1536 nahm er seinen Wohnsitz zu Genf. Diese blühende Handelsstadt hatte sich zwar schon zur Reformation bekannt, aber die neue Lehre hatte noch nicht bei allen ein neues Leben hervorgebracht, und es herrschte dort Ueppigkeit, Leichtsinn, Weltlust und viele Sünden und Laster. Calvin benutzte das große Ansehen, in welchem er bei dem Rath der Stadt stand, dazu, diesen zu bewegen, die kräftigsten Mittel zur

Abstellung dieses unchristlichen Wesens zu ergreifen. Es wurde von ihm eine Kirchenordnung entworfen, wonach ein jeder, der offenbar unchristlich lebte, oder irgend ein Aergerniß gäbe, nach vorhergegangener Ermahnung vom Abendmahl und von der christlichen Gemeinschaft ausgeschlossen und bei fernerer Widersetzlichkeit aus der Stadt verbannt werden sollte. Der Rath und die Bürgerschaft nahm diese Ordnung an, und Calvin, der keine Menschenfurcht kannte und gleich strenge gegen sich und gegen andere war, bestand mit unbiegsamer Beharrlichkeit darauf, daß auch die Vornehmsten und Reichsten, wenn sie gegen die Kirchenordnung fündigten, gleich den Aermsten bestraft wurden. Diese Strenge bewirkte eine große Sittenreinheit in Genf, und da Zürch um diese Zeit seinen theuren Reformator verloren hatte, so wurde Genf die Mutter und das Muster aller reformirten Gemeinden in der Schweiz, in Frankreich, in Deutschland und in den Niederlanden. Zugleich war diese Stadt ein Zufluchtsort für alle, die um ihres Glaubens willen aus andern Ländern vertrieben wurden. Es gab um diese Zeit in Genf eine italiänische, eine englische, eine spanische und eine französische Gemeinde, die aus lauter solchen Flüchtlingen sich gebildet hatten. Calvins Name wurde überall mit Ehrfurcht genannt und die Obrigkeit folgte gerne seinen Anordnungen. Aber vielen stand dennoch die Strenge gegen weltliche Vergnügungen und gegen ein sündliches Leben nicht an. Die Feinde des Reformators mehrten sich, je mehr er mit festem Muthe sein angefangenes Werk fortsetzte, und gerne benutzte der Rath eine geringe Veranlassung, um den Calvin und einige seiner Mitarbeiter aus der Stadt zu verbannen. Calvin ging nach Straßburg und trat dort ein Lehramt an, aber sein Herz hing an Genf, und ohne Bitterkeit und Rache nahm er Antheil an allem, was diese Stadt betraf, und half durch Rath und That. Die Obrigkeit von Genf sah aber bald ein, wie thöricht sie gehandelt habe, einen so weisen, ernsten, wahrheitsliebenden Mann von sich zu weisen. Die alte Zügellosigkeit riß wieder ein, das Ansehen der Stadt sank, und der Rath fühlte sich nicht im Stande, das Uebel zu hemmen. Da wurde im Jahre 1541 das Verbannungsurtheil gegen Calvin zurückgenommen, und mit großen Ehren kehrte er nach dreijähriger Abwesenheit in sein geliebtes Genf zurück. An seinen Grundsätzen hatte er aber nichts geändert und war nicht Willens, auch nur im Geringsten von der vorigen Kirchenzucht abzuweichen.

In seiner Anrede an den Rath der Stadt sagte er: „Wollt ihr mich in eurer Stadt haben, so schafft die herrschenden Sünden weg! meinet ihr's redlich mit meiner Zurückberufung, so verbannet die Laster, mit denen ich nicht zusammen in euren Mauern wohnen kann! Mit einer verfallenen Kirchenzucht und ungestrafter Frechheit im Böses-thun kann ich nicht zugleich haushalten. Nicht den Papst, nicht die Tyrannen, die nur außerhalb der Kirche wüthen — nein! Wollust, Schwelgerei, Meineide und dergleichen Verbrechen, die meine Lehre öffentlich widerlegen und die Kirche inwendig verdunkeln, diese sind die Erzfeinde des Evangeliums. Was hilft es, von außen die Wölfe abhalten, wenn die Heerde durch ansteckende Seuchen von innen verzehrt und zu Grunde gerichtet wird! —"

Freilich wurde die strenge Kirchenzucht durch Schuld der Zeit oft auf eine Weise geübt, die mit der Sanftmuth und Milde des Evangeliums nicht übereinstimmt. So wurde Jakob Gruet enthauptet, weil er gelästert hatte und versucht, die Kirchenordnung zu stürzen, und Michael Servede, ein spanischer Arzt, wurde auf Calvins Anklage als Spötter lebendig verbrannt. Wenn wir aber dies harte Verfahren mit Recht mißbilligen, so muß es uns dagegen wieder eine Freude sein, zu hören, daß Calvin nur gegen die Feinde der Religion und der christlichen Sitten so heftig war, und eben so nachsichtig gegen die, die ihn persönlich beleidigt hatten. Ohngeachtet seines ernsten, strengen Wesens hatte er doch ein Herz voll Liebe bei dem Leiden seiner Brüder. Die aus Italien vertriebenen Waldenser nahm er mit herzlichem Mitleid auf, und als in Genf die Pest wüthete, konnte er nur durch einen ausdrücklichen Befehl der Obrigkeit abgehalten werden, daß er die Pflege der Kranken nicht selbst übernahm.

Zur Unterweisung der Jugend gab Calvin einen Catechismus heraus, der bald ins Spanische, Italiänische, Englische, Lateinische, Griechische und Hebräische übersetzt ward. Mit großer Gewissenhaftigkeit arbeitete er seine Predigten aus, und noch jetzt besitzt die Bibliothek in Genf 44 Bände seiner handschriftlichen Predigten, in denen über 2000 Vorträge enthalten sind. Wie rastlos muß der Mann gearbeitet haben, der außerdem noch ein Lehramt an der Universität bekleidete, mehrere Bücher schrieb, bei allen wichtigen Vorfällen von der Obrigkeit zu Rathe gezogen ward, der mit allen evangelischen Ländern im Briefwechsel stand, und

dort Lehrer und Gemeinden ermahnte, dort Königen und Fürsten zuredete. Aber lange ertrug sein ohnehin zarter Körper die Menge solcher Anstrengungen nicht. Anhaltende Kränklichkeit, oft mit großen Schmerzen verbunden, verkündigte ihm, daß sein Abschied nicht mehr ferne sei. Er sah dem Tode mit großer Ruhe entgegen. Wenige Tage vor seinem Ende versammelte er den Rath und die Geistlichkeit vor seinem Bette, und ermahnt sie zur Treue gegen Gottes Wort, zum Ernste, zur Liebe und Eintracht. Er starb den 27sten Mai 1564, und das Trauren seiner Freunde, so wie das Frohlocken seiner Feinde verkündigte, welch eine Säule der guten Sache mit ihm gefallen sei.

Calvin kannte und liebte die deutschen Reformatoren, vor allen Melanchthon, mit dem er in stetem Briefwechsel stand. Beinahe in allen Lehren stimmte er mit ihnen überein. In der Lehre vom Abendmahle stand er ihnen näher, als Zwingli. Dadurch aber unterschied er sich von ihnen, daß er den Lehrsatz aufstellte: Gott habe von Anfang einige Menschen zur Seligkeit erwählt und andre nicht.

---

54. Allgemeiner Ueberblick über das Reformationswerk.

Die Reformation ist recht sichtbar Gottes Werk. Die theuren Männer Gottes, die sie vollbrachten, waren nur Werkzeuge, und ahneten, als sie anfingen, sich den Mißbräuchen zu widersetzen, selbst nicht, welch ein großes Werk sie begannen. Darum mußten die Feinde bei aller ihrer Macht und List erfahren, wie wahr Gamaliels Worte sind: Ist das Werk aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen! Papst und Kaiser, Bischöfe und Fürsten, Weise und Unweise, alle vermochten nichts gegen das Wort Gottes, das wie ein zweischneidiges Schwert sich selbst gegen alle seine Feinde vertheidigte. Oft schien das Werk völlig aus zu sein und hing gleichsam nur an einem Faden, und ward dennoch wunderbar behütet. Als der päpstliche Gesandte Miltiz bei dem Churfürsten zu Sachsen war, wurde dieser von den römischen Drohungen so erschreckt, daß er glaubte, Luthern nicht mehr schützen zu können und ihm befahl, sein Land zu verlassen. Luther war bereit, abzureisen, ohne zu wissen, wohin!

Er saß eben mit seinen Freunden beim Abschiedsmahl, als er einen Brief vom Hofe erhielt: „Warum er mit seiner Abreise so lange zaudere?" Er wurde sehr betrübt darüber, doch faßte er wieder Muth und sagte: „Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf!" Doch ehe noch das Mahl geendigt war, hatte Gott das Herz des Churfürsten gewandt, und ein Bote befahl Luthern, zu bleiben. Wie viel hing an dieser Stunde! Gleich gefahrvoll für die reine Lehre war die Zeit, als Zwingli todt auf dem Schlachtfelde zu Cappel lag, oder als Calvin aus Genf vertrieben ward? Doch, was Gott erhalten will, ist wohl erhalten!

Immer sahen auch die Reformatoren diese Sache als Gottes Sache an, das war ihr Trost in aller Gefahr und in allem Leiden. Darum wollten sie auch vor allen Dingen nicht, daß man sich nach ihrem Namen nenne. Die Feinde redeten von Zwinglianern, Calvinisten, sie selbst aber nannten sich reformirte Christen, d. i. solche Christen, die der Kirchenverbesserung beigetreten sind. Dr. Eck, der Feind Luthers, brachte in seinem bösen Eifer den Namen Lutheraner auf. Aber Luther schreibt dagegen: „du mußt dich nicht lutherisch nennen. Was ist Luther? Ist doch meine Lehre nicht mein. Ich bitte daher, man wolle meines Namens schweigen, und sich nicht lutherisch, sondern Christen nennen. Laßt uns tilgen die partheiischen Namen, laßt uns Christen heißen, deß Lehre wir haben. Ich bin und will keines Meister sein!"

Es war ja auch nicht eine neue Religion, die sie predigten, sondern sie richteten die alte apostolische Lehre wieder auf und reinigten sie von den in älterer und neuerer Zeit in sie eingedrungenen Irrthümern, und verkündigten den wahrhaftigen und einfachen Weg zur Seligkeit durch den Glauben an den Sohn Gottes. So war es auch nicht zweierlei Sache, die die deutschen und schweizerischen Reformatoren führten, sondern Eine Sache und Ein Werk. In der Hauptsache waren sie völlig Eins, und hatten nur Einen Grund, auf den sie bauten; aber als fehlsame Menschen, die auch irren konnten, hatten sie über einige Punkte verschiedene Meinung. Auch äußerlich war der Gang ihres Werkes verschieden. Die deutsche Reformation hatte viel mit Fürsten und Gewaltigen zu kämpfen, und drang nur nach hartem Streite durch; die schweizerische Reformation ward gleich Anfangs von der Obrigkeit gebilligt und ging darum einen stilleren Gang.

Unaussprechlich groß ist der Segen, der diesem Werke folgte. Wie eine schwere Last warfen die armen, zu Boden gedrückten Menschen das Joch der Menschenlehren von sich und lernten nun erst ihren Gott und Heiland kennen, und sich dessen freuen, daß er umsonst und aus Gnade die Sünde vergibt. Nun konnten sie wieder aus der rechten und untrüglichen Quelle des Wortes Gottes selbst schöpfen, konnten nun an der deutschen Predigt und an den deutschen Liedern sich wieder erbauen, und ein neues Leben kam über Einzelne, wie über ganze Familien. Nicht weniger wohlthätig waren auch die äußern Folgen der Kirchenverbesserung. Die Klöster wurden in Schulen verwandelt, viele müßige Menschen wurden nun wieder zu nützlicher Thätigkeit angeleitet, es erwachte bei manchen die Neigung, tiefer und gründlicher zu forschen, Wissenschaften, Künste, Gewerbe blühten, der Wohlstand mehrte sich, — kurz es war, als ständen die Völker aus langem Drucke jetzt zum rechten Wohlsein auf. Denn so wie die Sünde und was mit der Sünde zusammenhängt, Wahn und Aberglaube, der Leute zeitliches und ewiges Verderben ist, so hat die Gottseligkeit die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Selbst auf die römische Kirche hatte die Reformation einen vielfach gesegneten Einfluß. —

O Kinder, laßt uns nur recht dankbar sein für das theure Gut, daß uns Gott durch die reine Lehre des Evangeliums geschenkt hat. Das wäre ein schlechter Dank, wenn wir uns dieses Vorzuges überheben, und Andersdenkende geringschätzen, verachteten oder wohl gar hassen wollten. Nein, dann würden wir es durch unsern Wandel beweisen, daß wir die Wahrheit noch nicht erkannt haben, denn wo die Wahrheit ist, da ist auch Demuth und Liebe. Aber das wäre eben so schlimm, wenn wir gleichgültig gegen das Wort Gottes werden wollten, weil wir es so reichlich haben. Die evangelische Lehre ist uns nicht gegeben, daß wir sie im Munde, sondern daß wir sie im Herzen tragen. Wem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen, und wem viel vertrauet ist, von dem wird man viel fordern. Das ist der rechte Dank, wenn wir das uns wiedergeschenkte Gotteswort gerne und mit Ehrfurcht lesen und hören und mit Fleiß daraus lernen, wie wir auf den Weg der Seligkeit kommen. Wer durch das Evangelium sich leiten läßt, daß er an Jesum Christum als seinen Heiland von

Herzen glaubt und ihm nachzuwandeln sucht, der ist ein wahrhaft evangelischer Christ.

Gott helfe uns, daß wir alle dem Glauben und dem Wandel jener Gotteshelden folgen, durch deren Dienst wir den Schatz der reinen Lehre wieder empfangen haben!

VII.

Der Kampf um die Wahrheit, oder die christliche Kirche vom sechszehnten bis ins achtzehnte Jahrhundert. (Jahr 1550 — 1750.)

1. Timoth. 6, 12. Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, ergreife das ewige Leben, dazu du auch berufen bist, und bekannt hast ein gutes Bekenntniß vor vielen Zeugen.

55. Der Schmalkaldische Krieg.

Die reine Lehre des Evangeliums war nun durch die Bemühungen der Reformatoren wieder an's Licht gebracht worden. Durch Predigten und Schriften wurde sie immer weiter verbreitet, und das sonst so unwissende Volk konnte nun aus der deutschen Bibel den Grund der Wahrheit erkennen lernen. Freilich gabs auch noch immer Feinde dieser guten Sache, die mit aller Kraft dawider stritten, und das dachten jene Gottesmänner, die sächsischen und die schweizerischen Reformatoren, wohl, daß noch mancher Kampf um die Wahrheit gekämpft werden müsse, aber sie waren auch alle einstimmig der Ueberzeugung, daß diese Sache

nicht durch eiserne Waffen entschieden werden müsse, sondern durch Gebet, durch treues Halten an der Wahrheit und durch Eintracht der Bekenner des Evangeliums. Luther insbesondere hatte mehr als einmal durch sein friedliches Zureden die Schwerter in der Scheide gehalten, die schon halb gezückt waren, und er betete oft, Gott möge es ihn nicht erleben lassen, daß der reinen Lehre wegen Blut fließe. Sein Gebet ward erhört, er starb im Frieden; aber kaum hatte er die Augen geschlossen, so brach schon ein Krieg aus zwischen dem Kaiser und den evangelischen Reichsfürsten.

Seit dem Reichstage zu Augsburg 1530 war die Lage der Protestanten in Deutschland immer gefährlicher geworden, und die evangelischen Fürsten hatten deswegen zu Schmalkalden einen Bund geschlossen, daß sie, wenn sie angegriffen würden, einander zu Hülfe kommen wollten. Der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen waren die Häupter dieses Bundes. Eine Zeitlang blieb alles ruhig, weil die Franzosen und die Türken dem Kaiser zu schaffen machten. Als aber der Krieg gegen diese geendigt war, und der Kaiser mitten im Frieden auf's Neue Truppen warb und ein Bündniß mit dem Papste schloß, da schienen diese Zeichen den Protestanten bedenklich, und sie ließen den Kaiser fragen, warum er sich rüste. Die Antwort war: Um die Ungehorsamen und Widerspenstigen zu ihrer Pflicht zu bringen. Die Fürsten wußten nun, was sie zu erwarten hatten, auch war ihr Heer schon zum Kriege fertig, aber eine heilige Scheu hielt sie ab, ihren Kaiser und Oberherrn anzugreifen. Auch waren nicht alle protestantischen Fürsten dem Bunde beigetreten. Der Markgraf Albrecht von Brandenburg war auf Seiten des Kaisers, und der Herzog Moritz von Sachsen, ein tapferer Feldherr, des Churfürsten Vetter und Schwiegersohn des Landgrafen, war erst noch unentschieden, und trat dann auch in des Kaisers Dienste. Der Kaiser hatte über die Häupter des Schmalkaldischen Bundes die Reichsacht ausgesprochen und sie ihrer Würde und ihrer Länder verlustig erklärt, die Länder des Churfürsten sollte Moritz erobern und behalten, dadurch gewann ihn der Kaiser. Als die Verbündeten mit ihrem Heere dem Kaiser entgegen gezogen waren, fiel Moritz plötzlich in die Länder des Churfürsten ein. Nun mußte dieser seine Kriegsschaaren vom Bundesheere zurückziehen. Er vertrieb zwar den treulosen Verwandten, aber nun kam diesem das große, kaiserliche Heer

zu Hülfe. Am 24. April 1547 wurde der Churfürst bei Mühlberg geschlagen, er selbst und Herzog Ernst von Lüneburg geriethen in Gefangenschaft. Der Kaiser behandelte den Churfürsten hart und ließ ihm sogar im Lager vor Wittenberg das Todesurtheil sprechen. Der Churfürst rettete nur dadurch sein Leben, daß er der Stadt befahl, sich zu ergeben, und alle seine Länder dem Kaiser überließ. Der Kaiser zog siegreich in Wittenberg ein. In der Stadtkirche sah er auch Luthers Grab. Der Herzog von Alba, der dabei stand, rieth ihm, die Gebeine des Erzketzers ausgraben und verbrennen zu lassen, aber der edle Kaiser sprach: „Laßt ihn ruhen, er wird seinen Richter schon gefunden haben, ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Todten!"

Für die verbundenen Fürsten war keine Hoffnung mehr. Der Landgraf von Hessen warf sich freiwillig dem Kaiser zu Füßen, aber auch er wurde mit harter Gefangenschaft belegt. Der Kaiser ließ deutlich merken, daß er diesen Sieg benutzen wolle, die Religionsfreiheit zu unterdrücken und das kaiserliche Ansehen zu vergrößern. Auf allen seinen Zügen führte er die gefangenen Fürsten mit sich, und that überall, was ihm beliebte. Da schlug auf einmal dem neuen Churfürsten Moritz das Herz. Er forderte vom Kaiser die Loslassung der beiden Gefangenen, und als diese verweigert wurde, brach er plötzlich mit einem wohlgerüsteten Heere gegen den Kaiser auf, der auf solch einen Angriff nicht gerüstet war, und überall zurückwich. In Inspruck hätte er beinahe den Kaiser gefangen genommen, und nur mit genauer Noth konnte dieser, der noch dazu krank war, sich in einer stürmischen Nacht in's Gebirge retten; die gefangenen Fürsten wurden frei gegeben. Moritz verfolgte seinen Sieg noch weiter, und bald kam zu Passau ein Friedensvertrag zu Stande, der auf dem Reichstage zu Augsburg am 25. September 1555 bestätigt ward, und der Augsburger Religionsfriede genannt wird. Die Protestanten werden darin von der Gerichtsbarkeit des Papstes und der Bischöfe freigesprochen, und erhalten im ganzen deutschen Reiche freie Religionsübung. Jede Parthie behält die Kirchen und Güter, die sie im Besitze hat. Der wird für einen Reichsfeind erklärt, der es wagt, jemand um der Religion willen zu bekriegen und zu beleidigen.

Die protestantischen Gemeinden feierten überall Dank- und Freudenfeste über diesen Friedensschluß, und sie hatten

Ursache dazu; der Herr hatte sie wunderbar errettet aus ihrer Feinde Hand!

---

56. Die deutschen Protestanten nach dem Religionsfrieden.

Die Schwerter ruhten nun, aber der Kampf um die Wahrheit dauerte dennoch fort. Ob die neue Kirche oder die alte Recht habe, darüber stritten die Gottesgelehrten in ihren Schriften, und die nämliche Frage bewegte auch alles Volk. Eine Untersuchung der Lehre, und zwar eine recht gründliche, wurde immer allgemeiner verlangt. Die evangelischen Fürsten und Gottesgelehrten forderten immer noch, wie schon Luther von Anfang an gethan, ein frei christlich Concil, d. h. eine Kirchenversammlung, auf welcher Abgeordnete aus allen christlichen Ländern ihre Lehre untersuchen und ihre Gründe prüfen sollten. Aber sie machten es dabei zur ausdrücklichen Bedingung, daß dies Concil nicht in Italien oder sonst irgend wo, sondern in Deuschland gehalten werde, und daß der Papst nicht Richter in dieser Sache sei, sondern das untrügliche Wort Gottes. Auch der Kaiser, der die Religionsunruhen beendigt und die alten Mißbräuche abgeschafft wissen wollte, hatte schon lange auf eine Kirchenversammlung gedrungen, aber der Papst hatte immer gezögert. Endlich, da er dem dringenden und allgemeinen Verlangen nicht länger ausweichen konnte, war die Kirchenversammlung nach Trient (lat. Tridentinum) in Tyrol ausgeschrieben und im Jahre 1545 eröffnet. Der Papst kam zwar selbst nicht, aber er beherrschte und leitete alles durch seine Gesandten, und diese eilten, als nur noch wenige Bischöfe da waren, einige Hauptlehren der römischen Kirche sogleich unwiderruflich festzustellen. Da wurde denn ausgemacht, daß die mündliche Ueberlieferung (Tradition) der heiligen Schrift gleich zu achten sei, daß die lateinische Uebersetzung der Bibel, Vulgata genannt, eben so unfehlbar sei, als der Grundtext, und daß die Kirche die einzige Auslegerin der Bibel sei. Auf gleiche Weise fuhr man fort, noch einige andre Lehren der römischen Kirche feierlich zu bestätigen, unter andern die von den sieben Sacramenten, und sprach dabei den Bannfluch gegen Andersdenkende aus.

Als die Gesandten des Kaisers kräftiger auf Abstellung der Mißbräuche in der Kirche drangen, hieß es auf einmal, die Pest sei in der Nähe, und die Kirchenversammlung wurde erst nach Italien verlegt und bald ganz aufgehoben. Protestantische Gottesgelehrte waren gar nicht da gewesen, und als später die Kirchenversammlung noch einmal zusammentrat und einige würtembergische Geistliche sich dabei einfanden, wurden dieselben nicht gehört, und Melanchthon sammt den übrigen Abgeordneten kehrten auf dem Wege wieder um. Unter manchen Unterbrechungen währte diese Kirchenversammlung bis zum Jahre 1563. Sie hat zum Frieden zwischen beiden Partheien nichts beigetragen, und mit Recht haben sie die Protestanten nicht anerkannt; in der römisch-katholischen Kirche aber haben die Beschlüsse des Tridentinischen Concils fortwährend Gültigkeit und Kraft.

Als neue Gegner der Reformation traten um diese Zeit die Jesuiten auf. Ignatz Lojola, ein spanischer Edelmann, hatte diesen Orden gestiftet und ihn die Gesellschaft Jesu genannt, der Papst hatte ihn 1530 bestätigt und ihm große Vorrechte verliehen. Der Orden bestand aus geistlichen und weltlichen Gliedern, unter einem Ordensgeneral, der in Rom wohnte. Die geistlichen Mitglieder leisteten die gewöhnlichen Mönchsgelübde, außerdem aber mußten alle Glieder geloben, dem Papste unbedingt zu gehorchen, und ihm und der Kirche nach allen Kräften zu dienen, vorzüglich, wenn sie gegen Ungläubige und Ketzer ausgesendet würden. Die Glieder dieses Ordens wurden mit großer Sorgfalt vor ihrer Aufnahme geprüft, vor allem suchte man kluge, gelehrte und gewandte Leute aufzunehmen. Die Jesuiten gingen mit großer Thätigkeit und Schlauheit zu Werke, und wußten sich bald überall Einfluß zu verschaffen. Einige legten Schulen an, andere suchten sich einen Ruf als Gelehrte zu erwerben und schrieben Bücher, andere wurden Beichtväter der Könige und Fürsten, und wieder andere wußten sich im Umgange mit Menschen durch ein kluges und freundliches Benehmen wohlgefällig zu machen. Noch andre gingen als Missionare unter heidnische Völker. Allerdings mögen manche dies in redlichem Eifer gethan haben, aber nicht selten mag auch wohl dies Bekehrungsgeschäft sehr oberflächlich betrieben worden sein. So hat z. B. der Jesuit Franz Xaver, der nachher von dem Papste heilig gesprochen ward, in Ostindien und Japan mehrere Hundert-

tausende zu Christen gemacht. Alle diese eifrigen Bemühungen und mancherlei andre Mittel, die gerade nicht immer rechtlich und christlich waren, brachten dem Orden große Vortheile; er verbreitete sich in allen katholischen Ländern und zählte 80 Jahre nach seiner Stiftung schon 13,000 Glieder. Die Jesuiten waren die entschiedensten Feinde der Reformation, und suchten ihre Ausbreitung mit Macht und List zu unterdrücken. In Italien und Spanien ist ihnen dies so vollkommen gelungen, daß keine Spur mehr von der gereinigten Lehre übrig blieb.

So hatten also die Bekenner des Evangeliums in dieser Zeit Veranlassung genug, der Ermahnung des Apostels zu folgen: „Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!" Aber an der Weise, wie dieser Kampf um die Wahrheit geführt wurde, erkennen wir einen großen Unterschied unter den Menschen. Diejenigen, denen die Sache der Wahrheit Herzenssache geworden war, forschten fleißig in der Schrift, um immer gewisser zu werden, dankten Gott, daß er sie zur Quelle der Wahrheit geführt habe, beteten, daß er auch die Unwissenden erleuchten möchte, und suchten ihrer reinern Erkenntniß durch einen frommen Wandel Ehre zu machen. Dabei suchten sie nicht Streit, sondern liebten den Frieden, waren aber allezeit zur Verantwortung bereit, jedem, der Grund forderte der Hoffnung, die in ihnen war. Solcher gab es noch viele; aber es gab auch viele andere, die die Sache mehr mit dem Kopfe, als mit dem Herzen aufgefaßt hatten, und die nur Ehre und Sieg in der Ueberwindung ihrer Gegner suchten. Diese ließen sie durch die gelehrte Streitart der Jesuiten zu allerlei Künsten verleiten, und vergaßen über dem äußern Streite den viel wichtigern Kampf gegen die Sünde in ihrem Herzen. Die gewaltigsten Streiter waren nicht immer die besten Christen! Noch andre, die mehr die äußere Form als das rechte Wesen der evangelischen Lehre hatten, und nun bald diese, bald jene Meinung hörten, waren nicht fähig, nach der Schrift zu prüfen, wer Recht habe, und wurden ängstlich, man möge von Luthers Wort und Lehre abweichen. Daraus entstanden eine Menge Streitigkeiten unter einander, die oft mit großer Lieblosigkeit und Erbitterung geführt wurden. So verdarb die Sache Gottes in den Händen der Menschen. Die Reformation hätte sich ohne Zweifel viel weiter verbreitet, und vielleicht jetzt schon völlig über alle ihre Gegner gesiegt, wenn die Nachfolger der Reformatoren diesen

Glaubenshelden mehr ähnlich gewesen wären an Einfalt, Lauterkeit und Kraft.

Am traurigsten aber war es, daß die Glieder der beiden protestantischen Bekenntnisse, die doch im Wesentlichen dasselbe wollten, so fremd und feindlich gegen einander standen, daß die eine Parthie zweifelte an der Seligkeit der andern. Während die lutherische Kirche durch viele innere Streitigkeiten erschüttert ward, breitete sich die schweizerische Reformation, in der mehr Friede und Eintracht herrschte, im südlichen Deutschland und in andern Ländern immer weiter aus, und selbst manche, die früher der sächsischen Reformation zugethan waren, schlossen sich nun der reformirten Kirche an. So ging's in den Niederlanden, in der Pfalz, in Hessen, in Nassau, in Hanau und Bremen. Das wurde immer neuer Anlaß zum Hasse und zu manchem großen Streite.

Um diese Zeit (1562) ließ Churfürst Friedrich III. von der Pfalz durch zwei fromme und angesehene Gottesgelehrte, Olevianus und Ursinus, den heidelbergischen Katechismus verfertigen, der seiner Kraft und Gründlichkeit wegen nicht nur in den pfälzischen Ländern, sondern in ganz Deutschland, in der Schweiz, in Ungarn und Holland als Bekenntniß und Lehrbuch aufgenommen wurde. Er ist nicht nur in die meisten europäischen, sondern auch in die griechische, hebräische und arabische, und selbst in die malaische und singalesische Sprache übersetzt. —

Ehe wir von dieser Zeit scheiden, in der uns manches an unsern protestantischen Brüdern betrübt, muß ich Euch noch einen Mann nennen, der damals lebte und den Ihr wohl schon alle kennt und liebt, es ist der fromme Johann Arndt, der das herrliche, salbungsvolle Buch vom wahren Christenthum geschrieben hat. Das war ein Mann voll Milde und Kraft, ein Mann, der seinem Herrn Christo Herz und Leben ganz übergeben hatte, und auch andre gerne auf diesen Weg führen, und für ein wahres, gründliches und thätiges Christenthum gewinnen wollte. Er stritt und zankte nicht, und brachte nicht hohe Worte menschlicher Weisheit, aber er lehrte den Weg Gottes recht, und ist vielen Tausenden ein Wegweiser zu Christo und zur Seligkeit geworden. Das mögt ihr in seinem Buche selbst lesen, wie er so treu und kindlich aus Gottes Wort und Gottes Werken uns einladet, der Liebe zu folgen, die uns von der Sünde erretten will. Johann Arndt war 1555 zu Ballenstädt im

Fürstenthum Anhalt geboren. Er wollte erst die Arzneiwissenschaft studiren, aber eine schwere Krankheit bewog ihn, sich dem geistlichen Lehrstande zu widmen. Er war schon früher ein eifriger Beter und ein treuer Forscher in der Schrift, und seine Vaterstadt wählte ihn, noch jung, zu ihrem Prediger. Später verwaltete er mit großer Treue das Pfarramt in Quedlinburg, in Braunschweig und Eisleben, und lebte zuletzt zu Celle als Generalsuperintendent des Fürstenthums Lüneburg. Seine Predigten und Schriften machten ihn überall bekannt, sein Buch vom wahren Christenthum wurde in's Lateinische, Dänische, Schwedische, Böhmische, Polnische, Holländische, Englische, Französische, Türkische, Russische und Malabarische übersetzt. Den streitsüchtigen Theologen jener Zeit war zu wenig Schulgezänke darin, bald zweifelten sie an der Gelehrsamkeit, bald an der Rechtgläubigkeit des Mannes, und machten ihm viele Noth. Aber ein frommer Katholik sagte: „Wären nur bei Euch und bei uns viele Arndts, so wollten wir uns noch wohl zusammen finden." Johann Arndt starb 1621 den 11. Mai.

57. Die Evangelischen in andern Ländern.

Das wiedergefundene Evangelium wurde bald auch andern Länder kund. Zwei angesehene Schweden, die Brüder Oluf und Lorenz Petersohn, hatten in Wittenberg studirt, und Luthern und Melanchthon gehört. Sie brachten die Ueberzeugung von der reinen Lehre in ihr Vaterland zurück, und predigten frei darüber; Oluf Petersohn übersetzte zugleich die heil. Schrift in's Schwedische. Längst war der heldenmüthige, edle König, Gustav Wasa und seine Großen des römischen Druckes müde gewesen, das Volk wurde durch Predigten und Schriften und am meisten durch das Wort Gottes selbst dafür gewonnen, und so wurde auf dem Reichstage zu Westeräs 1525 die Reformation im ganzen Reiche eingeführt. Dänemark und Norwegen folgten kurz nachher diesem Beispiele. In allen diesen nordischen Reichen wurden die Bischöfe und Erzbischöfe beibehalten.

Nicht so ruhig gings in England zu. Der König Heinrich VIII. war anfangs ein heftiger Feind Luthers und der Reformation. Als aber bald darauf der Papst

sich weigerte, ihn von seiner Gemahlin zu scheiden, fiel er auch von diesem ab, und erklärte, er sei selbst das Haupt und der Schutzherr der Kirche in seinem Lande. Aber die Sache, um die es bei der Kirchenverbesserung galt, blieb seinem Herzen fremd. Sein Nachfolger, Eduard, ein weiser Regent, ließ zwei Schüler Melanchthons aus Deutschland kommen, um das Volk in der evangelischen Lehre zu unterweisen. Diese wollten nicht für Luther oder Calvin, sondern für ihren Herrn wirken, und hatten also nichts dagegen, als England sich der schweizerischen Reformation anschloß. Auch dort behielt man Bischöfe und Erzbischöfe bei, und traf noch manche eigenthümliche kirchliche Einrichtung. Noch einmal erhob sich gegen die evangelische Lehre ein gewaltiger Sturm, als die katholische Königin Maria zur Regierung kam; aber zum Glücke dauerte dies nicht lange, ihre Nachfolgerin, die Königin Elisabeth, befreite das Land völlig und auf immer von dem päpstlichen Joche.

In Schottland trat ein Reformator auf, der an Kraft und Glaubensmuth wenige seines Gleichen hat, Joh. Knox, ein Freund und Schüler Calvins. Seine Predigten und sein Leben wirkten so gewaltig, daß das Volk einmüthig sich dem Evangelio zuwandte. Die Königin war seine erbitterte Feindin, und oft hatte sie es schon fest beschlossen, ihn zu greifen und gefangen zu setzen, aber dann trat er wieder vor sie hin, so frei und kühn, und strafte und ermahnte sie, daß sie nichts wider ihn vermochte. Es war die stille heilige Gewalt der göttlichen Wahrheit, die ihn schützte und stärkte.

Auch in die Niederlande, die damals Spanien gehörten, war ein heller Strahl der reinen Lehre gedrungen. Aber die Spanier eilten, das Inquisitionsgericht dort aufzurichten, um die Ketzer zu bestrafen, und sandten den tapfern aber blutdürstigen Herzog von Alba als Statthalter dahin, um das Volk im Zaume zu halten, das sich gegen diesen Gewissensdruck empörte. Aber es war umsonst, daß dieser Tyrann in kalter Grausamkeit 18000 Menschen hinrichten ließ; die muthigen Niederländer kämpften sich frei und wählten den Prinzen Wilhelm von Oranien zu ihrem Oberherrn. Da dieser der schweizerischen Reformation zugethan war, so schloß sich das ganze Volk der reformirten Kirche an.

Nirgend aber ward über der Einführung der reinen Lehre so viel Blut vergossen, als in Frankreich. Der

König Franz der Erste hatte die Protestanten, die sich von Genf aus in seinem Reiche verbreiteten, geduldet, aber sein Nachfolger, Heinrich II., ließ sie verfolgen, mißhandeln und hinrichten. Man belegte sie mit dem Schimpfnamen Hugenotten, und ein eignes Gericht wurde zu ihrer Bestrafung angeordnet. Sein Name, — es hieß die brennende Kammer, — sagt uns schon, daß Menschlichkeit und Milde dort nicht zu suchen war. In Frankreich bestanden unter den Großen schon längst mancherlei Zwistigkeiten, die zu Unruhen und Bürgerkriegen Veranlassung gaben. Der Mensch sucht so gern für seine Leidenschaften und Sünden einen guten Schein, und so mußte hier die Religion einen Vorwand geben, um sich einander anzufeinden. Eine Parthie nahm die evangelische Lehre in Schutz, und die andere stritt für die katholische Kirche, und doch waren wenige auf beiden Seiten, denen nicht ihr Ehrgeiz mehr am Herzen lag, als die Sache Gottes. Nach vielen, unseligen Streitigkeiten wurde endlich Friede geschlossen. Der König Carl IX. lud das Oberhaupt der Hugenotten, den frommen Admiral Coligni, an seinen Hof, und ehrte ihn als seinen Vater; ja er wollte zur Besiegelung des Friedens seine Schwester mit dem protestantischen Prinzen Heinrich von Navarra vermählen. Der Tag der Hochzeit (24. August 1572) war für Paris ein Freudenfest, alle Häupter der Protestanten waren dort versammelt, Friede und Liebe war nach langer Trennung der Gemüther wiedergekehrt. Aber in der darauf folgenden Nacht gibt eine Glocke vom Schlosse das verabredete Zeichen, Meuchelmörder fallen von allen Seiten über die Protestanten her, der betende Greis Coligni wird zuerst erwürgt, und von den andern keiner verschont. Der Blutbefehl geht durch das ganze Land, und in dreißig Tagen sind 60,000 Hugenotten gemordet. In Rom läutete man alle Glocken und der Papst schrieb ein Jubeljahr aus, aber ganz Europa wandte sich mit Abscheu von diesem blutigen Verrath, den die Geschichte die Bartholomäusnacht oder die Pariser Bluthochzeit nennt. Doch die Feinde erreichten ihren Zweck nicht, die protestantische Lehre in Frankreich auszurotten, viele blieben im Stillen ihrem Bekenntnisse treu, und besonders im südlichen Theile des Reichs breitete sich das Evangelium aufs neue aus.

In Polen leuchtete eine Zeitlang das Licht des Evangeliums hell und klar, aber bald wurde dies Land der Sammelplatz von Menschen, die weder die evangelische, noch die

katholische, noch irgend eine andere Kirche zu ihren Gliedern zählen kann. Es gab nämlich zur Zeit der Reformation überall viele Leute, die bei dem neuerwachten Suchen und Forschen nach Wahrheit, Glaubensfreiheit und Glaubenswillkür mit einander verwechselten. Und doch ist zwischen beiden ein großer Unterschied. Glaubensfreiheit ist das theure Vorrecht der evangelischen Kirche, daß jeder frei zur reinen Quelle der Wahrheit kommen, und seinen Glauben auf das untrügliche Wort Gottes gründen kann, ohne an Menschensatzungen gebunden zu sein; Glaubenswillkür aber ist das traurige Unwesen, daß jemand meint, er könne aus dem Worte Gottes annehmen oder verwerfen, was ihm beliebe. In Deutschland wachte Luther gegen solche stolze und schwärmerische Geister, in der Schweiz die dortigen Reformatoren, in den meisten katholischen Ländern waren sie auch nicht sicher und so fanden sich damals viele Gleichgesinnte in Polen zusammen, wo sie meinten, die meiste Freiheit zu haben. Hauptsächlich folgten sie der Lehre eines Italieners, Faustus Soccinus, und werden nach ihm Soccinianer genannt; sie selbst nennen sich Unitarier. Ihr Hauptgrundsatz ist, nur das in der heil. Schrift als wahr anzunehmen, was sie begreifen können, und alles zu verwerfen, was über ihren Verstand hinausgeht. Die biblische Lehre von Vater, Sohn und Geist glauben sie nicht. Jesum halten sie nur für einen außerordentlichen Menschen, für einen göttlichen und heiligen Lehrer, von seinen Wundern wie von seiner Erlösung wollen sie nichts wissen; den Menschen halten sie für unverdorben und keiner Bekehrung bedürftig, sie meinen sich selbst heilig und selig machen zu können, und verlangen den Beistand des Geistes Gottes zum Guten nicht.

Wahrlich, eine armselige Lehre, ohne Licht und Leben, auf den Sandgrund eigner Weisheit gebaut. Wie gut ist's, daß wir einen andern Trost im Leben und im Sterben haben!

58. Der dreißigjährige Krieg.

Der Augsburgische Religionsfriede war nicht in allen Punkten mit gehöriger Bestimmtheit abgefaßt, daher deutete ihn jede Parthei zu ihrem Vortheile. Das geschah vorzüglich, als Kaiser Rudolph II. auf dem Throne saß,

ein unthätiger, unentschlossener Regent. Die protestantische Parthie, als die schwächere, mußte sich von der stärkern Parthie mancherlei Beeinträchtigung gefallen lassen, und da der schwache Kaiser nicht drein sah, so mußten die evangelischen Fürsten selbst darauf denken, sich und ihre Unterthanen zu schützen; sie schlossen daher 1608 zu Halle einen Bund, die protestantische Union. Auch die katholischen Fürsten verbanden sich 1610 zu Würzburg durch die katholische Liga. So standen sie drohend einander gegenüber bis zum Jahre 1618, da brach der Sturm los, und zwar zu Prag in Böhmen. Die böhmischen Protestanten hatten vom Kaiser große Rechte und Freiheiten erlangt. Bald darauf aber machte derselbe seinen Vetter, den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich zum Könige von Böhmen. Dieser, ein Zögling der Jesuiten und ein Eiferer für die römische Kirche, suchte den Protestanten diese Vortheile durch mancherlei Bedrückungen zu entreißen. Eine neuerbaute protestantische Kirche wurde niedergerissen, eine andere geschlossen, viele Evangelische gefangen gehalten. Die Protestanten verlangten Gerechtigkeit, aber sie wurden abgewiesen. Die kaiserlichen Statthalter auf dem Schlosse zu Prag fügten zu dieser Abweisung noch Hohn und Spott; die protestantischen Abgeordneten, darüber erbittert, ergriffen sie und warfen sie zum Fenster hinaus. Und nun entbrannte der Krieg im ganzen Lande; die kaiserlichen Soldaten wurden vertrieben, und an Ferdinands Statt, der unterdeß deutscher Kaiser geworden war, wählten die Böhmen deu Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige. Aber die österreichische Macht war ihnen zu stark, in einer blutigen Schlacht wurde der neue König geschlagen und mußte nach Holland fliehen. Nun wurde die evangelische Kirche in Böhmen fast gänzlich ausgerottet, die protestantischen Geistlichen verjagt und viele Edelleute hingerichtet. Der baierische General Tilly, der das Heer der katholischen Liga führte, drang zugleich in die pfälzischen Länder ein und mordete und plünderte. Die geängstigten protestantischen Fürsten suchten nun auswärtige Hülfe und fanden sie bei Christian VI. von Dänemark. Dieser sandte zwar ein Hülfsheer, aber es vermochte nicht, der Uebermacht zu widerstehen; Tilly und ein anderer kaiserlicher Feldherr, Wallenstein, erfochten Siege auf Siege, und schlugen auch den dänischen König so auf's Haupt, daß dieser heimkehren und Frieden machen mußte.

Die Sache der deutschen Protestanten war nun in der

größten Gefahr, und bei Menschen schien alles verloren. Der Kaiser herrschte durch seine Heere unumschränkt, und jetzt war es, als hätte er die Macht in Händen, die evangelische Lehre ganz zu unterdrücken. Doch wenn der Menschen Rath und Hülse aus ist, fängt des Herrn Hülfe an, und was Gott erhalten will, ist wohl erhalten! Die Blicke der bedrängten Protestanten richteten sich nach Schweden, und dem edlen, frommen Schwedenkönig Gustav Adolph entbrannte das Herz über dem Leiden seiner protestantischen Brüder. Er versprach zu kommen, und wenn Gott ihm beistehe, Hülfe zu bringen. Vorab sandte er schon der schwerbedrängten Stadt Stralsund einigen Beistand. Wallenstein, der sie belagerte, hatte geschworen, er wolle sie einnehmen, wenn sie auch mit Ketten an den Himmel gebunden wäre. Nun mußte er schimpflich abziehen. Im Jahre 1630 landete Gustav Adolph mit einem kleinen Heere von 16,000 Mann an der Küste von Pommern. Als er den deutschen Boden betrat, knieete er nieder und betete; das Heer folgte seinem Beispiele. Mit Gott fing er den Krieg an, und Gott war mit ihm.

Tilly brannte vor Begierde, den König zu einer Schlacht zu bringen, aber dieser ging mit aller Vorsicht zu Werke. Er konnte auch nicht rasch vorwärts schreiten, denn die protestantischen Fürsten von Brandenburg und von Sachsen wollten sich Anfangs nicht mit ihm verbinden, theils aus Furcht vor dem Kaiser, theils aus der Besorgniß, Gustav Adolph möchte deswegen nach Deutschland gekommen sein, um für sich selbst Eroberungen zu machen. Da belagerte Tilly die Stadt Magdeburg, um den König herbeizuziehen. Als dieser aber nicht kam, weil er noch immer aufgehalten ward, erstürmte Tilly die unglückliche Stadt, plünderte und verbrannte sie, und erwürgte die ganze Bevölkerung, 20,000 Menschen, Männer, Weiber und Kinder auf die unmenschlichste Weise. Die Gräuelthat machte überall den tiefsten Eindruck, unbedenklich schlossen sich nun die protestantischen Fürsten an ihren Retter an, und dieser eilte, seinen Gegner zu treffen. Am 7. September 1631 kam es bei Leipzig zu einer großen Schlacht. Tilly wurde geschlagen und sein Heer floh in wilder Flucht. Auf dem Schlachtfelde kniete der fromme Held und sprach: „Ich danke, Gott, ich danke dir für deinen Sieg!“ So ist durch Gottes Hülfe die evangelische Freiheit Deutschlands auf eben dem Schlachtfelde gerettet worden, auf dem in unsern

Tagen die Sache unsers lieben Vaterlandes so glorreich entschieden ist.

Siegreich durchzog nun Gustav Adolph die deutschen Länder; Sachsen, Hessen, Franken, alle hießen ihn als Retter willkommen. Den Eingang in Baiern wollte ihm Tilly wehren, aber er verlor Schlacht und Leben. Nun sollte der gewaltige Wallenstein den König aufhalten, der schon gegen Wien vordrang. Dieser fiel in Sachsen ein, und der König folgte ihm. Am 6. November 1632 wurde bei Lützen eine blutige Schlacht geschlagen; zwar siegten die Schweden auch diesmal wieder, aber Gustav Adolph verlor durch einen Schuß sein theures Leben. Sein Tod schien ein unersetzlicher Schade für die evangelische Sache, und diese schien nun wieder rettungslos verloren, aber da zeigte es sich recht, wie der liebe Gott an keine Menschen, auch an die besten nicht, gebunden ist, und daß er auch wohl ohne sie auf andre Weise helfen kann. Tapfre Feldherrn, vor allen der edle Fürst Bernhard von Weimar, und die schwedischen Generale Banner, Torstensohn und Wrangel, setzten den Krieg muthig fort, an dem nun auch andre auswärtige Völker Theil nahmen und der von jetzt an unter mancherlei Abwechselungen fast immer siegreich für die Protestanten war. Endlich, nachdem man dreißig Jahre gekämpft hatte, waren beide Theile des unseligen Krieges müde, und im Jahre 1648 kam zu Münster und Osnabrück der sogenannte westphälische Friede zu Stande. In diesem wurde nicht nur der augsburgische Religionsfriede erneuert und bestätigt, sondern die Protestanten erhielten auch im ganzen deutschen Reiche völlig gleiche Rechte mit den Katholischen.

Der dreißigjährige Krieg brachte unsägliches Elend über unser armes Vaterland. Die Krieger fast aller europäischen Nationen hatten sich dort geschlagen. Die schönsten Städte waren zertrümmert, wo blühende Dörfer gestanden hatten, lagen Schutthaufen; Wiesen und Weiden waren zu Sümpfen geworden, und die verwilderten Aecker sahen aus, wie Wälder. Ackerbau, Gewerbe und Handel hatten aufgehört, die Menschen waren entweder gemordet, oder irrten flüchtig umher, oder hatten selbst das Schwert ergriffen. Was der Krieg übrig gelassen hatte, das wurde nun noch durch Pestilenz und Hungersnoth aufgerieben. — Und doch war das alles bei weitem noch nicht der größte Schade. Die zerstreuten Bewohner fanden sich bald wieder, den Acker zu bauen, Dörfer und Städte stiegen in wenig

Jahren wieder aus den Trümmern empor, aber — was nicht so schnell wieder gut zu machen war, — ein ganzes Menschengeschlecht war in der wilden Kriegszeit aufgewachsen ohne Lehre und ohne Zucht. Die Schulen waren verbrannt, die Lehrer gemordet, die Kirchen waren zu Magazinen und Pferdeställen geworden. Die Aeltern konnten in der steten Todesgefahr oder bei der Flucht vor dem Feinde wenig an Erziehung und Unterricht denken. Ganze Haufen Volks lebten heimathlos in den Wäldern ohne Gott dahin, nur darauf bedacht, das elende Leben von Tag zu Tag zu erhalten, und hatten sie ihre Kinder mühsam groß gezogen, so zogen die Jünglinge zum Streit und näherten sich von Kriegen, Plündern und Morden.

Kinder, so oft Ihr zur Schule geht, dankt dem lieben Gott, daß er Euch zu einer friedlicheren, bessern Zeit hat geboren werden lassen!

60. Philipp Jakob Spener.

Der rohe, kriegerische Geist, der um diese Zeit so allgemein verbreitet war, hatte auch den Lehrstand ergriffen. Auch auf den Lehrstühlen der Universitäten und auf den Kanzeln führte man Krieg, aber nicht, wie es sein sollte, gegen Unglauben und Aberglauben, gegen Sünde und Untugend, sondern über allerlei Streitfragen und Menschenmeinungen. Die Gemeinde vernahm nicht mehr das theure Gotteswort, das nütze ist zur Lehre, zur Strafe, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit; dagegen hörte sie, wie man Andersdenkende bestreiten und über sie den Sieg gewinnen könnte. Alles kam darauf an, ob jemand r e c h t gläubig wäre, man fragte aber nicht, ob er auch recht g l ä u b i g sei. Da schien es denn wirklich, als sollte das reine Licht des Evangeliums, daß der Herr seiner Kirche erst vor Kurzem neu geschenkt hatte, wieder verlöschen. Sollte noch einmal eine bessere Zeit kommen, so mußte wieder ein Mann auftreten, der den Geist und die Kraft der Reformatoren hatte, aber dieser Mann mußte zugleich mit einer besondern Weisheit, Sanftmuth und Milde begabt sein, damit er die wilde Kraft durch Liebe überwinde. Der Herr schenkte seiner Kirche wirklich einen solchen Mann, ein Muster wahrer Frömmigkeit, ein brennend und scheinend Licht; es war — S p e n e r.

Philipp Jacob Spener war 1635 zu Rappoltsweiler im Ober-Elsaß von frommen Aeltern geboren. Der Knabe zeichnete sich schon früh durch besondern Ernst und Frömmigkeit aus. Die gewöhnlichen Kinderspiele genügten ihm nicht; dafür las er lieber ein gutes Buch, zumal ein ernstes; die Bibel und Arndts wahres Christenthum waren ihm über alles theuer. Eine fromme Gräfin, die er sehr liebte, und die seine Pathin war, bekam, als er 13 Jahre alt war, die Auszehrung, und bereitete sich auf eine christliche Weise zum Tode vor. Diese ernste und doch furchtlose Zubereitung und ihr nachheriges Sterben ließ in der Seele des Jünglings einen unauslöschlichen Eindruck zurück. Vor allen gewann er auch den Prediger recht lieb, der ihn confirmirte und ihm später noch weiteren wissenschaftlichen Unterricht ertheilte. Auch führte ihn sein Lehrer tiefer in die heilige Schrift ein. Da staunte der fromme Jüngling über den Schatz, den er in der Schrift entdeckte, über den Reichthum göttlicher Wahrheit in den einfachsten Worten, und wie dort jeder Mensch in jeder Lage seines Lebens finden könne, was ihm Noth thue, und immer theurer und werther wurde ihm das heilige Gottes-Wort.

Bei solch einem frommen, ernsten Sinne wurde Spener früh zu wichtigen Geschäften tüchtig. Schon in seinem 18ten Jahre war er Magister und Schriftsteller, in seinem 19ten Jahre, wo so viele andre Jünglinge noch der Leitung und Zurechtweisung andrer bedürfen, konnten ihm schon zwei Prinzen von der Pfalz zur Erziehung anvertraut werden. Im Jahre 1663 wurde er Prediger in Straßburg und hielt zugleich als Doctor der Theologie den Studenten Vorlesung. Seine Sanftmuth und sein freundlicher Ernst gewann ihm alle Herzen, und obgleich er noch jung war, hatte Jeder Ehrfurcht vor ihm, denn er that sein Amt von Herzen und suchte nicht den Beifall der Menschen. Drei Jahre nachher wurde er als erster Prediger nach Frankfurt am Main berufen, und von nun an wurde seine Wirksamkeit ein Segen für die ganze protestantische Kirche Deutschlands. Spener hatte erkannt, wo es der evangelischen Christenheit fehle; er wußte, daß, wenn es besser werden sollte, mit dem Lehrstande die Veränderung anheben müsse. „Das Lehramt, sagte er, ist nicht eine Handthierung des menschlichen Lebens, wozu man nur Leibeskraft und Geschicklichkeit braucht; auch Gelehrsamkeit und bloße Rechtgläubigkeit macht es nicht aus; nur solche, die selbst gottesfürchtig und wahrhaft fromm

sind, können Andern Lehrer und Führer zur Seligkeit werden." Darum trachtete er vor allen Dingen darnach, überall in seinem Wandel ein Vorbild wahrer unverstellter Frömmigkeit zu sein. Täglich prüfte er sich vor Gott und betete fleißig für sich und für die Gemeinde. Dabei nahm er's in Allem genau. So gerne er studirte, so rührte er doch Sonntags seine gelehrten Bücher nicht an, sondern las solche Schriften, durch die er frömmer werden konnte, etwa die Lebensgeschichte frommer Männer ꝛc. oder er schrieb seine Gedanken über eine christliche Wahrheit auf, oder er dichtete ein geistliches Lied. In seinem Urtheile über das, was Sünde sei, war er sehr ernst; Spielen, Tanzen und weltliche Lustbarkeiten hielt er für Dinge, die einem Christen nicht ziemten; ein solcher, meinte er, müsse eine andre Quelle der Freuden kennen. In seinem Amte stand er überall als ein Diener Gottes. Bisher hatten die Prediger es unter ihrer Würde gehalten, sich mit dem Jugendunterrichte zu befassen, Spener führte den Religionsunterricht der Kinder wieder ein, und stellte die Wichtigkeit der Confirmation recht ins Licht. Auf der Kanzel wollte er nicht mit hohen Worten glänzen, noch viel weniger streiten, sondern wie ein Vater seine Kinder zu allem Guten ermahnen. Auch zeigte sich bald die Frucht seines Wirkens. Viele kamen zu ihm und baten ihn um weiteren Unterricht auf dem Wege des Lebens. Spener ließ diese zu bestimmten Stunden in sein Haus kommen, las mit ihnen die Schrift, und erklärte sie ihnen, beantwortete ihre Fragen und zeigte Jedem insbesondere, wie er es anzufangen habe, ein wahrer Christ zu sein. Diese Hausübungen waren von großem Nutzen, und sorgfältig suchte Spener allem Mißbrauch und aller Unordnung dabei zu begegnen, und bestrafte es ernstlich, wenn jemand darum sich für besser, als andre halten, oder von der Kirche und vom Abendmahle zurückbleiben wollte, weil er diese Versammlungen besuche. Dennoch wurde er bitter darüber getadelt, und man machte ihm den sonderbaren Vorwurf: Er thue des Guten zu viel, er gehe im Christenthume zu weit!

Aber noch viel heftiger, wurde der Kampf mit seinen Feinden, als er im Jahre 1686, ihm ganz unerwartet, als Hofprediger nach Dresden berufen wurde. Mehrere angesehene Gottesgelehrte, und darunter manche berühmte Streittheologen, hatten nach dieser Stelle gestrebt, und konnten es Spenern nicht vergeben, daß er ohne sein Zuthun ihnen

vorgezogen war. Sie fanden in seinen Schriften nicht weniger als 264 arge Ketzereien, und der fromme, friedliebende Mann mußte sich immer aufs neue gegen ihre argen, boshaften Beschuldigungen vertheidigen, was ihm sein Leben sehr verbitterte. Auch der Churfürst, der ihn sonst sehr liebte, wurde ungnädig auf ihn. Als dieser einst zum Abendmahle gehen wollte, hatte Spener, als sein Seelsorger, es für seine Pflicht gehalten, ihn in einem zwar ehrfurchtsvollen aber ernsten Schreiben an einige Sünden und Leidenschaften zu erinnern, denen der Churfürst sich oft hingab. Seitdem war er kalt gegen den Prediger der Wahrheit und Spener folgte um so lieber einem Rufe als Probst nach Berlin, der an ihn gelangte. Auch dort stiftete er durch Lehre und Wandel, so wie durch viele Schriften großen Segen. Eine der größten Freuden seines Lebens wurde ihm hier zu Theil, daß nach seinem Rathe und unter seiner Leitung eine neue Universität zu Halle gestiftet wurde, auf welcher die jungen Gottesgelehrten nicht zu wilden, stolzen Wortkriegen, sondern zu gründlicher Erkenntniß des Wortes Gottes und zu wahrer Gottseligkeit angeleitet werden sollten. Die vorzüglichsten dort angestellten Lehrer waren Speners Freunde und mit ihm gleichgesinnt. Voll Glauben, Liebe und Friede, wie er gelebt hatte, starb Spener den 5. Februar 1705.

---

61. August Hermann Francke.

Der ausgezeichnetste unter den Lehrern, die bei der neuen Universität Halle angestellt wurden, war August Hermann Francke. Er war 1663 zu Lübeck geboren und wurde in allen Wissenschaften gründlich unterwiesen. Frühe hatte er auch die Kraft der Wahrheit in seinem Herzen erfahren, und konnte sagen: Ich glaube, darum rede ich! Ehe er nach Halle kam, hatte er schon in Leipzig gelehrt und war in Erfurt Prediger gewesen. Wie Spener, so drang auch er überall auf biblisches, und im Leben thätiges Christenthum. „Die Kraft und Frucht der Erkenntniß, sagte er, muß sich darin zeigen, daß das Herz dadurch gebessert werde. Ein Quentchen lebendigen Glaubens ist höher zu schätzen, als ein Centner des bloßen geschichtlichen Wissens, und ein Tropfen wahrer Liebe ist mehr werth, als ein ganzes Meer der Wissenschaft aller Geheimnisse.“

Ueber das Lehramt sprach er sich so aus: „Ein Lehrer soll die Natur derjenigen Bäume haben, die zwar hoch gewachsen sind, aber doch ihre Zweige ausbreiten und herab auf die Erde hangen lassen, damit die, die unten gehen und nicht hinaufsteigen können, doch von ihrer Frucht etwas erreichen und genießen können. Wie glücklich war Halle zu preisen, daß ihm ein solcher Mann gegeben wurde.

Es war im Jahre 1692, als Francke als Prediger und Professor dorthin zog. Anfangs, weil die Universität erst schwach begann, beschäftigte ihn vorzüglich sein Predigtamt. Er traf eine verwilderte Gemeinde, unter der Trunk und Spiel, Arbeitsscheu und Verschwendung eingerissen war, und die zum Theil in der bitterste Armuth lebte. Franckens eindringende Predigten, seine Erbauungs- und Ermahnungsstunden, sein evangelischer Wandel und sein sanfter, liebreicher Umgang wirkte mit sichtbarem Segen auf diesem wüsten Acker. Aber der Herr hatte ihn noch zur Stiftung eines andern Werkes berufen, das für viele Tausende und lange noch nach seinem Tode ein Segen sein sollte. Wöchentlich an einem bestimmten Tage kamen die Armen an Franckens Thür, um Brod zu betteln. Francke ließ sie zusammen in sein Haus kommen, stellte mit Alten und Jungen eine Katechesation über den Katechismus an, betete mit ihnen und gab ihnen dann eine Gabe. Bei dieser Veranlassung entdeckte er die große Unwissenheit der Armen, und wie so viele Kinder, wegen der Armuth ihrer Aeltern, nicht zur Schule geschickt wurden, und in Unwissenheit und Bosheit aufwuchsen. Er versuchte es, den Aeltern ein wöchentliches Schulgeld zu reichen; aber die Leute nahmen das Geld, und schickten ihre Kinder dennoch nicht zur Schule. Gerne hätte Francke auf andere Weise geholfen, aber er hatte kein Vermögen; er versuchte es, andre für die Sache zu gewinnen, aber er fand überall nur Kaltsinn. Da hing er eine Büchse in seiner Wohnstube auf, schrieb seine Absicht darüber und die Bibelsprüche 1. Joh. 3, 17. und 2. Cor. 9, 7., und wartete, bis Gott weiter helfe. Einmal legte jemand 4 Thlr. und 16 gGr. in die Büchse. „Das ist ein ehrlich Kapital, sagte Francke, davon muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule damit anfangen!“ Sogleich kaufte er für 2 Thlr. Bücher, und bestellte einen dürftigen Studenten, um die armen Kinder in seinem Hause und unter seiner Aufsicht täglich 2 Stunden zu unterrichten. Anfangs gings schwer, die Kinder nahmen die Bücher mit

nach Hause, verkauften sie und blieben weg; aber der unermüdete Francke ruhete nicht, und bald war seine Armenschule so blühend, daß auch viele Bürger der Stadt ihn baten, ihre Kinder an dem guten Unterrichte Theil nehmen zu lassen. Auch eine adliche Dame bat ihn, für die Erziehung ihres Sohnes zu sorgen; und da bald noch mehrere ähnliche Anträge an ihn ergingen, so gründete er eine Erziehungsanstalt für Kinder höherer Stände, das sogenannte Pädagogium. Im Jahre 1709 war diese Anstalt so gewachsen, daß sie 24 Lehrer und 72 Schüler hatte, und durch Frankkens Fürsorge auch bald ein eignes Gebäude erhielt. Ueberhaupt ruhte auf allem, was Francke begann, ein besonderer Segen Gottes. Klein fing ers an, im Glauben und unter Gebet, ohne alle Absicht, etwas besonders Wichtiges thun zu wollen, und unter den Händen wurde es ihm dann so groß, daß er es kaum noch übersehen konnte. Für seine Armenschule mußte er bald einige Zimmer miethen und noch mehrere Studenten als Lehrer anstellen. Viele, die in Halle und auswärts von ihm hörten, sandten ihm Unterstützung.

Francke sah mit Schmerz, daß bei manchem Kinde zu Hause wieder verdorben ward, was in der Schule gebaut wurde, vor allem ging ihm der Zustand armer Waisenkinder sehr zu Herzen. Er wünschte für ihre ganze Erziehung sorgen zu können. Kaum hatte er irgend einmal diesen Wunsch ausgesprochen, so waren schon 9 hülflose Waisenkinder um ihn versammelt, die von ihm Hülfe erwarteten. Anfangs brachte er sie bei guten Leuten unter, aber da das nicht genügte, so kaufte er einen Platz vor dem Thor, wo mehrere kleine Bier- und Tanzhäuser standen. Dort baute er ein großes Waisenhaus. Der Bau dieses Hauses ist ein Werk des Glaubens und des Gebets. Francke hatte, als er begann, kein Geld dazu, aber die gewisse Zuversicht, daß Gott ihm helfen wolle, und die Hülfe kam wirklich von allen Seiten. Freilich wurde dieser Glaube auch oft geprüft. Einst sagte einer seiner Freunde: „Das Geld ist alle!“ „Das ist ein Zeichen, sagte Francke, daß Gott helfen will. In meinen Kinderjahren bekam ich allemal ein Paar neue Schuhe, wenn die alten zerrissen waren, sollte der himmlische Vater weniger thun?“ Ein andermal ging er mit schwer gedrücktem Herzen in seinen Garten, er sah keinen Ausweg mehr; da fiel sein Auge auf einige blühende Lilien und vor sein Herz trat das Wort des Herrn Matth. 6, 28 — 30., und er war getröstet. Franckens Stiftungen wurden durch

mancherlei andre christliche Anstalten vergrößert und er war genöthigt, ein Haus nach dem andern zu bauen. Außer dem Waisenhause und den mannigfachsten Schulanstalten kam noch eine Buchhandlung, eine Buchdruckerei, eine Apotheke, eine Bibliothek, eine Naturalien- und Kunstkammer hinzu. Gegenwärtig bilden die Gebäude zwei über 800 Fuß lange Straßen. Wie viel Segen ist von dort ausgegangen! Im hallischen Waisenhause sind bis jetzt über 5000 Waisenkinder erzogen, in den Schulen viele Tausende gebildet worden. Die Cansteinsche Bibelanstalt (mit dem Waisenhause verbunden,) hat schon 2,000,000 Bibeln zu äußerst geringen Preisen verkauft. Die Druckerei liefert noch fortwährend Schulbücher und christliche Schriften in den wohlfeilsten Ausgaben. Die köstlichsten Arzneimittel des hallischen Waisenhauses haben in allen Welttheilen ihren Ruhm. Von Halle gingen aus diesen Anstalten mehrere ausgezeichnet thätige Missionare aus, um in der dänischen Mission in Ostindien das Evangelium zu predigen.

Das alles vermochte der Glaube und die Gottes- und Menschenliebe, von der dieser fromme Mann ganz erfüllt war. Francke starb 1727 den 8. Juni; aber sein Name lebt, das Gedächtniß dieses Gerechten bleibt im Segen!

---

62. Die Brüdergemeinde.

Die evangelische Kirche ist im Innern und dem Wesen nach E i n e e i n i g e Kirche, denn sie bekennt nur E i n e n Grund ihres Heils und E i n e n Weg zur Seligkeit, aber im Aeußern ist sie in mehrere kirchliche Gesellschaften getheilt. Und das kann sehr wohl beisammen sein, daß, während man in den Grundwahrheiten des Evangeliums vollkommen einig ist, über einzelne Lehren noch eine Meinungsverschiedenheit stattfindet. Das kommt daher, weil auch die Einsicht frommer Menschen in die göttlichen Dinge nicht ganz vollkommen, und weil das Herz nicht immer kindlich und lauter der Wahrheit unterworfen ist. Auch hat das Wort Gottes manches, z. B. die äußerlichen kirchlichen Einrichtungen, nicht näher festgesetzt, so daß darin mancherlei Verschiedenheit stattfinden kann. Diejenigen nun, die nicht bloß in der Hauptsache, sondern auch in allen Stücken der Lehre und der Einrichtung des Kirchenwesens Eines Sinnes sind,

bilden eine kirchliche Gesellschaft, und solcher kirchlichen Gesellschaften gibt es mehrere in der evangelischen Kirche, ohne daß diese darum getrennt und gespalten wäre. Einige dieser kleineren Kirchengesellschaften wollen wir näher kennen lernen. Secten dürfen wir sie aber nicht nennen, denn den Namen einer Secte verdient eine Parthei erst dann, wenn sie von den Grundlehren des Evangeliums, z. B. von denen, die im apostolischen Glaubensbekenntnisse ausgesprochen sind, abweicht.

Die Nachkommen der alten Waldenser in Böhmen und Mähren, die böhmischen und mährischen Brüder genannt, wurden in ihrem Vaterlande sehr verfolgt, und mußten auswandern. Ein frommer Edelmann, der in den Francken'schen Anstalten erzogen war, der Graf Nicolaus Ludwig von Zinzendorf, gab ihnen im Jahre 1722 die Erlaubniß, sich auf seinem Gute Berthelsdorf in der Oberlausitz niederzulassen. Die armen Auswanderer bauten an der Seite des Hutberges das Dorf Herrnhut, und führten dort ein stilles, frommes und fleißiges Leben. Bald sammelten sich noch viele Andre aus verschiedenen christlichen Bekenntnissen zu den Vertriebenen, und der Graf beschloß nun, diese alle zu einer Gemeinde zu vereinigen, die nach dem Muster der apostolischen Kirche eingerichtet werden sollte und die er die Brüdergemeinde nannte. Ob jemand lutherisch, reformirt oder von den mährischen Brüdern sei, das solle ihn nicht hindern, zur Brüdergemeinde zu gehören, wenn er nur Jesum für seinen Heiland bekenne und sich der kirchlichen Einrichtung unterwerfe. Der Unterschied der Brüdergemeinde von der evangelischen Kirche besteht also nicht in der Lehre, sondern in der kirchlichen Verfassung. Die einzelnen Gemeinden sind nur klein, jede ist nach dem Geschlechte und Alter ihrer Glieder in mehrere Chöre getheilt, und jedes Chor hat einige Aufseher, die genau über das christliche Verhalten ihrer Untergebenen wachen und sie erinnern, wo sie fehlen. Auf Ordnung und Reinlichkeit, auf Arbeitsamkeit und Sittsamkeit wird strenge gehalten; weltliche Vergnügungen werden nicht geduldet. Unwürdige Glieder werden erst ermahnt, dann ausgeschlossen. Täglich wird Gottesdienst für die verschiedenen Chöre gehalten. Besonders lieblich ist der Gesang der Brüdergemeinden. Vor dem heiligen Abendmahle feiern sie das Liebesmahl nach alt christlicher Weise. Das Sterben nennen sie heimgehen zur himmlischen Gemeinde. Ueber die Todten trauern sie nicht.

Die Brüdergemeinde hat sich an vielen Orten in Deutschland, Holland, Rußland, Dänemark, England und Nordamerika ausgebreitet.

Man hat mit Recht die Brüdergemeinde getadelt, daß sie sich absondere, da ja Christen berufen sind, ein Salz der Erde und ein Licht der Welt zu sein. Auch das ist einseitig, daß sie in ihrem Bekenntniß von Christo immer nur von seinem Blut und Leiden sprechen, und weit weniger von seiner Auferstehung und Himmelfahrt, von Buße und von der Heiligung des Herzens und Lebens; auch hatten sie sonst manches Tändelnde und Spielende in ihren Gesängen und geistlichen Reden. Aber dagegen wird uns diese Gemeinde auch wieder durch große Vorzüge ehrwürdig. Sie hat in der Zeit des Streitens und Zankens zuerst die Christen verschiedener Bekenntnisse als Brüder vereinigt. Als Graf Zinzendorf einst mit vielen Abgeordneten über diese Vereinigung sprach, wurden bei dreißig verschiedene Ansichten im Zimmer laut, deren jeder Recht haben wollte. Der Graf bat um Stille, und fragte jeden Einzelnen, ob er nicht ein Sünder sei und durch Jesu Leiden selig zu werden hoffe. Jeder bejahte das. So sind wir ja alle in der Hauptsache eins, sprach der Graf, und können uns darauf brüderlich verbinden, das andere wird sich finden! — Die Brüdergemeinde hat in einer lauen, glaubenslosen Zeit, die in der evangelischen Kirche eintrat, das Bekenntniß von Jesu Christo, dem Gekreuzigten, festgehalten, und darüber Spott und Feindschaft erduldet. — Sie hat endlich auch den Ruhm, daß sie zuerst in der evangelischen Kirche die Pflicht recht erkannt und geübt hat, den Heiden das Evangelium zu bringen. Als die Brüdergemeinde noch nicht 600 Glieder zählte, sandte sie schon zwei Boten des Evangeliums zu den Negersclaven in Westindien, und diese beiden Missionare waren erbötig, sich, wenn es sein müßte, selbst als Sclaven verkaufen zu lassen, um ihre schwarzen Brüder zu bekehren. Bald sandten sie eben so Glaubensboten nach Grönland, nach Labrador, nach Nordamerika, auf die westindischen Inseln und ins südliche Afrika; überall legten sie Schulen und Kirchen an, und brachten den Heiden außer der Botschaft des Heils auch ihren Kunstfleiß und ihre stille Arbeitsamkeit. Gegenwärtig wirken auf 42 Missionsplätzen 209 Prediger, Lehrer und Gehülfen. Am gesegnetsten ist ihre Missionsarbeit in Westindien unter den Negersclaven; Kirchen und Schulen sind für diese armen, unwissenden Menschen

errichtet; 36,000 derselben genießen die unschätzbare Wohlthat, durch Arbeiter aus der Brüdergemeinde im Worte Gottes unterwiesen zu werden, viele nehmen es mit Dank und großer Freude auf, und zeigen es in ihrem Wandel, daß sie erkennen und glauben die Liebe, die Gott zu ihnen hat.

---

63. Von einigen kleineren kirchlichen Gesellschaften.

Zur Zeit der Reformation war, wie wir gehört haben, eine schwärmerischer Secte aufgestanden, die Wiedertäufer, die alle göttliche und menschliche Ordnung umkehren wollten. Sie hatten sich der Stadt Münster bemächtigt, wollten dort ein neues Königreich Zion gründen und trieben große Schande und Gräuel. Aber sie wurde mit Heeresmacht vertrieben, ihre Anführer starben von Henkers-Hand, die übrigen zerstreuten sich, und flohen meist nach Holland. Da nahm sich ein friesländischer Geistlicher, Menno Simonis, der Verjagten an. Er überführte sie von ihren traurigen Verirrungen und sammelte sie in ruhige, kirchliche Gemeinden. Von nun an nannten sich seine Anhänger Mennoniten, allgemeiner aber ist der Name Taufgesinnte. Alle Taufgesinnten stimmen darin überein, daß sie die Kindertaufe verwerfen, und nur Erwachsene, nach vorhergegangener Unterweisung taufen. Eine strengere Parthie unter ihnen verbietet auch den Eid und hält es nicht für erlaubt, Kriegsdienste zu thun, oder ein obrigkeitliches Amt anzunehmen. Menno starb 1561. Die Mennonitengemeinden, in denen jetzt rege Arbeitsamkeit und stille Frömmigkeit herrscht, liegen meist in Holland und im nördlichen Deutschland. Die englischen Taufgesinnten, dort Baptisten genannt, zeichnen sich durch einen lebendigen Eifer für die Sache des Reiches Gottes aus und haben in Asien und Amerika viel für die Ausbreitung desselben gethan.

In England gabs überhaupt in dieser Zeit viele kirchliche Unruhen. Man hatte bei der Reformation in der englischen Kirche viel von den alten Mißbräuchen stehen lassen, und die protestantischen Bischöfe und Erzbischöfe, die zum Theil sehr reich sind, bewiesen sich oft eben so stolz und unchristlich, als zuvor die römische Geistlichkeit. Viele, die damit unzufrieden waren, trennten sich von der herrschenden Kirche und bildeten eigene kirchliche Gesellschaften. Anfangs

nannte man sie Puritaner (d. i. Reiniger, weil sie eine Reinigung der Kirche in Lehre und Leben verlangten), jetzt heißen sie Dissenters (d. i. Andersdenkende). Unter ihnen ist immer viel lebendiges, thätiges Christenthum gewesen.

Um diese Zeit entstand auch in England die Religionsgesellschaft der Quäker. Georg Fox, der Sohn eines Webers, (geb. 1624,) der bei einem Schuster und Viehhändler in der Lehre war, und von diesem zum Hüten der Schaafe gebraucht ward, behauptete, er habe göttliche Offenbarungen erhalten und fing an zu predigen. Er kleidete sich in Felle, ging von Ort zu Ort, predigte wider die Sünden der Geistlichkeit und des Volks, eiferte gegen den Krieg und ermahnte zur Buße, zur Liebe, zur Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit, und seine Predigten machten auf viele einen tiefen Eindruck. Da er einst vor Gerichte einem Richter auf eine erschütternde Weise zurief: „Zittre vor Gott!" so wurde er und seine Anhänger Quäker (Zitterer) genannt. Sie selbst nennen sich die Gesellschaft der Freunde. Was Fox begonnen hatte, vollführte Wilhelm Penn, ein frommer Jüngling aus vornehmer Familie. Er suchte den Quäkern Duldung bei der Obrigkeit zu verschaffen; da ihm dies aber nicht ganz nach Wunsch gelang, so wußte er von der Regierung ein großes Stück wüsten Landes in Nordamerika zu erhalten. Dorthin zogen die Quäker, und mit ihnen viele andre Dissenters; sie machten das Land urbar und nannten es Pensylvanien und die Hauptstadt hießen sie Philadelphia (Bruderliebe.)

Die Hauptlehre der Quäker ist, daß Gott sich dem Menschen unmittelbar durch ein inneres Licht offenbare, und dies innere Licht schätzen sie viel höher, als das äußere, geschriebene Wort Gottes. Obgleich manche von ihnen auch nicht ohne Hochachtung von der heiligen Schrift reden, so ist sie ihnen doch nicht die höchste Richtschnur ihres Glaubens und Lebens, und indem sie das Mittel verlassen, wodurch uns Gott auf untrügliche Weise seinen Willen kund gibt, sind sie in steter Gefahr, die Eingebungen ihres eignen Geistes für Eingebungen Gottes zu halten. Die Taufe und das heilige Abendmahl wollen sie nicht äußerlich, sondern nur geistig und innerlich genießen. Sie verwerfen einen besondern Lehrstand; in ihren Versammlungen reden Männer und Frauen, wem etwas eingegeben wird. Alle warten schweigend auf eine solche Eingebung, und gehen nach

stundenlangem Warten auseinander, wenn keine erfolgt. Sie halten es für Unrecht, einen Eid zu schwören, in den Krieg zu ziehen oder ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden. Sie vermeiden alle sinnlichen Vergnügungen und alle Ehrenbezeigungen gegen andere Menschen. In ihrem Betragen zeichnen sie sich durch Ernst und Einfachheit, durch Redlichkeit, Ordnungsliebe und Wohlthätigkeit aus, und es ist wirklich Schade, daß viele sonst so vortreffliche Menschen nicht auf einen festeren Grund der Wahrheit bauen.

Um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts traten in England Schriftsteller auf, die alle ihre Wissenschaft und ihren Scharfsinn dazu anwendeten, das Christenthum anzugreifen und darüber zu spotten. Solche freche Spötter sind schlimmer, als Räuber und Mörder, denn sie rauben dem Menschen seinen Glauben und damit seine Ruhe und seine Kraft, und morden die Wohlfahrt seiner Seele. Auch in Frankreich und Deutschland sind solche Leute aufgestanden, und haben viele verführt. Wenn nur die Christen überall mit dem Worte Gottes recht bekannt wären, die Wahrheit von Herzen liebten und den guten Rath Ps. 1, 1. befolgten, so könnten solche Menschen gar nicht aufkommen, oder müßten bald schweigen und sich schämen. Aber das war in England leider nicht der Fall. Die Prediger waren lau geworden und das Volk war gleichgültig gegen die Wahrheit. Darum glaubte man schnell der Lüge und hatte Gefallen an dem Spotte; Leichtsinn, Unglaube, und Gottlosigkeit verbreitete sich bald über alle Stände. Doch sollte auch für England wieder eine bessere Zeit kommen. Einige studirende Jünglinge auf der Universität Oxfort, die wohl von dem christlichen Leben gehört haben mochten, das in Deutschland durch Spener, Francke und Zinzendorf angeregt war, verbanden sich untereinander, die heilige Schrift fleißig zu erforschen, sich täglich vor Gott zu prüfen, treulich zu beten und durch ein ernstes, christliches Leben Andern ein gutes Beispiel zu geben. Die weltlich gesinnten Menschen merkten auch bald einen Unterschied zwischen sich und diesen frommen Jünglingen, und nannten sie spottweise Methodisten, als solche, die eine neue Methode (Weise) der Frömmigkeit erfunden hätten. Der Stifter dieses Bundes war ein Predigerssohn, John Wesley, (geb. 1702) ein ernster, fester Mann, der sich durch keinen Spott bewegen ließ. Durch Umgang mit Gliedern der Brüdergemeinde lernte er noch gründlicher, wie man durch Christum gerecht

und selig werde. Er beschloß, die deutschen Christen, die ihm so lieb geworden waren, in ihrem Vaterlande zu besuchen, und diese Reise brachte ihm großen Segen. Als er vor dem Waisenhause stand, das Francke in Halle gestiftet hatte, rief er aus: Möchte ich sein Nachfolger werden, wie er Christi Nachfolger war! — Wesley predigte mit großer Kraft; aus vollem Herzen und mit lebendiger Ueberzeugung verkündigte er den Weg des Lebens und forderte auf zur Buße und zur Wiedergeburt. Das Volk strömte zu seinen Predigten, aber die Geistlichen verschlossen ihm die Kirchen. Wesley sah sich genöthigt, draußen im Freien zu predigen und die Zuhörer verließen die kalten und matten Vorträge ihrer Geistlichen, die eine kurze Predigt ablasen, und folgten dem lebendigen Zeugen der Wahrheit. „Denn die Schaafe gehen dahin, sagt Luther, wo sie Weide finden.“ Noch gewaltiger als er, predigte sein Freund, Georg Whitefield. Da er sah, daß die gelehrten und klugen Leute das Evangelium verschmähten, so wandte er sich auch an die Zöllner und Sünder, nämlich an die Köhler in der Nähe von London und an die Matrosen auf den Schiffen. Auch den Heiden in Nordamerika predigte er das Evangelium. Die Wirkung dieser Predigten war außerordentlich. Auf den Feldern um London waren oft 20 bis 30,000, ja sogar einmal 50,000 Zuhörer zusammen. Viele verhärtete Sünder und Ungläubige wurden tief erschüttert, thaten Buße und fingen ein neues Leben an. Die Methodistengemeinden breiteten sich bald über England und Nordamerika aus, und zählen gegenwärtig ungefähr eine halbe Million Glieder. In der Christenwelt wie in der Heidenwelt hat ihr großer Eifer für das Reich Gottes viel Licht und Leben um sie her verbreitet.

---

64. Ueberblick über diese Zeit.

Wir haben den Kampf um die Wahrheit betrachtet, wie er durch zwei Jahrhunderte auf mancherlei Weise geführt worden ist. Gelehrte haben darum gestritten, Krieger haben darum geblutet, und viele Partheien riefen: Wir haben sie, wir haben sie ganz allein! Ist denn der Weg zur Seligkeit, — und das ist doch die Wahrheit, um die

es gilt, — so verborgen, so schwer zu finden, so betrüglich und unkenntlich, daß man sie nicht recht erreichen kann? O nein, die Wahrheit ist bald zu finden, sie liegt so nahe, wenn man sich nur den Weg zu ihr gefallen läßt. Der Herr spricht: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben! Aber ob wohl alle, die mit dem Munde oder mit dem Schwerte um diese heilige Sache stritten, Christum und seine Wahrheit über Alles liebten? Ob wohl alle den Weg zur Wahrheit wählten, der Spr. Sal. 2, 3 — 8 empfohlen wird? — Sehet nun, warum sie so viel stritten, und so selten fanden! Hier thuts weder die gelehrte Zunge, noch das scharfe Schwert, sondern ein Herz, das aufrichtig nach Wahrheit fragt und der Wahrheit unterthan sein will.

In der Geschichte dieser Zeit können zwei traurige Ereignisse nicht ohne Erwägung bleiben, die freilich nicht so wohl ein Kampf um die Wahrheit, als vielmehr eine Verfolgung der Wahrheit zu nennen sind, und als traurige Ueberbleibsel an jene blinde Verfolgungswuth erinnern, die einst in den ersten Jahrhunderten den Menschennamen schändeten. Es sind die Verfolgung der Protestanten in Frankreich und die Vertreibung der evangelischen Salzburger.

König Heinrich IV. von Frankreich hatte (1598) seinen reformirten Unterthanen freie Religionsübung und volle bürgerliche Rechte durch einen Schutzbrief zugesichert, den man das Edict von Nantes nannte. Mehrere Millionen Protestanten lebten unter dem Schutze dieses Vertrags lange Zeit in Ruhe und Frieden, bis Ludwig XIV., um sein Gewissen über viele begangene Sünden und verübte Gewaltthaten zu beschwichtigen, erst die Rechte seiner protestantischen Unterthanen vielfach kränkte und zuletzt 1685 das Edict von Nantes förmlich aufhob. Nun brach eine offene Verfolgung gegen die Protestanten in Frankreich aus, 1600 Kirchen wurden zerstört, mehrere tausend ruhige Unterthanen eingekerkert und hingerichtet, den Uebrigen mit Gewalt die Kinder weggenommen, um sie katholisch zu erziehen. Damit niemand in andre Länder entfliehe, ließ Ludwig die Gränzen seines Landes mit Dragonern umstellen, die aufs grausamste gegen die Flüchtlinge wütheten. Dennoch gelang es mehreren Tausenden, zu entkommen, die in den protestantischen Ländern Deutschlands und vorzüglich in Preußen mit großer Liebe aufgenommen wurden. Noch jetzt weisen die französischen Namen vieler deutschen Familien ihren französischen Ursprung nach. Frankreich hatte sich durch

seinen blinden Religionseifer um eine große Zahl fleißiger und treuer Unterthanen gebracht.

Der Erzbischof zu Salzburg zählte 22,000 lutherische Einwohner in seinem Lande, die unter den dortigen Katholiken in stillem Frieden wohnten. Aber nach manchen vorausgegangenen Bedrückungen erschien mit einem Male der Befehl, daß sie alle entweder katholisch werden oder mit Zurücklassung ihrer Habe und ihrer Kinder das Land verlassen sollten. Der Befehl wurde mit aller Strenge durchgeführt, und viele Tausende mußten mit schwerem Herzen und entblößt von allem Vermögen ihr Vaterland und ihre Kinder verlassen. Auch diesmal war es vor allen andern Ländern unser liebes preußisches Vaterland, das den Vertriebenen Schutz und Obdach gewährte, und so noch einmal eine Herberge bedrängter Christen ward. Und das ist unserm Vaterlande in mehr als einer Hinsicht zum Segen gewesen. Die frommen und fleißigen Salzburger haben sich als treue Unterthanen bewährt, und der Herr hat unsern König und sein Volk gnädig behütet zur bösen Zeit. Denn, sagt Salomo, ein König, der die Armen treulich richtet, deß Thron wird ewiglich bestehen! (Spr. Sal. 29, 14.)

VIII.

Unsere Zeit, oder die christliche Kirche in unsern Tagen, von 1750 — 1833.

Joh. 8, 31. 32. So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen!

65. Wie der Unglaube in Deutschland wieder aufkam.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zeigte sich in unserm Vaterlande eine traurige Erscheinung. Der Glaube an das Evangelium nahm sichtbar ab; die Liebe zu Gottes Wort erkaltete, das Christenthum wurde vielen verdächtig; dagegen kam der Unglaube auf, und Stolz, Gottesvergessenheit und Spötterei mehrte sich im Lande.

Unser liebes deutsches Vaterland war von Gott reichlich mit Erkenntniß der Wahrheit gesegnet. Das Licht der reinen Lehre war durch die Reformatoren in ihm neu aufgegangen, und hatte sich von hier aus segensreich in andre Länder verbreitet. Aber Gott will, daß der Mensch treulich bewahre, was er ihm gibt. Gold und Silber schließt man in Kasten, Kunst und Fertigkeit bewahrt man durch öftere Uebung, aber die Schätze der göttlichen Wahrheit kann man nicht anders bewahren, als indem man in der Wahrheit lebt. Gerade da fehlte es. Die evangelischen Christen hatten seit dem westphälischen Frieden nicht mehr für ihren Glauben zu streiten und wurden sorglos. Die Gelehrten verirrten sich in allerlei Klügeleien, die Vornehmen und Reichen überließen sich den Genüssen und Freuden der Welt, die Prediger und Lehrer erkalteten in ihrem Eifer

für die Sache Gottes, und so verschwand die Kraft der Gottseligkeit in allen Ständen immer mehr. Allgemein versäumte man es, sich eine gründliche und zusammenhängende Erkenntniß der Schriftwahrheiten zu verschaffen, und so waren die Christen nicht mehr bereit zur Verantwortung, als der Grund ihres Glaubens und ihrer Hoffnung angegriffen wurde.

Zu diesem innern Schaden kam noch ein böser Einfluß von außen her. In England waren gelehrte aber ungläubige Männer aufgestanden, und hatten in ihren Schriften das Christenthum feindselig angegriffen. In dem benachbarten Frankreich, wo ohnehin schon vorher wenig Erkenntniß der Wahrheit war, nahm der freche Unglaube schnell überhand. Vor allen suchte ein berühmter Schriftsteller, Voltaire, das Christenthum durch Witz und Spötterei lächerlich zu machen. Alle diese gottlosen Schriften wurden nun in Deutschland verbreitet und mit großer Begierde gelesen. Da wurde mancher unerfahrne Jüngling durch die leichtfertigen Spottreden getäuscht und verblendet, er meinte große Weisheit gefunden zu haben und sah verachtend auf jeden herab, der noch an dem alten Bibelglauben festhielt.

Der Unglaube schlug tiefe Wurzeln in dem Stolze der Menschen. Wir wollen nicht mehr glauben, wie wir gelehrt sind, sagten die Leute, wir wollen Licht, Aufklärung; wir sind selbst klug genug, um zu wissen was Wahrheit ist! — Ja, das Licht ist ein gut Ding, aber es muß dem Sonnenlichte gleichen, sein Schein muß das Herz beleben und erwärmen. Wenn es kalt ist, wie der Widerschein eines Eisberges, so kann es wol die Augen blenden, aber man friert doch dabei zu Tode. Der Herr Jesus hatte gesagt: Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsterniß, sondern das Licht des Lebens sehen! Aber dies göttliche Licht, das zugleich das Auge erleuchtet und das Herz, das ihm folgt, mit Seligkeit und Kraft durchdringt, gefiel den stolzen, thörichten Menschen nicht. Sie wollten nicht von dem Herrn lernen, sondern ein neues Licht aus ihrem eignen Verstande hervorbringen, und das war denn freilich nur solch ein armseliges, kaltes Licht, ein Irrlicht, das in Sümpfe und Gruben verlockt.

Das Wort Gottes sollte sich nun nach dieser neuen Weisheit der Menschen bequemen. Was man Unbegreifliches darin fand, das verwarf man sogleich, und das andere wußte man so lange zu drehen und zu deuteln, bis der Sinn

heraus kam, den man darin finden wollte. Konnte man sich dennoch nicht darein finden, so meinte man, Jesus und die Apostel hätten das wohl nur ihren einfältigen Zeitgenossen zu Gefallen gesagt. Und weil man nicht mehr an die Sündhaftigkeit des Menschen glaubte, und von einer Erlösung nichts wissen wollte, so sollte auch der Sohn Gottes nichts weiter sein, als ein weiser und tugendhafter Lehrer. Ja, es wurde laut behauptet, das Christenthum sei veraltet, man müsse daraus nehmen, was noch gut sei, und das Uebrige vergessen.

Solche trostlose Lehre wurde überall in Schriften und Universitäten gelehrt und bald auch auf den Kanzeln und in den Schulen. Und das trug traurige Frucht. Die Ehrfurcht vor dem Worte Gottes ging verloren, die Kirchen wurden leer, aus den Häusern verschwand allmählig das Gebet und der häusliche Gottesdienst, die Kinder wurden mehr für dieses Leben als für jenes Leben erzogen. Mit dem französischen Unglauben gewann man auch französische Sitten und Sünden lieb, die alte, deutsche Redlichkeit, — sie war auf wahre Frömmigkeit gegründet, — ging unter, und statt des demüthigen, liebreichen Sinnes, den das Christenthum wirkt, kam ein stolzes, falsches und selbstsüchtiges Wesen auf. Zwar gab es noch manche, die dies verderbliche Wesen erkannten, und nicht nur selbst an der Wahrheit des Wortes Gottes unverrückt festhielten, sondern auch laut ihre Stimme erhoben gegen den eingerissenen Unglauben und gegen den thörichten Selbstbetrug der Menschen. Aber man verachtete sie als Altgläubige, die mit der Zeit nicht fortgeschritten seien und ihre Stimme wurde nicht gehört. So konnten die irregeleiteten Menschen denn nur durch ernste Züchtigungen wieder zur Besinnung und zum Glauben zurück geführt werden.

---

66. Die französische Staatsumwälzung und ihre Folgen.

Wohin der Unglaube führt, wie er die heiligsten Bande zerreißt, und Völker wie einzelne Menschen, in das tiefste Elend stürzt, davon gibt uns Frankreich ein warnendes

Exempel. Das leichtsinnige und sehr bewegliche Franzosenvolk, das bisher größtentheils in blindem Aberglauben dahin gelebt hatte, ließ sich von den kühnen und schlauen Verführern schnell zum frechsten Unglauben verleiten. Es wurde in Frankreich Sitte unter Vornehmen und Geringen, die Religion zu verachten und mit dem Heiligsten Spott zu treiben. Wer nicht ein Ungläubiger und ein Spötter war, den hielt man nicht für einen gebildeten Mann. Viele trieben es bis zur offenbaren Gottesverläugnung. Aber der Fluch folgte der Gottesvergessenheit auf dem Fuße nach. Laster und Gräuel mehrten sich auf eine schreckliche Weise und wurden vornehmlich in der Hauptstadt auf die schamloseste Art getrieben. Die Reichen und Mächtigen lebten zügellos und unterdrückten die Niedrigen. Am Hofe des Königs, der es selbst mit seinem Volke gut meinte, ergaben sich die Großen den abscheulichsten Sünden und der unsinnigsten Verschwendung. Eine ungeheure Schuldenlast drückte das Land. Der Adel und die Geistlichkeit hatten sich allen Staatslasten entzogen, und wälzten diese auf den Bürgerstand. Die Bürger waren mit bitterm Hasse gegen ihre Unterdrücker erfüllt, und alles deutete auf einen nahen Untergang des Reichs.

Im Jahre 1789 brach der Sturm los. Der Bürgerstand erhob sich erst gegen den Adel und die Geistlichkeit und griff dann den Thron des Königs an. Man nennt diese Empörung die französische Staatsumwälzung oder die Revolution. Nach der Einrichtung Gottes soll der Staat eine große Familie sein, in der der König als Hausvater in Liebe und Weisheit für das Beste seines Volkes sorgt, und die Unterthanen als Kinder gehorsam sind, nicht um der Strafe willen, sondern um des Gewissens willen. Diese Ordnung Gottes kehrte das französische Volk ganz um, denn wer Gott nicht mehr fürchtet, der ehret auch den König nicht, den er gesetzt hat. Wir sind es, die da herrschen, sprachen die Stimmführer des Volkes, wir haben dem Könige nur die Macht geliehen, und wir wollen ihm Gesetze vorschreiben, nach denen er uns regieren soll! Frei und gleich wollen wir sein, wir wollen unsre Menschenrechte behaupten, wir wollen nicht mehr blind gehorchen, die Vernunft soll herrschen! — Nach diesen Grundsätzen wurden die alten Gesetze, Rechte und Pflichten mit einem Male umgestürzt, die Vornehmen und Gewaltigen wurden aus dem Lande gejagt oder hingerichtet, und weil jeder herrschen und keiner

gehorchen wollte, so entstanden Partheien, die sich unter einander mit blinder Wuth verfolgten. Menschen wütheten wie Tiger gegen einander und Ströme Bluts wurden vergossen. Sogar den König Ludwig XVI. stellte man vors Blutgericht; man machte es ihm zum Verbrechen, daß er ein Herrscher sei, das französische Volk bedürfe keines Königs mehr. Man verurtheilte ihn zum Tode und am 21. Jan. 1793 wurde er öffentlich enthauptet. Nach diesem Vatermorde trat das französische Volk vollends alles, was heilig war, mit Füßen. Der Sonntag und alle christlichen Feste wurden abgeschafft, die christlichen Kirchen wurden in Tempeln der Vernunft verwandelt, und eine liederliche Frauensperson, die man im Triumph durch die Straßen trug, sollte die Göttin der Vernunft vorstellen. Von Gott und Vorsehung zu sprechen, wurde für lächerlich und strafbar erklärt. Doch merkten selbst diese rohen und blutdürstigen Tyrannen bald, daß ohne allen Glauben keine menschliche Gesellschaft bestehen könne, und erlaubten daher dem französischen Volke wieder, an das Dasein eines höchsten Wesens zu glauben.

Frankreich war unterdeß mit allen seinen Nachbarstaaten in Krieg gerathen, und seine Krieger hatten in Italien, in den Niederlanden, in Deutschland und in der Schweiz siegreich gefochten. Ein tapferer Feldherr, Napoleon Bounaparte, bemächtigte sich der höchsten Gewalt im Staate und wurde erst Consul, dann Kaiser der Franzosen. Er machte freilich dem wilden Toben der Revolution ein Ende und führte eine festere Ordnung ein, aber seine Ehrsucht und Herrschbegierde brachte neues Elend über die Völker. Er wollte ein Land nach dem andern sich unterwerfen, und führte blutige Kriege von einem Ende Europa's bis zum andern. Unser liebes, deutsches Vaterland fühlte vor allen das eiserne Joch dieses Tyrannen. Hunderttausende seiner edlen Söhne mußten nach Spanien und nach Rußland ziehen, um dort als Werkzeuge seines Ehrgeizes in blutigen Schlachten erwürgt zu werden. Unsre Sprache, Gesetze und Sitten wollte der Gewaltige verdrängen, um uns zu Franzosen zu machen. Das war eine harte, aber gerechte Strafe dafür, daß die Deutschen den französischen Unglauben und die französischen Sünden lieb gewonnen und das Thun des französischen Volks so oft als groß und herrlich gepriesen hatten. Es ging uns, wie den Israeliten, wenn sie die Götzen eines benachbarten Heidenvolks anbeteten, so kam

das Volk über sie, und machte sie dienstbar. Als aber unter dem harten Druck der Fremdherrschaft viele ihren Abfall beweinen lernten, und den Herrn suchten und sich zu seinem Worte wandten, da sandte der Herr eine große Errettung. Die stolzen Heere des Eroberers wurden in Rußland durch Hunger und Kälte vernichtet, und dann standen die Völker von Rußland, Preußen, Oesterreich, Schweden und von den deutschen Ländern in großer Kraft und Eintracht wider ihn auf, und Gott gab ihnen den Sieg und stieß den Zwingherrn von seinem Throne. Diese große Hülfe Gottes machte auf Fürsten und Völker einen tiefen Eindruck, und obgleich der bei manchem bald wieder erlosch, so wurden doch viele andre dadurch zu Gott gezogen, und ein neues, geistliches Leben ist seitdem in unserm Vaterlande erwacht. O daß es sich immer weiter verbreiten und reiche Früchte tragen möchte!

67. Früchte des Glaubens in England.

So lange die französische Gewaltherrschaft dauerte, war England für uns Deutsche verschlossen, und wir wurden kaum gewahr, was in diesem Inselreiche vorging. Und doch war England, namentlich in christlicher Hinsicht, für uns immer ein wichtiges und innig befreundetes Land. Von dorther waren im 7. Jahrhundert die ersten Christenboten Willibrod, Switbertus und andre zu uns herüber gekommen. Auch jetzt empfing das neu erwachende christliche Leben in Deutschland durch die englischen Christen eine neue Ermuthigung und Stärkung. Vorzüglich zog das mit Recht die Aufmerksamkeit der Deutschen auf sich, daß die Engländer sich mit so warmem Eifer der Beförderung des christlichen Sinnes und Lebens im Inlande und Auslande annahmen, und daß sie, sobald irgend ein christlicher Zweck ihnen wichtig wurde, sich zur Erreichung desselben in eine Gesellschaft vereinigten, damit durch gemeinsame Einsicht, Kraft und Geldmittel schnell etwas Großes zu Stande gebracht werden konnte.

In England gab es während dieser Zeit neben vielen ungläubigen, gleichgültigen und eigensüchtigen Menschen auch viele wahre Christen, die gerne zur Verbreitung christlicher

Erkenntniß und christlichen Lebens nach allen Kräften wirksam sein wollten. Und da entstand unter Gottes Segen oft aus einem kleinen Anfang etwas Großes und Wichtiges. Als Beispiel mag hier die Geschichte der Stiftung der Sonntagsschulen stehen. Herr Robert Raikes, ein angesehener und frommer Mann zu Glocester, ging eines Tages im Jahre 1782 in die Vorstädte zu Glocester, um einen Gärtner zu miethen. Dieser war gerade ausgegangen, und während er seine Zurückkunft abwartete, sah er einen Haufen Kinder, welche auf der Straße tobten und lärmten. Als er die Frau des Gärtners fragte, woher es käme, daß die Kinder so vernachlässigt und so verdorben wären, antwortete diese: „Ach, mein Herr! Sie würden noch mehr Mitleiden haben, wenn Sie einmal an einem Sonntage hier wären; die Kinder würden Sie nicht einmal ruhig in der Bibel lesen lassen!“ — Kann man denn nichts für sie thun? fragte Raikes. Ist niemand in der Nachbarschaft, der sie des Sonntags in die Schule nähme? Der edle Menschenfreund fand sich bewogen, der Gärtnerfrau etwas dafür zu bezahlen, daß sie jene Kinder des Sonntags unterrichtete, und dies war der Ursprung der ersten Sonntagsschule, in welcher die Kinder im Lesen unterwiesen wurden und den Katechismus auswendig lernten. Bei sorgfältiger Nachforschung fanden sich auch an andern Orten vernachlässigte und zum Theile schon der Schule entwachsene Kinder; auch an Männern fehlte es nicht, die gerne die Mühe des Unterrichts übernahmen, oder die geringen Kosten dieser Anstalten trugen. Es wurde eine Gesellschaft zur Errichtung von Sonntagsschulen gestiftet, und als Raikes im Jahre 1811 starb, waren schon 300,000 Kinder in dieselben aufgenommen. Gegenwärtig erhalten in England etwa 1,200,000 Kinder in den Sonntagsschulen Elementar- und Religions-Unterricht. In Nordamerika bestehen jetzt etwa 6000 Sonntagsschulen mit mehr als 60,000 Lehrern und wenigstens 450,000 Schülern.

Aber der wichtigste Erfolg der Sonntagsschulen war der, daß sie im Jahre 1804 die Veranlassung wurden zur Errichtung der großen brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft. Als man nämlich die Sonntagsschüler mit Bibeln versehen wollte, entdeckte man mit Erstaunen, daß dazu weder in den Häusern der Leute noch im Buchladen Bibeln genug vorhanden waren. Betroffen über diesen Mangel an Bibeln reiste der Prediger Charles

von Bala, im englischen Fürstenthume Wallis, nach London, um dort sich näher zu erkundigen und mit einigen christlichen Freunden über die Sache zu reden. Einem derselben, Herrn Hughes von Battersen, kam schnell der Gedanke, eine Gesellschaft zu bilden, um die heilige Schrift auf Kosten derselben drucken zu lassen und sie an Unbemittelte wohlfeil zu verkaufen, an Arme unentgeltlich zu verschenken. Am 7. Mai 1804 trat diese Gesellschaft wirklich zusammen, und beschloß, die Bibel nicht nur in englischer sondern auch in andern ausländischen Sprachen drucken zu lassen, aber ohne alle Anmerkungen und Auslegungen, damit sie nur das reine Wort Gottes austheile. Ueberall, wo diese wohlthätige Absicht bekannt wurde, bildeten sich ähnliche Vereine, zuerst in den vereinigten Reichen Großbrittanien und Irland, dann auch in Deutschland, Rußland, Schweden, Nordamerika und nun schon in allen 5 Welttheilen. Die brittische Bibelgesellschaft versorgte zuerst die Armen ihres Vaterlandes mit Bibeln, sie brachte das Wort Gottes in die Schulen, in die Gefängnisse, unter die Seeleute und unter die Sclaven ihrer Colonien; aber mit derselben Liebe sorgte sie auch für das Ausland. Sie suchte überall neue Bibelvereine zu gründen, und unterstützte die auswärtigen Bibelgesellschaften mit Geld und Bibeln. Sie scheute keine Mühe und Kosten, um die heilige Schrift in beinahe alle bekannte Sprachen der Welt übersetzen zu lassen, und veranstaltete den Druck derselben. Ihre Absicht und ihr Ziel ist, allen Völkern der Erde in ihrer Sprache das theure Wort Gottes zu verschaffen! Im Jahr 1832 betrug ihre Ausgabe 81,835 Pf. Sterling (zu 7 Thlr.), sie hatte in diesem Jahre 583,888 Exemplare der heil. Schrift vertheilt und seit ihrer Stiftung beinahe 8 Millionen Bibeln und neue Testamente in allen Theilen der bekannten Welt verbreitet. Die große nordamerikanische Bibelgesellschaft hatte es sich zur Pflicht gemacht, binnen 2 Jahren jeder der 800,000 Familien ihres Landes, die keine Bibel haben, eine Bibel in ihrer Muttersprache zu geben; 16 Dampfpressen und 20 gewöhnliche Buchdruckerpressen waren zur Ausführung dieses Vorsatzes beschäftigt und nach den neuesten Nachrichten ist ihr Werk beinahe vollbracht. Auch in unserm Vaterlande sind die Bibelgesellschaften in gesegneter Wirksamkeit. Die bergische Bibelgesellschaft in Elberfeld (gestiftet 1814) hat seit ihrem Bestehen 79,549 Exemplare der heil. Schrift vertheilt, und die preußische Haupt-Bibelgesell-

schaft in Berlin (gestiftet 1815) sorgt mit ihren zahlreichen Hülfsgesellschaften dafür, daß es nirgend in unserm Staate an dem Worte des Lebens fehle. Nie hat es eine Zeit in der christlichen Kirche gegeben, wo das Wort Gottes so allgemein verbreitet war, wo allen Völkern der Zugang zu den Wahrheiten des Heils so nahe war, und wenn nun die Verheißung des Herrn, wie wir freudig glauben, in Erfüllung geht: Mein Wort soll nicht wieder leer zu mir kommen! wie unermeßlich muß dann der Segen dieser reichen Aussaat sein!

Früher noch, als die Bibelgesellschaft, war in England eine eben so segensreiche, christliche Gesellschaft entstanden, die Londoner Missionsgesellschaft. Es gab auch schon vorher in England mehrere Gesellschaften zur Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden, aber jede derselben ging von einer einzelnen, abgesonderten Glaubensparthei aus, und ihre Wirksamkeit war nicht weit ausgebreitet. Aber im Jahre 1794 forderte der 80jährige Prediger Bogue zu Gosport dazu auf, eine Missionsgesellschaft zu gründen, zu der die Christen aller Partheien sich vereinigten, und deren Grundsatz es wäre, die Neubekehrten nicht zu einer besondern Kirche, sondern nur zum lebendigen Glauben an Jesum Christum zu bringen. Im Jahre 1795 konnte schon das erste Missionsschiff dieser Gesellschaft mit 30 Heidenboten nach den Inseln der Südsee segeln; und seitdem wirken Missionare derselben in Ost- und Westindien, in Nordamerika und in Südafrika unter den Heiden.

Dies große Beispiel blieb nicht ohne Nachfolge. In Schottland und in Nordamerika, so wie in England selbst, in der hohen bischöflichen Kirche entstanden neue Missionsgesellschaften. In den Niederlanden ward 1797 eine Missionsgesellschaft gegründet. Ihr Stifter und erster Missionar war der gelehrte Doctor van der Kemp, früher ein erklärter Feind des Christenthums. Aber bei einer Reise, die er auf der Maas machte, wurde das Boot durch einen Windstoß umgeworfen, seine Gattin und Tochter ertranken, er selbst wurde mit genauer Noth gerettet. Diese wunderbare Lebensrettung bewirkte seine Bekehrung und seinen Eintritt in die Missionslaufbahn. Seine Wirksamkeit unter den Kaffern in Südafrika war mit großem Segen begleitet. Auch Deutschland blieb in der Erfüllung dieser heiligen Christenpflicht nicht zurück. Der fromme Prediger Jänicke in Berlin stiftete 1800 eine Missionsschule, in der er christ-

liche Jünglinge zu Missionaren bildete. Aus dem in Basel 1816 gegründeten evangelischen Missionsseminar sind schon 90 Sendboten unter nicht christliche Völker ausgegangen. Die verschiedenen Missionsgesellschaften in den preußischen Rheinlanden traten im Jahre 1828 zu einer Rheinischen Missionsgesellschaft zusammen, die nun schon 12 Arbeiter in die Heidenärndte nach Südafrika gesandt hat und 12 andere noch vorbereitet. Ueberall in Deutschland sind Hülfsvereine gebildet, die diese Missionsanstalten unterstützen. Auch in Paris entstand ein thätiger Missionsverein, zu dem das ganze protestantische Frankreich mitwirkt.

So sehen wir nach dem Vorgange des christlichen Englands, überall ein erfreuliches Bestreben, das Reich Gottes weiter auszubreiten. Aber die Aerndte ist groß und der Arbeiter sind wenig. Kaum kann man bis jetzt noch Einen Missionar auf eine Million Heiden rechnen.

---

68. Ausbreitung des Christenthums in unsern Tagen.

Nach der Verheißung unsers Herrn soll sein Reich sich über die ganze Erde ausbreiten, und alle Völker das Heil Gottes sehen. Dies große Ziel scheint freilich noch entfernt zu sein, denn nach einer vor etwa 15 Jahren aufgestellten Schätzung rechnete man, das jetzt ungefähr 175 Millionen Christen, 160 Millionen Mohammedaner, 9 Millionen Juden und 656 Millionen Heiden auf der Erde lebten. Aber die Ausbreitung des Evangeliums hat in unsern Tagen einen so gesegneten Fortgang, daß man jetzt schon über 200 Millionen Bekenner desselben annehmen darf. Daß die Bibel- und Missionsgesellschaften vereint in allen Theilen der Welt so unermüdet thätig sind, und daß die Christen aller evangelischen Bekenntnisse sie so treulich mit ihren Gaben und Gebeten unterstützen, das ist ein höchst erfreuliches Zeichen unsrer Zeit. Laßt uns sehen, was diese Vereine Großes und Gutes in den verschiedenen Gegenden der Erde wirken.

Wir wenden zuerst unsern Blick nach Asien. Das große chinesische Reich mit seinen 150 Millionen Einwohnern ist zur Zeit noch den Verkündigern des Evangeliums ver-

schlossen. Die Jesuiten, die in früheren Jahrhunderten hier Missionen hatten, mischten sich in die Regierungsgeschäfte und der Kaiser ließ das Christenthum in seinem Reiche völlig ausrotten. Aber die heilige Schrift ist ins Chinesische übersetzt, und Tausende von Bibeln kommen durch die handeltreibenden Chinesen ins Innere des Landes. Kleinere christliche Schriften werden selbst am Hofe des Kaisers gelesen. Neulich hat ein deutscher Missionar, Gützlaf, nachdem er erst im Königreiche Siam mit großem Erfolge das Evangelium gepredigt hatte, es gewagt, in China einzudringen und hat für seine Botschaft überall gute Aufnahme gefunden. In dem Reiche der wilden Birmanen in Hinterindien hatten die nordamerikanischen Missionare noch vor einigen Jahren große Drangsale zu bestehen und ihr Aufenthalt dort schien ganz vergeblich zu sein. Der König hatte sie verächtlich von sich gewiesen, das Volk war ihnen abgeneigt und sie waren fast täglich in Todesgefahr. Aber sie blieben standhaft, und nachdem nun der Stolz dieses Volkes in einem unglücklichen Kriege gegen die Engländer gedemüthigt worden ist, findet auch das Evangelium mehr Eingang unter ihnen. Mehrere sind schon als wahrhaft Gläubige getauft, Knaben- und Mädchenschulen sind angelegt, und selbst der König und seine Minister unterhalten sich gerne über den Glauben der Christen.

Die Missionsarbeiten in Ostindien haben für uns Deutsche ein besonderes Interesse, weil dort vor 100 Jahren deutsche Missionare unter großen Schwierigkeiten die Bahn gebrochen haben. Die dänisch-hallische Missionsgesellschaft sandte damals Heidenboten nach Tranquebar, einer dänischen Besitzung in Ostindien. Bartholomäus Ziegenbalg war der erste derselben, ein Mann von großen Gaben und seltener Frömmigkeit. Er mußte durch mancherlei harte Proben hindurch gehen. Sogleich bei seiner Ankunft erduldete er eine 4monatliche Gefangenschaft. Eine nothwendige lang ersehnte Geldunterstützung, die schon im Hafen glücklich angekommen war, ging durch das Umschlagen des Boots, das sie ans Land bringen sollte, verloren. Um die schwere tamulische Sprache zu lernen, schämte er sich nicht, in eine tamulische Schule zu gehen und sich zugleich mit den Kindern unterweisen zu lassen. Und bald konnte er nicht nur das Evangelium in der Landessprache predigen, sondern konnte auch das große Werk für die Tamulen vollbringen, was Luther für uns Deutsche vollbrachte, er übersetzte die

Bibel ins Tamulische. In Tranquebar und in der Gegend wurden bald mehrere Gemeinden errichtet. Eben so thätig war ein andrer deutscher Missionar, Schwarz, zu Tanjore. Er hat 6 bis 7000 Hindus zu Christen bekehrt, und noch jetzt bestehen in der Gegend, wo diese Deutschen wirkten, 200 kleine Christengemeinden mit 15,000 Seelen. Weit größer und wichtiger ist das englische Gebiet in Ostindien. Aber dennoch geschah lange nichts für die Bekehrung der vielen Millionen Mohammedaner und Hindus. Man hinderte sogar die Ausbreitung des Christenthums, weil man es der Staatsklugheit gemäß hielt, die heidnischen Unterthanen nicht in ihrem Glauben zu stören. So konnten also Christen ruhig zusehen, wie der abscheulichste Götzendienst getrieben wurde, wie Mütter ihre Kinder im Ganges ertränkten, um damit die Seligkeit zu verdienen, wie aus gleichem Grunde Wittwen mit ihren verstorbenen Männern lebendig verbrannt wurden, wie andre sich die martervollsten Büßungen auflegten, und noch andre sich von den Rädern des schweren Götzenwagens des Juggernauth zerquetschen ließen! Als aber im Jahre 1813 das brittische Reich in Indien eine neue Verfassung erhielt, da wurde das Parlament in London so von allen Seiten mit den Bitten christlicher Männer bestürmt, daß es die freie Verkündigung des Evangeliums in Indien gestattete. Seitdem ist dort die christliche Liebe unermüdet thätig, Seelen zu retten. Auf 21 Stationen im nördlichen und auf 45 im südlichen Indien wirken die Missionare, die sich wieder bekehrte Eingeborne zu Gehülfen erzogen haben. Zahllose Schulen sind errichtet; Lehr- und Erbauungsbücher werden gedruckt und vertheilt, und bald wird es auch in diesem finstern Lande Tag werden, und die Gräuel der Nacht werden verschwinden. Einen köstlichen Fund machten die Missionare noch im Süden von Ostindien. Sie fanden im Innern des Heidenlandes ein Volk von 30,000 christlichen Familien in 55 Gemeinden vertheilt. Es waren syrische Christen, deren Sprache und Gebräuche noch ganz an die ersten christlichen Zeiten erinnerten. Sie waren vor den Portugiesen und vor der Inquisition, die sie mit Gewalt römisch-katholisch machen wollte, in die Gebirge geflohen und lebten dort seit Jahrhunderten verborgen. Als Missionar Buchanan, der von ihnen gehört hatte und sie aufsuchte, durch manche Wüste und an manchem Götzentempel vorüber gezogen war, schallte ihm eines Abends aus einem stillen Thal der liebliche Ton

einer Glocke entgegen, und tief bewegt fühlte er, daß er mitten im Heidenlande hier in der Nähe von christlichen Brüdern sei. Gerne reichte man auch diesen verlassenen Christen die Hand der Liebe. Die Bibel wurde in ihrer Sprache gedruckt und Schulen unter ihnen angelegt.

Am kaspischen Meere, an der persischen und türkischen Gränze stehen die von Basel ausgegangenen Missionare, und suchen theils für die Unterweisung der dortigen armenischen Christen, theils für die Bekehrung der Mohammedaner wirksam zu sein.

Auch im gelobten Lande, in Jerusalem, sind Boten des Evangeliums, deren vorzüglichstes Geschäft es indeß ist, Bibeln und christliche Schriften zu verbreiten und sich der höchst unwissenden, morgenländischen Christen anzunehmen.

Das Missionswerk in Afrika zeigt uns drei Gegenden dieses Welttheils, in denen die christliche Liebe vorzüglich geschäftig ist, das nördliche, westliche und südliche Afrika. Die koptischen Christen in Aegypten sind in die tiefste Unwissenheit versunken. Die heiligen Schriften, die sie haben, sind in einer veralteten Sprache geschrieben, die niemand mehr versteht. Selbst ihre Priester können kaum lesen. Predigt und christlicher Kinderunterricht ist gar nicht unter ihnen zu finden. Mehrere deutsche, von englischen Gesellschaften unterhaltene Missionare sind jetzt mit Anlegung von Schulen und mit Unterweisung der Erwachsenen beschäftigt. Einige andre Deutsche haben den Beruf, von hier aus in das dem Namen nach christliche aber sonst heidnisch-wilde abyssinische Reich Eingang zu suchen. Sie haben dort gute Aufnahme gefunden, sind aber durch Kriegsunruhen genöthigt worden, sich einstweilen zurückzuziehen.

Die armen, rohen Negervölker auf der Westküste Afrika's, haben schon längst die Aufmerksamkeit der Christen auf sich gezogen. Nirgend ist die Unwissenheit so groß und der Götzendienst so kindisch, als hier. Eine Schlange, eine Kugel, eine Flasche, ja ein Korkstopfen ist genug, um des Negers Gott zu sein. Von hier aus holte bisher der Europäer seine Sclaven, und obgleich dieser unchristliche Menschenhandel jetzt verboten ist, werden doch jährlich noch 80,000 Unglückliche in die Sclaverei geschleppt. Die freien Neger und die, die man den Sclavenhändlern abgenommen hat, sind auf Sierra Leone in 14 Negerdörfer gesammelt, und empfangen nun christlichen Unterricht. Südlich davon, in Liberia und Monrovia, haben die Nordame-

rikaner Freistätten für arme, aus der Sclaverei befreite Neger gestiftet, und erziehen sie durch den Dienst deutscher Missionare zum Reiche Gottes. Auch auf der dänischen Goldküste arbeiten deutsche Heidenboten. Aber das Klima ist in dieser Gegend für Europäer so ungesund, daß die meisten bald nach ihrer Ankunft starben. Schon ganze Reihen von Grabhügeln frommer Männer kann man dort zählen, die ihr Leben für Christum und ihre armen, unseligen Brüder dahin gaben. Fast eben so groß sind die Schwierigkeiten, die die gottlosen Sclavenhändler erregen, die nicht selten die Missionsniederlassungen mit Brand und Waffengewalt zerstören. Dennoch wird das Werk hier nicht aufgegeben, bis Eingeborne selbst im Stande sind, Missionare unter ihren Brüdern zu sein.

In Südafrika haben die Heidenboten, deren dort 73 auf 38 Stationen vertheilt sind, ein weites Arbeitsfeld, und sie sind dort schon weiter ins unbekannte Innere vorgedrungen, als die kühnsten Länderentdecker.

Hätte man nach den Beschreibungen der Reisenden, die unter diesen Völkern umhergewandert waren, handeln wollen, so wäre wohl kein Bote Christi nach Südafrika gegangen. Denn diese beschrieben die Hottentotten als so dumm und stumpfsinnig und die Kaffern als so unbändig wild, daß an beiden Völkerschaften alle Mühe verloren sei. Ja, manche glaubten in allem Ernste, die Buschmänner, die als ein wildes Raubvolk in Felsenspalten und Baumnestern wohnen, seien nur eine Art großer Affen. Aber die Brüdergemeinde hat unter den Hottentotten Niederlassungen errichtet, wo sie in christliche Gemeinden gesammelt, zum Feld- und Gartenbau angeleitet und in europäischen Handwerken unterrichtet werden, und es ist eine Freude zu sehen, wie dies arme, niedergedrückte Volk so frisch und fröhlich zum vernünftigen und geistlichen Leben erwacht. Auch unter den kriegerischen Kaffern wohnen die Friedensboten an den meisten Stellen ohne Gefahr, und das sanfte Evangelium hat schon manchen Löwen zum Lamm gemacht. Neulich kamen 2000 Buschmänner aus ihren Höhlen zu einer englischen Niederlassung und verlangten Lehrer. Selbst die noch unbekannten Völker im Innern, haben gerne einen weißen Mann unter sich, der gegen Kinder und Erwachsene so freundlich ist, und sie so viel Gutes lehrt. Ja, es wäre schon mehrmals beinahe Krieg unter den Stämmen darüber entstanden, weil jeder einen weißen Lehrer haben wollte.

In diesen Gegenden arbeiten außer den englischen und französischen Missionaren auch unsre Boten in 5 Stationen, unter den Sclaven, Hottentotten und Namaquas. Und Gott gibt Segen zu ihrer Arbeit; ihre Schulkinder sind fleißig und mehrere können schon lesen und schreiben. Die Erwachsenen lernen Häuser bauen, Gärten anlegen, Feldfrüchte ziehen, viele gehen schon bekleidet und arbeiten fleißig, und was das Größte ist, sie lernen den Weg zur Seligkeit. Aber unsre Sendboten müssen dort zugleich Prediger, Schullehrer, Ackerwirthe und Handwerker sein, und oft durch Klippen und Wüsten und über reißende Ströme zu den Einwohnern reisen. Dazu gehört viel Geduld und Glaube und Liebe, die wolle der Herr unsern Missionaren ferner schenken.

Von Afrika wenden wir uns hinüber zu den australischen Inseln. Auf der östlichen Küste Neuhollands, in Neu-Süd-Wallis, haben die Engländer Verbannungsorte für schwere Verbrecher angelegt, unter diese haben die Methodisten Missionare gesandt, und haben die Freude gehabt, daß schon mehrere der verworfensten Sündenknechte sich aufrichtig zu Gott bekehrt haben. Die Ureinwohner dieses Landes sind zwar sehr stumpfsinnig und roh, aber dennoch sind die Versuche, ihnen christliche Erkenntniß beizubringen, nicht ganz vergebens gewesen. Ein Prediger zu Neu-Süd-Wallis, Herr Marsden, hat vorzüglich seine Liebe den Neuseeländern zugewandt. Die Bewohner der großen Insel Neuseeland sind wilde Menschenfresser, die in beständigen blutigen Kriegen untereinander leben, und nicht selten ein europäisches Schiff überfielen, und die Mannschaft desselben schlachteten und verzehrten. Aber zugleich sind sie ein kräftiges, verständiges, mit großen Anlagen begabtes Volk und von treuer Gemüthsart. Herr Marsden nahm die öfters nach Neu-Süd-Wallis kommenden Neuseeländer, die von vielen als Wilde verachtet, von andern gefürchtet wurden, in sein Haus auf, und erwies ihnen Liebe und Wohlwollen. Das fühlten die wilden Menschen tief, und erzählten und sangen bei ihrer Rückkehr von dem weißen Manne, der ihr Volk lieb habe. Einige Neuseeländer-Häuptlinge brachten ihm darauf zutrauensvoll ihre Söhne zur Erziehung und Herr Marsden mußte sie mehrmals auf ihrer Insel besuchen. Er versprach ihnen Lehrer und sie gelobten, sie zu lieben und zu beschützen. So wurde durch die Liebe eines frommen Mannes auch in diesem wilden Lande dem Evangelium

eine Bahn eröffnet, die ihm sonst wohl noch lange verschlossen geblieben wäre. Die Missionare arbeiten dort auf vier Stellen, zwar nicht ganz ohne Lebensgefahr, aber doch auch nicht ohne Segen.

Am herrlichsten hat sich in unsern Tagen die siegreiche Kraft des Evangeliums auf den Gesellschafts-Inseln bewiesen, deren größte und ansehnlichste Otaheiti heißt. Auf diesen schönen, fruchtbaren Inseln, die von einem sanften, gutmüthigen Volke bewohnt sind, übte das Heidenthum seine finstere, blutige Macht auf eine schreckliche Weise. Die meisten Kinder wurden ermordet, den Götzen wurden zahlreiche Menschenopfer gebracht, blutige innere Kriege wurden geführt und alle Kriegsgefangene geschlachtet; die Sünden des Trunks und der Wollust, die die Eingebornen von den Europäern lernten, brachten überdies noch viele ums Leben, und so war die Zahl der Einwohner in einem Jahrhunderte bis zum dritten Theile zusammengeschmolzen und würde wahrscheinlich bald ganz ausgerottet sein, wenn nicht das Christenthum die Uebrigen erhalten hätte.

Die meisten der zuerst von der Londoner Missionsgesellschaft ausgesandten Missionare ließen sich 1797 auf Otaheite nieder. Sie wurden zwar achtungsvoll und freundlich aufgenommen, aber zur Erreichung ihrer Absicht zeigte sich nicht die mindeste Aussicht. Die Einwohner fuhren fort in ihrem Götzendienst und in ihren Lastern, und mehr als einmal wurden die Missionare durch Kriegsunruhen und Volksgährungen genöthigt, von einer Insel zur andern zu flüchten. Dennoch fuhren sie unermüdet fort, die Kinder zu unterrichten und überall auf den Inseln das Evangelium in der Landessprache zu verkündigen. Manche Eingeborne wurden dadurch mit den Wahrheiten des Christenthums äußerlich bekannt, aber nirgend schien es auf ihr Herz und Leben zu wirken. Endlich nach 17jährigem Harren ging den Boten des Evangeliums ein Strahl der Hoffnung auf: der König Pomare, ein verständiger Mann, zeigte sich dem Christenthume geneigt, und begehrte Unterricht. Anfangs hatte freilich nur sein heller Verstand die Nichtigkeit des Götzendienstes erkannt, aber bald wurde er auch von Herzen für das Evangelium gewonnen und bewies über sein früheres lasterhaftes Leben tiefe Reue. Mehrere Andre, Vornehme und Geringe, in verschiedenen Theilen der Insel, sagten sich gleichfalls vom Götzendienste los. Darüber ergrimmten die Heiden und verbrannten die Bethäuser der

Christen, die sie spottend Bure Atua (betende Leute, Betvolk), nannten. Ja sie wollten sie selbst den Göttern opfern, und den Christen blieb nichts anders übrig, als sammt dem Könige auf die benachbarte Insel Eimeo zu flüchten. Hier gewann das Evangelium einen neuen Sieg. Der Oberpriester warf öffentlich seinen Götzen ins Feuer und viele andre folgten seinem Beispiele. Doch gings noch durch manchen harten, schweren Kampf hindurch, und mehr als einmal war es nahe daran, daß die Missionare sammt denen, die ihnen anhingen, getödtet worden wären. Endlich schienen die Heiden, die sich bisher in mehreren Partheien unter einander bekriegt hatten, zur Aussöhnung geneigt, sie riefen den König nach Otaheite zurück, um sich ihm zu unterwerfen. Aber es war mit dieser verstellten Freundlichkeit nur auf den Untergang der Christen abgesehen. An einem Sonntage (den 12. Nov. 1815), als die Bure Atua in der Kirche waren, brach das Heer der Heiden plötzlich aus dem Gebirge hervor und hoffte die Christen wehrlos zu überfallen. Diese aber waren durch eine besondre Fügung der Vorsehung gewarnt worden, und hatten ihre Waffen zur Hand. Aus der Kirche zogen die Männer sammt dem Könige aufs Schlachtfeld, die Weib und Kinder und die nicht streiten konnten, fielen auf ihre Knie und baten den Herrn um Hülfe. Ein furchtbares Gemetzel begann und lange war der Sieg zweifelhaft, bis Upufara, der Anführer der Heiden, das Leben verlor und die Heiden geschlagen ins Gebirge flohen. Der König Pomare that der Verfolgung Einhalt, ließ die Leichname der Gefallenen, der früheren Sitte ganz zuwider, anständig begraben und verpflegte die Verwundeten. Am folgenden Tage zogen die Kriegsgefangenen, vom Könige freigelassen und gekleidet, zu den Ihrigen zurück, an ihrer Spitze der Leichnam ihres gefallenen Anführers auf einer Tragbahre. „Die neue Religion, die er angenommen habe," ließ Pomare ihnen sagen, „gebiete ihm, so an seinen Feinden zu handeln!" — Solch einer Liebe konnten auch die feindlichsten Gemüther nicht wiederstehen. Sie erklärten einstimmig ihre Unterwerfung. Sie seien von ihren Göttern betrogen worden, sagten sie, sie seien daher bereit, sie wegzuwerfen und die neue Lehre anzunehmen, die den Menschen so milde und friedlich mache. Ganz Otaheite entsagte so dem Götzendienste, die Tempel und Opferplätze wurden zerstört, Menschenopfer und Kindermord abgeschafft, Kirchen und Schulen überall eingerichtet, und die Feier des

Sonntags eingeführt. Die gestürzten Götzen sandte der König nach England, um dort als Siegeszeichen des Evangeliums aufbewahrt zu werden. Sieben andre Inseln folgten dem Beispiele Otaheites. Die Missionare konnten kaum alles Verlangen nach Unterricht befriedigen, und waren nun reichlich über alles ausgestandene Leiden getröstet. Mit weiser Mäßigkeit, und ohne sich in die Geschäfte der Regierung zu mischen, beratheten die Missionare den König, der nun in Gemeinschaft mit den Oberhäuptern christliche Gesetze und Einrichtungen einführte. Erst mehrere Jahre nachher wurde der König und mehrere seiner Großen getauft und auch von den andern nur Diejenigen, denen die Missionare zutrauten, daß sie von Herzen gläubig wären. Seitdem bieten diese Inseln das liebliche Bild einer neuen Kirche Christi dar, die, obgleich es auch dort an Namenchristen nicht fehlt, reich am Glauben und an der Liebe ist. Freudig bringen die neuen Christen ihr Kokusöl und andre edle Früchte zur Unterstützung der Missionsgesellschaft dar, und schon sind Eingeborne von diesen Inseln auf andre Inseln als Missionare ausgegangen. Als vor Kurzem der König starb und seine ihm unähnliche Tochter wieder einige heidnische Sitten aufkommen lassen wollte, wurde sie von den Oberhäuptern genöthigt, von ihrem Sinne abzustehen und die christlichen Einrichtungen unangetastet zu lassen.

Nicht weniger merkwürdig ist es, wie die nördlicher gelegenen Sandwichs-Inseln zum Christenthum kamen. Der König, die Oberhäupter und das Volk hatten aus ihrem Umgange mit den Europäern, ohne daß Missionare unter ihnen waren, den Unverstand ihres Götzendienstes eingesehen, und beschlossen in einer Volksversammlung, denselben abzuschaffen und die Götzen zu verbrennen. Sie waren nun ohne alle Religion. Aber gerade als dies geschah, waren schon nordamerikanische Missionare auf dem Wege, um ihnen die Botschaft des Heils zu bringen. Wie staunten diese, als sie erfuhren, was geschehen war. Auch die Bewohner dieser Inseln beugen nun ihre Knie vor dem Heilande der Welt.

Wir blicken endlich noch nach Amerika, und besuchen dort die Eisfelder Grönlands und die Neger in Westindien. In dem kalten, öden Grönland legte vor 100 Jahren der fromme dänische Prediger, Hans Egede, mit unermüdeter Treue den Grund zu einer Christengemeinde, und die deutsche Brüdergemeinde folgte dieser Spur. Auch dies arme

verlassene Volk hat Trost und Leben in Christo gefunden, und wird noch immer von treuen Predigern, die aus Liebe zu dem Herrn gern ihr Leben an diesen winterlichen Felsenküsten verleben, im Worte Gottes unterwiesen. Eben so erfreulich gedeiht das Missionswerk unter den Eskimos auf Labrador, wo mehrere Gemeinden bekehrter Eingeborner arbeitsam und einträchtig den Segen des Christenthums genießen.

Als die unglücklichsten aller Menschen sind wohl die 2 Millionen armer Negersclaven auf den westindischen Inseln zu betrachten. Fern von ihrem Vaterlande seufzen sie unter der harten Arbeit und unter der Geißel ihrer harten Herren, und haben in ihrer heidnischen Blindheit keinen Trost. Sie bedurften es vor allen, daß die Brüdergemeinde, die Methodisten und die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft sich ihrer erbarmte. Das ist mit großer Aufopferung geschehen, denn fast überall waren die Pflanzer zuerst entschieden dagegen, daß ihre Sclaven unterrichtet würden. Manche Missionare mußten ins Gefängniß wandern, viele andre tödtete das ungesunde Klima. Aber nun sind auch die Früchte desto erfreulicher. Die Herren haben nun eingesehen, daß ihre christlichen Sclaven die treuesten und unverdrossensten sind, und die Neger nehmen mit einer rührenden Begierde das Wort Gottes auf, das ihnen so viel Trost und Erquickung bringt. Die Brüdergemeinde zählt 36,000, die Methodisten über 20,000 Neger als Mitglieder ihrer Gemeinden. Viele darunter sind wahre Christen, die ihren Glauben unter so harten Verhältnissen in Demuth und Geduld bekennen. Wenn sie unter schwerer Arbeit des Tages Last und Hitze getragen haben, wenden sie mit Freuden noch einen Theil der späten Abendstunden, ja der Nachtzeit daran, um unterrichtet zu werden. Sonntags lassen sie sich einen Gang von mehreren Meilen nicht verdrießen, um zur Kirche zu kommen. Sie forschen und fragen nach dem, was sie nicht verstanden haben, und bringen das erkannte Gute so kindlich und treu in Ausführung, daß wir Christen uns davor schämen müssen. Was für Wirkungen die Erkenntniß Christi in der Seele eines Negers hervorbringen kann, davon stehe hier aus so vielen vorhandenen nur ein Beispiel.

Ein Negersclave in Westindien hatte sich durch sein christliches Betragen das Zutrauen seines Herrn erworben. Als dieser einst neue Sclaven brauchte, nahm er ihn mit

auf den Sclavenmarkt, und gebot ihm, solche auszusuchen, die er für die besten hielt. Der Sclave hatte sie ausgesucht, da sahe er noch einen abgelebten, alten Mann. Massa, (Herr,) sprach er, den müßt ihr noch in den Kauf haben! Warum? fragte der Herr. O Massa, antwortete der Neger, Ihr müßt ihn haben. Der Sclavenhändler, der wol ohnehin an dem Alten nicht viel zu verdienen wußte, willigte ein. Nicht lange nachher, nachdem der arme alte Mann seinem neuen Herrn angehörte, wurde er sehr krank. Der fromme Neger pflegte ihn, fütterte ihn und bezeigte ihm alle kindliche Aufmerksamkeit, so daß es seinem Herrn unmöglich entgehen konnte. „Was hast du mit dem alten Manne,“ fragte sein Herr, du bist so zärtlich besorgt für ihn; ist es vielleicht dein Vater?“ — „„Nein, Massa,““ sagte der Sclave, „„es ist mein Vater nicht!““ — „Oder einer deiner Anverwandten?“ — „„Nein, Massa, es ist kein Verwandter von mir!““ — „Ist er denn dein Freund?“ — „„Nein, Massa, er ist auch nicht mein Freund!““ — „Und was denn?“ fragte der Herr. „„Er ist mein Feind, Massa! Dieser Mann hat mich, als ich noch ein kleines Kind war, von meinem Vater und von meiner Mutter weggerissen und mich in die Sclaverei verkauft. Und im Worte Gottes habe ich gelesen: So deinen Feind hungert, so speise ihn, dürstet ihn, so tränke ihn!““

Gehe hin, der Du dieses liesest, und thue desgleichen!

So hat denn in unsern Tagen die christliche Liebe die ganze Welt wie mit einem Netze umspannt. Englische, deutsche, nordamerikanische Missionare laden in allen Erdtheilen die Völker ein, ins Reich Gottes zu kommen. Auch das verwaisete, umherirrende Volk Israel wird durch Missionare, die sich seiner annehmen, auf das Wort Gottes hingewiesen, das noch in ihren Händen ist, und auf den Messias, der schon längst für sie gekommen ist. Hätte die Christenheit zu aller Zeit ihre Verpflichtung zur Ausbreitung des Heils so erkannt, als in unsern Tagen, so würde schon die ganze Erde voll Erkenntniß des Herrn sein.

69. Was haben wir zu rühmen von unsrer Zeit.

Die Bibel- und Missionsvereine und ihre unermüdete Wirksamkeit sind ein lautes Zeugniß, daß in unsern Tagen ein reges, christliches Leben in der evangelischen Kirche aufgewacht sei. Wir können es ohnehin nicht verkennen, sondern sollen es zum Preise Gottes rühmen, daß viel Gutes zu unsrer Zeit gedeiht, und daß maches jetzt zu finden ist, was in dem Maaße nie zuvor vorhanden war. Wollen wir es in Einem Ausspruch zusammenfassen, so könnten wir sagen, daß die stille gesegnete Kraft des Christenthums allmählig die menschlichen Verhältnisse mehr durchdrungen und geheiligt hat. Das wird uns klar werden, wenn wir uns das Einzelne, was sich in dieser Hinsicht unter uns zugetragen hat, ins Andenken rufen.

Als die verbündeten Monarchen das Joch des französischen Eroberers siegreich zerbrochen hatten, und in seine Hauptstadt eingezogen waren, da erklärten sie laut, daß sie nicht sich und der Macht ihrer Waffen den Sieg zuschrieben, sondern der gnädigen Hülfe des Herrn; und ermahnten ihre Völker, mit ihnen Gott dafür zu danken. Zugleich schlossen sie unter einander einen Bund und gelobten sich gegenseitig, als christliche Herrscher ihre Völker nach den Vorschriften des Christenthums zu regieren, sich unter einander als Familienväter mehrerer, durch das Band des Christenthums verbundener Familien anzusehen, und in ihren Verhandlungen sich stets von christlicher Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit und Friedensliebe leiten lassen. — Der Einfluß des Christenthums auf die verschiedenen Verhältnisse in den Staaten ist in vieler Hinsicht bemerklich geworden. Die Kriege werden mit mehr Schonung und Milde geführt, wie ehedem, und man sucht sie zu vermeiden, so lange man immer kann. Die Bestrafungen der Verbrecher sind menschlicher, als sonst; und auch in den Gefängnissen, unter den Menschen, die die menschliche Gesellschaft von sich ausgeschlossen hat, ist die christliche Liebe geschäftig, das Wohl der Seele zu befördern. Die Gefängnißgesellschaften suchen dahin zu wirken, daß die Gefangenhäuser Besserungsanstalten werden. Sie haben Prediger und Schullehrer in den Gefängnissen angestellt, um die Eingekerkerten zu unterweisen, sie verschaffen ihnen Arbeit und nehmen sich der Entlassenen zu ihrem weitern Fortkommen hülfreich an.

Eine andre liebliche Frucht der christlichen Menschenliebe ist die Abschaffung des Sclavenhandels. Auch diese ging von England aus, wie denn auch England in seinen ausländischen Besitzungen unter allen Völkern die meisten Sclaven hatte. Es war schon oft im englischen Parlament zur Sprache gekommen, daß der Handel mit Sclaven und die Sclaverei etwas Unmenschliches und Verabscheuungswürdiges sei, aber der Eigennutz der Sclavenbesitzer und diejenigen, die bei dem Sclavenhandel reich wurden, wußte alle Maßregeln dagegen lange Zeit zu hintertreiben. Aber der edle William Wilberforce, ein Parlamentsglied, brachte die Sache immer wieder aufs neue vor und ließ sich durch keinen Widerspruch ermüden, bis im Jahre 1807 das Gesetz gegeben wurde, daß der Sclavenhandel aufgehoben sei. Dadurch sollte dieser Gräuel wenigsten einst aufhören, wenn es auch noch nicht thunlich war, alle jetzt in der Sclaverei lebende Menschen sogleich frei zu machen. Wilberforce glaubte aber sein Werk nur halb gethan zu haben, so lange nicht auch die andern Völker denselben Entschluß faßten. — Darauf war unabläßig sein Bemühen gerichtet, und jetzt, nach dreißigjährigem, beharrlichen Wirken hat er wirklich die Freude, daß die europäischen und amerikanischen Mächte sich zur völligen Abschaffung des Sclavenhandels vereinigt haben. Freilich wird er noch gegen die bestehenden Gesetze da und dort von kühnen Schleichhändlern getrieben, und es hält schwer, entfernte Gegenden so genau zu bewahren, um ihn ganz zu verhüten; aber die Sclavenschiffe, deren man habhaft werden kann, werden angehalten, und die Neger zu den freien Negercolonien geschickt, wo sie zum bürgerlichen und christlichen Leben unterwiesen werden. — Auch die Leibeigenschaft, die als ein Ueberbleibsel aus alter, dunkler Zeit noch in einigen Ländern bestand, wurde meist ganz aufgehoben, oder doch sehr gemildert.

Im Jahre 1817 am 31. October wurde es 300 Jahre, daß Luther zu Wittenberg die Reformation anfing. Als dieser Tag herannahete, wurde beschlossen, ihn in der evangelischen Kirche, wie auch schon vor hundert und vor zweihundert Jahren geschehen war, feierlich zu begehen. Die Vorbereitung zu diesem Feste führte die evangelischen Christen wieder näher auf die Geschichte der Glaubensreinigung und auf die Schriften der Reformatoren. Es wurde aufs neue kund, wie viel man diesen herrlichen Männern Gottes verdankte, und was eigentlich der Grund des evangelischen

Glaubens sei. Da erkannten viele bei dieser gründlichen Nachforschung, wie weit sie sich von diesem Grunde entfernt hatten und bekannten sich von Herzen wieder zu dem Kern des Evangeliums: daß der Sünder aus Gnade vor Gott gerecht werde durch den Glauben! Zugleich erkannten die beiden evangelischen Kirchen deutlicher als je, daß dasjenige, was bisher als Scheidewand zwischen dem reformirten und lutherischen Bekenntnisse gegolten hatte, nur ein menschlicher, unwesentlicher Unterschied sei, der sie nicht hindere, sich fortan als Eine Kirche zu betrachten, und dabei die verschiedene Auffassung einzelner Lehren dem Gewissen eines jeden zu überlassen. Selten ist wohl ein kirchlicher Gedenktag mit größerer Begeisterung gefeiert worden, als diese Jubelfeier der Reformation. Ein neues, freudiges, kirchliches und christliches Leben verbreitete sich von diesem Tage über die ganze evangelische Christenheit. An manchen Orten, wo es die äußern Verhältnisse gestatteten, wurde die Union (Vereinigung) der beiden bisher getrennt gewesenen Kirchen wirklich vollzogen, indem man sich über die verschiedenen kirchlichen Einrichtungen brüderlich vereinigte, und statt der bisherigen Partheinamen Reformirt und Lutherisch den Namen der evangelischen Kirche annahm. Wo die äußere Lage der Gemeinden das nicht zuließ, da bestehen sie zwar noch abgesondert neben einander, aber doch in Liebe und Eintracht verbunden, und als Glieder Einer Kirche. Die höheren, kirchlichen Behörden des Landes, die Consistorien, die Synoden der Provinzen und der Kreise, sind sämmtlich für die vereinigt-evangelische Kirche angeordnet.

Es ist überhaupt eine erfreuliche Bemerkung, daß die Christen aus allen verschiedenen Glaubenspartheien sich mehr anerkennen und lieben gelernt haben, als in früheren Zeiten. Der mindeste Unterschied in kirchlichen Formen oder in Lehrmeinungen wurde sonst oft Veranlassung zu Mißtrauen, Trennung und Streit, und nicht selten sprach man sich darüber unter einander die Seligkeit ab. Jetzt reichen sich die wahren Christen über die kirchlichen Schranken hinüber die Hand der Gemeinschaft und der Liebe, und erkennen, daß sie bei allem äußern Unterschied in der großen Hauptsache Eins sein können. Auch die Christen verschiedener Länder und Welttheile sind einander näher gekommen durch häufige Reisen, durch Briefwechsel und durch Vereinigung zu den gemeinsamen großen Angelegenheiten des Rei-

ches Gottes. Das gehört mit dazu, um die Zeit vorzubereiten, wo alles Ein Hirte und Eine Heerde sein soll!

Auch das dürfen wir als etwas Gutes rühmen, das unsrer Zeit angehört, daß jetzt so viel Sorgfalt auf die Unterweisung der Kinder und auf gründliche Bildung derselben gewandt wird. Die Staaten haben es anerkannt, daß es beides, ihre Pflicht und ihr Vortheil ist, die Sorge für die Erziehung der Kinder nicht den Aeltern allein zu überlassen, sondern durch Gründung und Beförderung guter Lehranstalten dazu mitzuwirken, daß die Kräfte und Fähigkeiten der Kinder gehörig entwickelt und ihnen etwas Gutes ins Herz gepflanzt werde. In unserm preußischen Staate geschieht insbesondere sehr viel für das Schulwesen. Ueberall, wo es noth thut, sind neue Schulen errichtet worden. Alle Kinder sind von der Obrigkeit für schulpflichtig anerkannt, und kein Kind darf confirmirt oder zum Abendmahle zugelassen werden, das nicht gehörigen Schul- und Religionsunterricht empfangen hat. Durch die Einführung besserer Lehrweisen ist den Kindern das Lernen sehr erleichtert worden. Für die Bildung junger Lehrer wird durch Schullehrer-Seminarien gesorgt. Eben so besorgt ist unsere väterliche Regierung dafür, daß auch die höheren Unterrichtsanstalten, die Gymnasien und Universitäten, ihren Zweck erfüllen, und es sind strenge Prüfungen angeordnet für alle, die diese Lehranstalten verlassen und ins bürgerliche Leben eintreten wollen. Ueberall aber ist der Wunsch und das Bemühen des Königs und seiner Räthe darauf gerichtet, daß sein Volk nicht nur verständiger und geschickter, sondern auch gottesfürchtiger und frömmer werde; und das ist für unser liebes Vaterland ein unschätzbar großer Segen, daß der König und das königliche Haus ihren Unterthanen mit einem wahrhaft christlichen Exempel vorangehen. Darum hat auch der Herr ihn und seinen Thron in den stürmischen Zeiten, die wir erlebt haben, so gnädig bewahrt, und hat ihn zu hohen Ehren gesetzt, daß in bedenklichen Augenblicken die Augen der mächtigsten Monarchen auf ihn gerichtet waren, und der Krieg oder Friede Europas von seiner weisen und gerechten Entscheidung abhing.

Wenn wir endlich auch das noch von unsrer Zeit rühmen können, daß man in verschiedenen Wissenschaften, und namentlich in den Naturwissenschaften große Fortschritte gemacht hat, so haben wir uns darüber am meisten zu freuen, daß die menschliche Erkenntniß, nun mehr als sonst,

mit der göttlichen Wahrheit Hand in Hand geht. Es war traurig, daß diejenigen, die sich früher mit der Erforschung der Naturkräfte oder mit der Beobachtung der Geschöpfe beschäftigten, meist mit dem Worte Gottes ganz unbekannt oder gegen das Christenthum feindselig gesinnt waren, und sich freuten, wenn sie in den Ergebnissen ihres Forschens Scheingründe fanden, um der Bibel zu widersprechen. Seitdem aber wahrhaft weise und fromme Männer tiefer in die Naturwissenschaften eingedrungen sind, bekennen sie überall, daß die ganze Natur die Aussprüche der heiligen Schrift auf das genaueste bestätigt und sind dadurch mit neuer Ehrfurcht gegen dies göttliche Buch erfüllt.

---

70. Was ist zu tadeln und zu fürchten von unserer Zeit.

An demselben Sonnenstrahle, an dem der Waizen und die edle Traube reif wird, reift auch das Unkraut. Wenn wir rühmen dürfen, daß wir in einer gesegneten Zeit leben, in der viel Gutes erwachsen ist, so dürfen wir nicht vergessen, daß wir auch in einer gefährlichen Zeit leben, in der das Böse schnell gedeiht.

Seit der französischen Revolution ist fast kein Land von innern Unruhen und Volksgährungen verschont geblieben. Von China im fernen Osten bis nach Südamerika hin hat der Empörungsgeist alle Länder durchzogen. Mancher Herrscher hat seitdem seinen Thron verloren, mancher Staat ist neu umgeformt worden, aber die Völker sind nur immer unglücklicher geworden, je mehr sie die heilige Ordnung Gottes mit Füßen traten. Suchen wir die Ursachen dieser gottlosen und verderblichen Unruhen, so finden wir sie in dem Hochmuthe der Menschen, der sich nicht unter das Gesetz der Obrigkeit beugen will, und in der traurigen Verblendung, als ob die Staatsverfassung Schuld an so vielem Elende wäre, das die Menschen sich doch selbst durch die Sünde zuziehen. Vor einem Jahrzehend hatte sich eine Schaar unerfahrner, erst kaum erwachsener Jünglinge mit einander verbunden, um die jetzige Staatseinrichtung in unserem Vaterlande umzustürzen und eine neue Ordnung einzuführen,

aber sie mußten ihre Thorheit und ihren Frevel zum Theil mit langer Gefängnißstrafe büßen. Als vor drei Jahren die Franzosen abermals ihren bisherigen König vom Throne stießen, und eine neue Revolution dort ihr Wesen trieb, da erwachte der Freiheitsschwindel auch da und dort in Deutschland, und an manchen Orten empörte sich das Volk geradezu gegen seine Obrigkeit. Zwar ist, Gott sei Dank, der Ausbruch dieses traurigen Uebels an den meisten Orten schnell unterdrückt worden, aber dennoch ist es unverkennbar, daß der Sinn demüthiger und gehorsamer Unterwerfung unter den Willen der Obrigkeit, aus Ehrfurcht gegen Gott, aus vielen Gemüthern verschwunden ist. Mancher nimmt es sich heraus, über die Staatseinrichtungen zu urtheilen, der nicht das Mindeste davon versteht. Andre klagen und murren über die Steuern und Abgaben, die sie dem Staate bezahlen müssen, und lassen sich doch von der Sünde und von ihrer Weltlust freiwillig noch viel höher besteuern. Und Gott gebe, daß dieser böse, dem Evangelio und aller menschlichen Ordnung feindselige Sinn bald ganz verschwinde, und Demuth und Gehorsam überall wieder die Herzen der Unterthanen erfülle, damit nicht für Staat und Kirche großes Unheil daraus erwachse.

Zugleich mit diesem stolzen, ungebundenen Wesen offenbart sich jetzt unter den Menschen ein großer Leichtsinn. Die wichtigsten Dinge können geschehen, und man achtet ihrer kaum, die Gedanken eilen schnell von Einem zum Andern, und nichts macht einen tiefen bleibenden Eindruck. Das zeigte sich deutlich, als vor zwei Jahren die furchtbare asiatische Cholera sich unserm Vaterlande näherte. Zuerst war große Furcht da, und mancher zitterte für sein Leben und wurde zu ernsten Gedanken angeregt. Als aber die Krankheit nicht so schnell, als man dachte, herein brach, wurde die Angst bald vergessen, und verwandelte sich an manchen Orten in die leichtsinnigsten Spöttereien. Auch das ist ein trauriger Beweis von dem jetzt herrschenden Leichtsinne, daß, seitdem die Obrigkeit die Gefangenen milder behandelt und schonender bestraft, die Sünden und Verbrechen sich so sehr gemehrt haben. Viele tausend Menschen, die doch von Jugend auf viel Gutes gehört und gelernt haben, beweisen durch ihr Verhalten, daß nicht der sanfte Ruf des Evangeliums, sondern nur das Schwert des Richters sie vom Bösen abhalten kann.

Zu denjenigen Sünden, die sich in unsrer Gegend auf-

fallend gemehrt haben und großes Verderben mit sich führen, gehören vor allen das Sonntagsarbeiten und das Branntweintrinken. Das kann fürwahr keinen Segen bringen, wenn man den Ruhetag, den Gott den Menschen aus großer Liebe gegeben hat, durch Arbeiten entheiligt. Wie viele Menschen leiden schon jetzt großen Schaden an ihrer Seele, weil sie die christliche Ermahnung und Erbauung entbehren, und welche Unwissenheit, Rohheit und Lasterhaftigkeit wird noch daraus entstehen, wenn dieser so weit eingerissene Mißbrauch noch ferner besteht und noch weiter um sich greift. — Welche schrecklichen Folgen die Trunkenheit mit sich bringt, das bezeugen die Armenanstalten und die Zuchthäuser. Kein Krieg, keine Pestilenz, keine Hungersnoth häuft so viel Elend über die Menschen, als diese traurige Leidenschaft; und kein Gesetz der Obrigkeit kann dieser Sünde wehren. In Nordamerika und in England haben gutgesinnte Männer Mäßigkeitsvereine gestiftet, indem sie selbst das schriftliche Versprechen gegeben haben, dem Genusse des Branntweins, dessen Gebrauch so leicht den Mißbrauch nach sich zieht, ganz zu entsagen. Viele andre sind ihrem Beispiele gefolgt, sogar solche, denen schon das Trinken zur Gewohnheit geworden war, haben sich angeschlossen, und schon jetzt sind die Erfolge davon sehr gesegnet.

Von manchen andern Sünden unsrer Zeit kann man freilich sagen, daß sie auch vorher da waren und in eben dem Maaße, aber wenn man bedenkt, daß in unsern Zeiten die Mittel des Heils zur Unterweisung und Besserung reichlicher als je vorhanden sind, so ist es schon sehr traurig und bedenklich, wenn es nur bleibt, wie es gewesen ist. Wo die Sünde nicht abnimmt, da nimmt sie in ihrem Fortgange zu!

Jeder Blick auf unsre Zeit verkündigt uns laut, daß wir in einer wichtigen Zeit leben, in welcher beides, das Böse und Gute, schneller dem großen Aerndtetage entgegenreift. Unentschieden, zwischen Beidem, kann und soll keiner stehen bleiben. Die Frage ergeht an Jeden: Weß willst du sein und mit wem willst du es halten? Wer sich bald und aufrichtig für Jesum und für sein Reich entscheidet, der kann es zu unsrer Zeit, bei so vielen Mitteln, schnell weit im Guten bringen, wer aber jetzt noch der Sünde lebt, über den wird auch das Böse noch eine desto größere Macht gewinnen, und er eilt schnell seinem Verderben zu.

---

71. Schluß.

So haben wir denn die Kirche Jesu Christi von ihrer Stiftung an bis auf unsre Zeiten begleitet, und achtzehn Jahrhunderte mit allen ihren Stürmen und Veränderungen an ihr vorüber gehen sehen. Sie heißt mit vollem Rechte die streitende Kirche, denn sie hat seit ihrem Bestehen immer im Streite gestanden, bald gegen die Macht und List ihrer äußeren Feinde, bald gegen allerlei Unreinigkeit in Lehre und Leben, was in sie hinein dringen wollte, und überhaupt gegen alle Sünde und gegen das ganze Reich der Finsterniß. Die Macht der Wahrheit, die Kraft des Glaubens an Jesum Christum ist ihre einzige Waffe in diesem Kampfe gewesen, damit hat sie jeden äußern Feind überwunden und sich innerlich rein bewahrt, und besteht noch heute siegreich und mächtig bei dem Bekenntniß, auf welches sie einst gegründet ward. Wollen wir Gamaliels Ausspruch (Ap. Gesch. 5, 38. 39.) auf sie anwenden, so hat es sich unter so unzähligen Gefahren, Bedrängnissen, Spaltungen und Hindernissen, die sie siegreich überwunden hat, tausendfältig erwiesen, daß der Rath und das Werk aus Gott sei und nicht von Menschen!

Ueberblicken wir den Gang der Kirche Christi im Zusammenhange, wie wunderbar und heilig sind die Wege, die der Herr seine Gemeinde geführt hat. Wie hat er sie so wunderbar erhalten in gefährlicher Zeit, wie hat er sie so treu und geduldig geleitet, und, wenn sie von der Wahrheit abirrte, sie durch Güte und Ernst wieder zurecht gebracht! Das predigt uns diese Geschichte laut, daß jenes Auge über die Kirche wachte, das nicht schläft noch schlummert, daß die Hand sie regierte, die Himmel und Erde hält; und so mußte denn alles ihr zum Besten dienen, und selbst das Widrigste und Schwerste, Kriege, Verfolgungen, Naturereignisse mußten dazu mitwirken, daß sein Rath hinaus geführt werde.

Die Kirche Christi ist die große Erziehungsanstalt, in der unser Herr den Menschen die Früchte seiner Erlösung mittheilen, und sie für den Himmel bilden will. Darum erhält und segnet er sie, und durch sie das ganze Menschengeschlecht, wohin sie dringt. Laßt uns unserm Herrn danken, daß er auch uns in seinen Pflanzgarten gesetzt, und uns so viele Mittel gegeben hat, ihn kennen zu lernen und

durch ihn selig zu werden. Laßt uns nur trachten, daß wir wahre Glieder seiner Kirche werden, die den Namen, den sie tragen, durch ihr Leben bestätigen und dem Herrn zu gefallen suchen in Demuth, Wahrheit und Liebe. Denn welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen, und welchem viel vertrauet ist, von dem wird man viel fordern.

Der Herr hat ein Reich angefangen, und zugerichtet, daß es bleiben soll. Wenn das Gute und das Böse neben einander zu immer größerer Kraft wächst, so haben wir noch einen entscheidenden Kampf des Lichts und der Finsterniß zu erwarten. Darauf weiset uns auch die heilige Schrift hin, und ruft uns zu: Lasset Eure Lenden umgürtet sein und Eure Lichter brennen und seid gleich den Menschen, die auf ihren Herrn warten! Aber deß dürfen wir uns freuen, daß das Reich Jesu Christi den Sieg behalten, alles durchdringen, und was es nicht durchdringen kann, überwinden wird. Wie herrlich muß es auf Erden sein, wenn einst alles dem heiligen und gnädigen Willen unsers Herrn unterworfen ist; und wie viel herrlicher noch im Himmel, wenn der ganze Rath Gottes hinaus geführt ist, und die erlösete Gemeinde siegreich und selig vor seinem Throne versammelt steht!

Herr, Dein Name werde geheiligt! Dein Reich komme! Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel! Amen.

Marie Heydt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Leipoldt, Wilhelm

Die Geschichte der christlichen Kirche, zunächst für Schulen und Katechesationen

Schwelm 1844

H.eccl. 3166 f
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10028914-8